Ph. Pr. 1398 7

Ueber

Seelengröße

und

Standhaftigkeit

im Unglück.

Zweyte Auflage.

Leipzig,
bey Friedrich Gotthold Jacobäer,
1795.

A 169/358

BIBLIOTHEK D. STADT
MUSEUM
SALZBURG

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Gegenwärtiges Buch enthält verschiedene Zweige der Seelengröße, oder Großmuth, und einen, wie ich mir schmeichle, nicht unnützlichen Beytrag zur Erweckung, Beförderung, und Ausbreitung guter und großer Gesinnungen, die nach der allgemeinen Klage immer seltener unter den Menschen werden. Ich war bemühet, diesen Endzweck durch zwey Mittel zu erreichen, nämlich durch Beyspiele, und Beweggründe.

Wie viel Nutzen und Wirkung die erstern haben, gestehen alle Moralisten vom Seneca an bis auf Feder einmüthig ein. Denn sie beweisen, daß die Tugend, welche man empfiehlt, schon von vielen wirklich ausgeübt worden sey, und widerlegen die Ausrede, daß sich dergleichen Dinge eher empfehlen als thun lassen, augenscheinlich. Daher ihnen manche noch eine grössere Wirkung zuschreiben, als selbst den Beweggründen. Denn wie diese zeigen, daß eine Sache geschehen könne, so beweisen jene, daß sie geschehen sey: wie die Beweggründe machen,

daß uns eine Sache als **wahrscheinlich** vorkommt, so zwingen uns jene, sie für **wahr** zu halten. Wie der Unterricht zwar erleuchtet, aber kalt läßt, so feuren die Beyspiele an, und ziehen mit sich fort. Kurz die Beyspiele, besonders hoher und angesehener Personen, erwecken viel mehr Nachahmung, als die Gesetze Gehorsam. Die Ursache ist erstlich diese: weil Vorschriften allezeit einigen Schein des **Zwanges** haben, davon auch der geringste Verdacht nicht anders als **unangenehm** seyn kann. Von den Beyspielen aber zieht man sich die Regeln **selbst** ab: man kommt auf die Vorstellung des Guten und Bösen durch eigene Reflexion: hier ist keine äußerliche Gewalt, die hinstößet, oder zurückreisset: die Seele ist dabey thätig, und **empfindet ihre Freyheit**, weil sie sich selbst entschließet, dem einen Beyspiel zu folgen, und an dem andern einen Abscheu zu fassen. Zweytens wirken die Beyspiele, wie die Gewohnheit. Sie unterhalten uns mit Vorstellungen, die dadurch bey ähnlichen Fällen leichter und geschwinder hervorgebracht werden. Und da diese Vorstellungen in individuellen Fällen und Personen liegen: das Individuelle aber, wo alles bestimmt ist, lebhaftere Eindrücke machen muß, als das Allgemeine, wo viele Bestimmungen fehlen: so ist auch hiedurch ihre Wirkung stärker, wenn diese individuellen Bestimmungen für sich selbst stärkern Eindruck machen.

Indessen lehrt doch auch eine andere Erfahrung, daß Beyspiele allein darum nicht hinreichend seyen, eine daurende Neigung zu dieser oder jener Tugend in einem Menschen zu erwecken, weil nur wenige Menschen zu eigenen Reflexionen darüber Zeit, Lust, und Fähigkeit haben. Daher scheint es nöthig, auch die Beweggründe beyzufügen, warum ein Mensch so oder so zu handeln für gut gefunden hat. Denn, es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Mensch nicht eher eine Verpflichtung, etwas zu thun, erkennt, bis er einsieht, daß er es seiner Wohlfahrt wegen thun muß, oder, bis ihm gewisse Beweggründe eine Sache als gut und rühmlich vorstellen. Diese werden aber sehr wenig wirken, wenn sie verkehrt, das heißt: wenn die höhern zuerst, und die niedern zuletzt, oder die höhern allein und die niedern gar nicht *) vorgetragen wer-

 den.

*) oder auch: wenn man sie nur im Allgemeinen vorträgt, und nicht ins Besondere anwendet und entwickelt. Wenn man z. B. einen Menschen oft und viel ermahnt, daß er schuldig sey, das gemeine Beste zu befördern, ohne es weiter zu entwickeln, so wird er wenig Neigung dazu blicken lassen. So bald man ihm aber weiter sagt: daß er dadurch andrer Liebe und Hochachtung gewinne, sie zu Gegendiensten verpflichte, und also sein eigenes Wohl befördere ꝛc., dann

wird

den. Denn, jene höhern Gründe sind den meisten Menschen zu fein, und zu erhaben, als daß sie sich dadurch sollten rühren, und zur Tugend antreiben lassen. Höchstens gestehen sie: es ist schön, es sollte so seyn: setzen aber gleich hinzu: wer kann aber so handeln? Und dieß ist eine Mitursache *), warum die christliche Religion, deren Beweggründe doch die edelsten und erhabensten sind, keine größere Wirkung auf die Sitten so vieler Christen hat, weil man die höhern Gründe von der Liebe Gottes, dem Beyfall des Gewissens, fast allein vorträgt, oder höchstens den Befehl Gottes damit verbindet, ohne die weisen, und uns so heilsamen Ursachen anzugeben, warum Gott etwas befohlen habe? Denn, nur immer sagen: das mußt du thun: das ist Befehl Gottes, — das stellt Gott als einen Despoten vor, der Er doch nicht ist, und hindert den Gehorsam mehr, als es ihn befördert. Und dieser Sünde und Verantwortung machen sich alle die-

wird er ohne Zweifel mehr Verpflichtung dazu fühlen und zeigen.

*) Ich gebe hier einen kleinen Beytrag zu den Hindernissen der Wirkung der christlichen Religion, die der Herr Hofrath und Professor Schwab in Stuttgart in seiner Preißschrift so wahr und gründlich angeführt hat, und wünsche, daß diese vortreffliche Schrift immer mehr gelesen, und — befolgt werde!

diejenigen schuldig, die eine solche Despotensprache führen. Freylich ist dem ausgebildeten Menschen der Befehl Gottes der dringendste Beweggrund zur Tugend. Aber — er weiß schon aus der Vernunft und Schrift: daß Gott die Tugend nicht allein in Beziehung auf seine Heiligkeit wolle und gebiete: sondern auch und vornehmlich **aus Weisheit**, als ein Mittel des Endzwecks der Vollkommenheit und Glückseligkeit unter den Lebendigen: und daß Er bey alle seinen Befehlen keinen andern Grund habe, **als unser Bestes.** (Matth. 5, 44=48. Hebr. 12, 4=12. 2 Mos. 20, 6. 5 Mos. 28, 3=12. 1. Timoth. 4, 7. 8.)

Dieß weiß hingegen der Ungebildete noch nicht. Daher muß er **zuerst** durch Beweggründe, die von seiner eigenen, unmittelbaren Wohlfahrt hergenommen sind, zur Tugend ermuntert, und so **stufenweise** weiter geführt werden: und **dann erst** werden die **höhern** Beweggründe des Christenthums ihre **volle** Wirkung thun, und eine nicht nur **vorübergehende**, sondern **daurende Neigung** zur Tugend erwecken *). Außerdem wird er gegen die

 höhern

*) Denn man muß lebenslänglich an seiner Besserung arbeiten. Es ist schändlich, sagt schon Galenus, wenn einer viele Jahre hindurch arbeitet, um gelehrt zu werden, aber (wie so viele heutigs Tags) keine Mühe darauf

höhern Gründe, zumal wenn er sieht, daß diejenigen, welche sie vortragen, selbst nicht davon getrieben werden, kalt und gleichgültig bleiben, und glauben, daß man Dinge von ihm fordere, die andern, wie ihm, zu thun unmöglich seyen.

Ich nehme daher zuerst die **nächsten** Gründe aus der Vernunft, und schreite dann zu den **edlern** fort, bis ich auf den **erhabensten** Beweggrund komme, und dabey stehen bleibe. Denn ich will andere nicht nur in der Großmuth **befestigen**, sondern auch dazu **erwecken**. **So** habe **ich** mich durch langes, eignes Nachdenken, und Lectüre einiger guten Schriften, — denn sonst hat michs **niemand** gelehrt — zur Liebe der Tugend erweckt, und darinn befestigt: und so, hoffe ich, sollen auch andere dazu ermuntert und gestärkt werden. Wer das N. T. aufmerksam, und nachdenkend liest, der wird finden, daß Christus selbst diese Methode bey seinen Jüngern und andern befolgt, und dadurch den Religionslehrern Beyspiel und Befehl zugleich hinterlassen habe, das nämliche zu thun.

Aber freylich erfordert es mehr Wissenschaft und Mühe, dem Menschen aus unläugbaren Gründen der Vernunft, aus seinen eigenen Empfindungen und Erfahrungen, eine Sache als **wahr**, und **gut**, und **heilsam** vorzustellen, als

zu

darauf wendet, ein tugendhafter Mann zu werden.

zu sagen: so mußt du leben: so ists Gottes Befehl ꝛc. Wer mit diesen Gründen anfängt, der **baut das Haus von oben herab**, und arbeitet folglich **vergebens**. Ein verständiger Baumeister legt **zuerst** einen **festen Grund**, und **dann erst** kann er ein Haus darauf aufführen, das weder Stürme noch Platzregen umwerfen können. Und eben so machts der redliche, und verständige Sittenlehrer auch. Er fängt seinen Unterricht mit **Feders** und **Reinhards** Principio der Moral an, und arbeitet so lange an dessen **Veredlung**, bis er endlich auf das Kantische Moralprincipium kommt, und damit seinen **Unterricht** beschließt *). Denn — offenbar ist letzteres nur das **oberste** Principium der Moral, und taugt nur für schon ganz **ausgebildete** Menschen, deren es doch selbst unter den Philosophen, (wenn man sie anders aus ihren **Handlungen** **) beurtheilen **darf**,) und auch unter den Theologen, die nichts als Liebe Gottes predigen, nicht sehr viele giebt. Manche sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, d. h. vor so vielen abstracten, schweren

 Worten,

*) Jetzt wird das erhabene Principium Christi, Matth. 22, 37 - 40. erst in seiner ganzen Schönheit eingesehen, empfunden, und befolgt werden.

**) Manche sind in der Theorie Kantianer, und in der Praxi Hobbesianer, vermuthlich, weil sie die Wahrheit nur erkennen, und nicht empfinden.

Worten, und Subtilitäten, und Distinctionen, und Modificationen ꝛc. sehen sie das so nahe liegende, einzigwahre Grundprincipium der Moral nicht, führen auch Jünglinge, die diese hohe Wortweisheit wenig oder gar nicht verstehen, auf diesen steilen Alpen herum, und berauben sie also, soll ich sagen mit Fleiß, oder aus Mode, der so nöthigen, populären Lebensweisheit, und Tugend *). Denn ich sage es noch einmal kühn: wie kann da Tugend entstehen, wo man das Haus von oben herab bauet? Männer, Tugendhelden, mögen sich an Kants Principien mit Entzücken ergötzen, und den großen Mann tausendmal dafür segnen. Ungelehrte und Jünglinge aber **) können

*) Dieß ist der Grund der Libertinage so mancher Studirenden, weil nur der Verstand gebildet wird, und der Wille nicht. Und doch ist und bleibt Weisheit und Tugend, wie schon Locke sagt, die Hauptsache der ganzen Erziehung. Aber — ohne Zweifel versteht er die Lebens- und nicht die Wortweisheit. Non scholae, sed *vitae* discendum est. d. i. Nicht für die Schule, sondern fürs Leben muß man lernen.

**) Wie sie nämlich größtentheils sind. Und für diese gehört das so alte, als wahre Sprüchwort: Non, qui *multa*, sed qui *fructuosa* discit, sapit, d. i. Nicht der, welcher viele, sondern der, welcher gemeinnützliche Dinge lernt, ist weise. Denn, mancher lernt viel,

können dem Adler die hohe Bahn über die Wolken hinauf nicht folgen, sondern müssen erst vorher bey dem edlen Feder *) und andern seines gleichen in die Schule gehen, und sich durch beständige Uebung nach und nach erheben, bis sie endlich jenen **Gipfel** menschlicher Tugend ersteigen können. Es giebt ohnehin nur **wenige**, mit besondern Vorzügen begabte, und an ihrer moralischen Vollkommenheit immer arbeitende, Seelen, die zu der erhabenen Tugend gelangen, daß sie **aus Grundsätzen** wahrhaftig großmüthig sind. Lasset uns also nicht durch eine verkehrte Methode diese Anzahl noch mehr vermindern, sondern lieber durch die **besten Mittel** immer mehr vermehren!

Doch, ich bitte wegen dieser freymüthigen Aeußerungen, die mir meine Liebe zur Wahrheit und Tugend abdrang, um Vergebung,

viel, nur das Brauchbare nicht (dieß ist zu gering!) und wenn er in ein Amt kommt, muß er erst wieder von neuem lernen.

*) Feders Grundsätze sind zudem nicht so sehr von den Kantischen unterschieden, und haben noch den Vorzug, daß sie in einer populärern Sprache vorgetragen sind. Freylich wird eben diese Popularphilosophie von manchen bitter getadelt. Allein, soll man denn lieber Philosophie für die Mondseinwohner schreiben?

bung, und Belehrung, und kehre zu meinem Büchlein zurück.

Meine Absicht ist, wie gesagt, gute und große Gesinnungen zu erwecken, zu befördern und auszubreiten, und dieselbe durch Vorlegung passender, wahrer Beyspiele, und faßlicher, überzeugender Beweggründe zu erreichen. Gesteht man mir nun nur dieses zu, so kann ich manchen gegründeten, und ungegründeten Vorwurf, manche unbillige und feindselige Critic: daß z. B. Präcision, Gründlichkeit, Kunst der Composition, Neuheit ꝛc. ganz oder zum Theil vermißt werde, gar wohl ertragen. (Denn ich war zwischenein einigemal sehr beschwerlich krank, und konnte dieß Büchlein nur in meinen wenigen Nebenstunden ausarbeiten.) Auch kann ich es ertragen, wenn einer oder der andere Recensent gar nichts Gutes darinn findet, sondern einseitig darüber aburtheilt, als ob er allein von der Nützlichkeit eines Buchs zu urtheilen im Stande wäre. Denn ich habe schon in manchen Journalen und Zeitungen bemerkt, daß man von ähnlichen Büchern das eine sehr lobte, das andre hingegen bitter tadelte. Nur bitte ich meine Leser, selbst zu prüfen und zu urtheilen, und sich von einem unbilligen Critiker den Gebrauch ihres Verstands nicht absprechen zu lassen. Und, manche Recension sieht in der That so aus, als ob man den Lesern nicht auch

ein

ein Quentchen Verstand zutrauete, sondern geradezu verlangte, daß man auf ihren, oft sehr ungegründeten Machtspruch ein Buch hinter die Thüre werfen, oder in einem Glaskästchen aufbewahren sollte.

Noch muß ich mich gegen einen Vorwurf verwahren, den etwa einige machen möchten, als ob hie oder da auf den oder jenen gezielt wäre . . Diese versichre ich, daß ich kein Individuum weiß, auf welches dieß oder jenes genau passen sollte. Im 18. §. möchte freylich eine Ausnahme hievon zu finden seyn: allein nur für die **wenigen**, die diese Geschichte **wissen**. Es ist aber so **vorsichtig**, und schonend geschehen, als nur möglich war. Denn der Verfasser davon sucht nichts, **als seine Unschuld zu beweisen**, und **sein hartes Schicksal zu erleichtern**. Sollte man ihn aber der Unwahrheit beschuldigen, so ist er genöthiget, die Geschichte weitläuftiger zu erzählen, und so deutlich zu **beweisen**, daß nur der **Blinde**, oder nicht sehen **Wollende** sagen kann: **er sehe nichts.**

Wer edel und groß denkt, der erkennt und verbessert sein Unrecht, und kann die Wahrheit hören und ertragen. Kleine Seelen aber werden freylich ihr Unrecht noch dadurch vergrössern, daß sie es entschuldigen oder läugnen.

Diese

Diese mögen immerhin ihre Verantwortung vor Gott noch mehr vermehren, und durch ein neues: kreuzige, kreuzige ihn! Gott noch einen Dienst zu thun glauben. M. Leidemit wird sich auch unter diesen neuen Stürmen in seine Unschuld einhüllen, und jenen Tag der Offenbarung mit desto größerer Freude erwarten . . .

Den 6. April 1790.

Inhalt.

Einleitung.

Was ist Seelengröße? Seite 1
Beweis davon aus der Geschichte 6
Zweige, und allgemeine Gründe derselben 12

I.

Seelengröße — bey Verachtung.

§. 1. Ehrliebe ist in der Natur gegründet 19
§. 2. Unterschied unter wahrer und falscher Ehrliebe 21
§. 3. Ungleiche Austheilung der Ehre 27
§. 4. Großmüthiges Verhalten dabey und zwar
a) überhaupt 30
§. 5. b) insbesondere
1) Wenn man nicht nach Verdienst geachtet wird 31
2) Wenn man keinen Ehrentitel und Rang hat 38
3) Wenn Vornehme uns nicht in Gesellschaften ziehen 41
4) Wenn man nicht splendid leben kann 44

II.

Großmuth bey Verläumdungen.

§. 6. Die beßten Menschen sind den Verläumdungen am meisten ausgesetzt 50
§. 7. Großmüthiges Verhalten
a) in Ansehung der Verläumder 53
b) in Ansehung der Verläumdung 65
c) in Ansehung der Art der Vertheidigung 70
§. 8. Großmüthige Besiegung des Ehrgeizes 71
a) im Glück 72
b) in Ausschlagung einer Ehre 80
§. 9. Großmüthige Mäßigung
c) in der Herrschaft über die Meynungen 89
§. 10. d) besonders der Glaubensmeynungen 92
§. 11. e) über die Bestimmung anderer 95
§. 12. Großmüthige Bescheidenheit
Natur und Gründe derselben 100
111

Inhalt.

III.

Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglück.

§. 13. Allgemeinheit und Arten desselben S. 106
§. 14. Großmüthiges Verhalten in
a) Schmerzen und Krankheiten 112
§. 15. b) beym Verlust seines Vermögens und Amts 136
§. 16. c) in Gefahren 163
§. 17. d) in Armuth 178
§. 18. e) in einer unglücklichen Lage 198
§. 19. f) bey Unrecht und Verfolgung 234
§. 20. g) beym Verlust der Ehegatten, Kinder, Freunde 259
§. 21. h) im Gefängniß, Verbannung 282
§. 22. i) bey ungerechter Hinrichtung 304
§. 23. Kurze Wiederholung der Gründe 324

IV.

Seelengröße gegen Feinde.

§. 25. Entstehung der Feindschaften 330
§. 26. Wer ist ein wirklicher Feind? 336
§. 27. Großmüthiges Betragen
1) gegen Feinde im Kriege 341
§. 28. 2) im bürgerlichen Leben
a) Der Regenten gegen Unterthanen 365
§. 29. b) Der Vorgesetzten gegen Untergebene 382
§. 30. c) Der Mitbürger unter einander 389
§. 31. d) gegen Rivale oder Mitbewerber 397
§. 32. e) gegen unvorsetzliche Beleidiger 408
§. 33. Gründe dieses Verhaltens 413

V.

Großmüthige Uneigennützigkeit.

§. 34. Natur und Beschaffenheit derselben 427
§. 35. Gründe derselben 444
§. 36. Fortsetzung 448

VI.

Großmüthige Freygebigkeit.

§. 37. Natur und Beschaffenheit derselben 449
§. 38. Gründe dieses Verhaltens 468

Ein-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die Seelengröße, oder Großmuth, (welches gleichbedeutende Worte sind,) hat in der Moral noch keinen genau bestimmten Begriff. „Er ist, (wie Hr. Hirschfeld in der Betrachtung über die heroischen Tugenden S. 21. sagt,) ein Weg im Labyrinth, der uns bald zur Freygebigkeit, bald zur Wohlthätigkeit gegen Undankbare, bald zur Liebe der Versöhnlichkeit bey Macht und Gelegenheit zur Rache, bald zu dem hohen Sinn, der den Erwerb äusserer Vortheile durch niedrige Mittel verwirft, oder bey dem Bewußtseyn der Rechtschaffenheit die Stimme der Schmähsucht, und die Anschläge der Verfolgung verachtet, hinführt, aber immer zu einer Erhabenheit der Seele,

die sich auf verschiedenen Seiten äussern kan.“ Hievon unterscheidet er: Uneigennüzigkeit, Wohlwollen, edlen Stolz, Patriotismus, Muth, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Enthusiasmus — welches doch gewiß auch grosse Gesinnungen sind.

Abbt, in seinem Buch vom Verdienst, unterscheidet Grösse des Geistes, Stärke der Seele, Güte des Herzens, und Wohlwollen. Zur Stärke der Seele rechnet er: Muth, Unerschrockenheit, Festigkeit, und Stetigkeit des Willens, Geduld, und Herzhaftigkeit.

Herr Professor Abel erklärt (in seiner Rede am 7ten Jahrstage der Herzogl. Carls-Hohen-Schule zu Stuttgart S. 59.) die Seelenstärke durch — Herrschaft über sich selbst, d. i. über seine Ideen, Empfindungen und Leidenschaften, und zählet darunter: Patriotismus, Muth, Standhaftigkeit, Unerschrockenheit, Gerechtigkeit, Uneigennüzigkeit, Enthaltsamkeit, Erhabenheit über Beleidigungen, und Gelindigkeit gegen die Feinde.

Herr D. Platner versteht unter Seelenstärke die Kraft grosser, vielumfassender, deutlicher,

Grund-

Grundsäze der Weisheit und Tugend, in der Einschränkung der eigennüzigen Triebe, und in der Erweiterung der mittheilenden Neigungen. Als Zweige davon führt er an: Selbstständigkeit, Standhaftigkeit, Enthaltsamkeit, Geduld, Muth, Herzhaftigkeit, und — Großmuth. Lezteres, sagt er, scheint eigentlich eine sittliche Vollkommenheit für sich selbst, und keine Eigenschaft der Stärke der Seele zu seyn. Auch Home, (Grundsäze der Kritik I, 269.) leitet die Großmuth von der Stärke der Seele ab. Allein, nicht zu gedenken, (fährt er fort) daß alles erhabene in einem gewissen Grade stark, und fest seyn muß, so ist wirklich die sittliche Erhabenheit, die wir Großmuth nennen, nichts anders, als ein gewisser Schwung der Seele, der durch ihre Stärke allein möglich gemacht, und von derselbigen Kraft regiert wird, die ein andermal als: Selbstständigkeit, Selbstmacht, mit einem Wort, als Stärke der Seele erscheint.

Herr D. Reinhard erklärt (in seiner Christlichen Moral I, 512.) die Christliche Großmuth durch die Gewohnheit, mit einem lebhaften Gefühl der hohen Würde, und Vollkommenheit,

welche die menschliche Natur nach der Lehre Jesu erlangen soll, alle seine Entschliessungen zu fassen, daß man sich durch vergängliche Vortheile und durch Gefahren dieses Lebens niemals von dem abwendig machen läßt, was man für Pflicht erkennt. Darunter begreift er: Uneigennüzigkeit, Seelengrösse, Muth, Standhaftigkeit, Gleichmüthigkeit, und Gegenwart des Geistes.

Wenn man alle diese Erklärungen liest — und es sind nur die vorzüglichsten — so muß man dem Hrn. Hirschfeld vollkommenen Beyfall geben, und mit ihm behaupten: daß der Begriff der Großmuth in der Moral noch nicht genug bestimmt, und ein Weg im Labyrinth sey.

Ohne mich nun zum Richter über diese vortrefliche Männer, die ich mit wahrer Hochachtung verehre, aufwerfen zu wollen, will ich sagen, wie ich mir die Sache vorstelle, hierauf meine Erklärung mit der Geschichte beweisen, und sie dann um ihre gütige Belehrung bitten.

Unter Seelengrösse, oder Großmuth, welches ich fürs Genus halte, verstehe ich: die Erhabenheit der Seele über die

gemeine Art zu denken, zu empfinden und zu handeln. Darunter begreife ich: den Tod fürs Vaterland, für Nothleidende, und für die Wahrheit: Erhebung der Seele über Verachtung, Mangel, Verleumdung: Bescheidenheit in einem hohen Grade: Standhaftigkeit, Geduld, Seelenstärke, in Schmerzen, Unerschrockenheit in Gefahren, Gelassenheit im Unglück: Mässigung und Gelindigkeit gegen Feinde: (welches die Großmuth im engern Verstand ist:) Uneigennüzigkeit: edle Freygebigkeit: strenge Enthaltsamkeit: unveränderliche Rechtschaffenheit, und Treue: edlen Stolz, Muth und Herzhaftigkeit: unbewegliche Festigkeit in Entschlüssen: standhafte Gerechtigkeits- und Wahrheits-Liebe: ächte Menschenliebe: besondere Dankbarkeit: ausserordentliche Freundschaft: ungemeine eheliche, kindliche, brüderliche, Liebe. Alle diese Tugenden in hohem Grad, und aus reinen Beweggründen, ausgeübt, nenne ich Großmuth im Allgemeinen; im Besondern aber: großmüthigen Tod: großmüthige Bescheidenheit, Uneigennüzigkeit, Freygebigkeit ꝛc.

Die Seelenstärke halte ich für ein Synonymum von Geduld und Standhaftigkeit, wobey ich den Cicero, dem animus fortis et magnus eins ist, mit seinem vortreflichen Uebersezer, dem Herrn Professor Garve, und — alle Geschichtschreiber auf meiner Seite habe. Ich habe in dieser Absicht die Allgemeine Weltgeschichte, Schröckhs Biographien, und Weltgeschichte für Kinder, den Hume, Schmid, Robertson, Goldsmith, Spittler, Bossuet, Cramer, nebst mehreren Journalen, ferner, den Plutarchus, Thucydides, Valerius Maximus, Livius, Justinus, u. a. theils ganz, theils mit grösster Aufmerksamkeit wiederhohlt durchgelesen, und das Wort: Seelenstärke, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, nicht Einmal, hingegen aber bey jeder erhabenen Tugend allemal Großmuth gefunden. Zum Beweis will ich einige Beyspiele anführen.

Hume (in seiner Geschichte von Großbrittannien I, 444.) nennt die Bemühung der vier Freunde Carls I. für ihren Herrn zu sterben, eine sehr großmüthige Handlung.

Schröckh (in seiner Allgem. Weltgeschichte, Thl. 4. Abschn. 2. S. 174.) sagt von eben diesem Carl I, er sey mit mehr Größe des Geistes gestorben, als er regiert habe.

An einem andern Ort (Allg. Weltg. II, 450.) sagt er: Timur, der mogolische Fürst habe mit uneigennüziger Großmuth gehandelt. Ebendas. S. 215: die Römer seyen sehr von der Großmuth gerührt worden, womit Augustus Beleidigungen vergeben habe. Ebendas. S. 237. Titus habe seine Feinde durch Großmuth zu überwinden gesucht. Ebendas. I, 169. die Phitäni seyen großmüthig für ihr Vaterland gestorben. Ebendas. I, 301. Alexander habe ein großmüthiges Vertrauen zu seinem Arzt bezeigt. Ebend. III, 224: der sterbende König Conrad sey großmüthig gewesen, ungeachtet er selbst einen Bruder gehabt, der Geschicklichkeit genug besaß, um sein Nachfolger zu werden, dennoch den Herzog von Sachsen Heinrich, mit dem er sogar einen nicht glücklichen Krieg geführt hatte, zu dieser höchsten Würde zu empfehlen.

Spittler (in des Freyherrn von Mosers patriotischem Archiv IX, 394.) rühmt von Bil-

 fingern:

fingern: er sey sehr großmüthig gegen seinen Feind gewesen.

Die Verfasser der Allgemeinen Welthistorie IX, 468. nennen die Güte des Titus gegen Jerusalem eine besondere Großmuth. Ebend. IX, 689. rühmen sie Nouschirvans Großmuth gegen Beleidiger. Ebend. X, 669. sagen sie: Hannibal sey über die Großmuth Scipio's gegen die Kundschafter sehr gerührt worden. Ebend. VIII, 358. Mithridates sey besonders wegen seiner Großmuth, womit er Unglücksfälle ertrug, berühmt. Ebend. IX, 7. Judas Maccabäus habe eine besondere Großmuth (Uneigennüzigkeit) in Austheilung der Beute bewiesen.

Bossuet (I, 527.) rühmt die Großmuth des Darius im Unglück. Ebend. I, 209. die Großmuth Abrahams, die ihres gleichen nicht gehabt, weil er die Geschenke der Könige, denen er doch Dienste geleistet, ausschlug. Ebend. I, 620. die Großmuth des Gregorius Nazianzenus, weil er die ihm angebotene Patriarchenwürde nicht angenommen habe. Ebenderselbe (in seinen Trauerreden) die Großmuth der Königin

Hen-

Henriette von England in den größten Gefahren.

Justinus (I, 7.) sagt: Cyrus habe gegen den Crösus viele Großmuth bewiesen, und ihm nicht nur das Leben, sondern auch einen Theil seines väterlichen Reichs gelassen.

Im Plutarch (Leben des Aristides) will sich Themistocles nicht durch dessen Großmuth (gegen ihn, seinen Rivalen) überwinden lassen. Ebendas. wird die Großmuth des Aratus der sein eignes ganzes Vermögen der Wohlfahrt seines Vaterlands aufopferte, gerühmt. Ebend. des Paulus Aemilius uneigennüzige Großmuth, weil er den grossen königlichen Schaz des Perseus nicht einmal ansehen wollte. Ebendas. wird Cimons Freygebigkeit, und Coriolans Gleichgültigkeit gegen den Reichthum — auch Großmuth genannt.

Polybius, (B. 5.) preiset die großmüthige Freygebigkeit des Königs Hiero von Sicilien gegen die Rhodier: und Livius (B. 21.) ebendesselben großmüthige Freygebigkeit gegen die Römer: Diodor von Sicilien das großmüthige Betragen des Phyto im Unglück.

Curtius (IV, 10.) nennt es ebenfalls Großmuth (Enthaltsamkeit) daß Alexander die Gemahlin des Darius nimmer sehn will. Ebendas. IV, 1. bewundert Hephästio die Großmuth der zween Jünglinge, die ein Königreich ausschlugen.

Xenophon (Cyropäd. V, 1.) rühmt die großmüthige Enthaltsamkeit des Cyrus gegen die schöne Panthea.

Ausserordentliche Großmuth nannte Türenne die Warnung des Churfürsten Friedrich Wilhelms vor einem Verräther. (Schröckh in dessen Leben S. 329).

Großmuth nennt Robertson (Geschichte von Altgriechenland, S. 751.) das wohlwollende, sanftmüthige, Betragen Dions gegen seine undankbaren Mitbürger.

Der Großmüthige heißt Johann Friedrich (beym Robertson in der Geschichte Carls V. Thl. 3. S. 170. 211.) wegen seiner Standhaftigkeit im Unglück.

Großmuth nennt Epheu die Standhaftigkeit und Unerschrockenheit des Seneca, da ihm der Tod angekündigt wurde.

Großmüth rühmt Sturz am Grafen von Bernstorf, als er seines Amts entsezt wurde.

Großmuth wird im Englischen Zuschauer (St. 368.) die Geduld und Gelassenheit der Marquisin Villacerf genannt.

Großmuth nennt Voltaire (in Carls XII, Leben S. 113. 114. der deutschen Uebersez.) das Betragen dieses Helden, weil er nicht König von Polen werden wolte.

Großmuth rühmt Schröckh (in ihrem Leben, S. 284.) an der Königin Christina von Schweden, weil sie die Regierung niederlegte.

Großmuth zeigt Samuel während der ganzen Regierung Sauls, indem er nicht merken läßt, daß er zurückgesezt ist. (Riemeyer's Characteristik der Bibel, IV, 59).

Großmüthig ist Moses (nach ebendemselben III, 134.) da er sein Leben für seine Brüder lassen will.

Großmuth nennt Goldsmith (Geschichte der Römer II, 11.) die Gelindigkeit und Sanftmuth Cäsars gegen seine aufrührischen Soldaten.

Eine sehr großmüthige That wird in Iselins Ephemeriden, 1776. St. 6. die, von dem Capitän Richardson geschehene, Menschenrettung genannt.

Eine besondere Großmuth wird (in Spittlers Geschichte Wirtembergs, S. 66.) die Freygebigkeit genannt, womit man dem Frischlin seine Besoldung verdoppelte.

* * *

Die einmüthige Uebereinstimmung dieser berühmten, und einsichtsvollen Männer, bestärkt mich nun sehr in der Ueberzeugung: daß meine Erklärung und Eintheilung der Großmuth richtig, und daß Seelenstärke ein Synonymum von Geduld und Standhaftigkeit sey. Auch der Heldenmuth, oder — Tod fürs Vaterland, für die Wahrheit ꝛc. ist keine besondere Tugend, sondern nur der höchste Grad oder Zweig der Großmuth.

* * *

Aber, nun fragt sich's ferner: wie entsteht die Großmuth, und auf was für Gründen ruhet sie?

Man kann Gesinnungen nicht groß nennen, die auch dem gemeinen Haufen der Menschen

eigen,

eigen; und mit keinem besondern Streit der Leidenschaften verbunden sind. Seinen Leib zu erhalten suchen, seine natürlichen Triebe befriedigen, ist den Menschen mit den Thieren gemein. Niemand schaden, jedem das Seine geben, den Eltern Gehorsam, gegen Wohlthäter dankbar, und gegen Freunde dienstfertig seyn, ist menschlich, und gerecht, und der erste Grad der Tugend.

Wohlwollen in einem nicht ganz gemeinen Grade, und mit einiger Aufopferung gegen andre beweisen, ist edel, und eine Eigenschaft besser gebildeter Menschen, die die Sympathie in ihren Herzen nicht unterdrücken, sondern immer mehr erwecken und stärken.

Je weiter ein Mensch in seiner moralischen Besserung fortschreitet, und je deutlicher er die Absichten Gottes in der Natur einsieht, desto mehr wird er der Tugend aufopfern, desto grössern Gefahren wird er sich um ihretwillen aussezen, oder, desto größer wird er handeln.

Endlich wenn er sich fest überzeugt hat, daß die Tugend allein sein höchstes Gut sey, daß sie allein dauerhafte Ruhe und Zufriedenheit gewähre, daß sie ihm allein den Beyfall Gottes erwerbe,

werbe, und ihn einst in die ewige Glückseligkeit einführe, so wird er derselben nicht nur Geld, Ehre und Vergnügen, sondern im Nothfall so gar Leib und Leben aufopfern, oder, er wird erhaben handeln, folglich die höchste moralische Vollkommenheit beweisen.

* * *

Die Gründe und Staffeln, worauf ein Mensch auf den Gipfel menschlicher Tugend emporsteigt, sind folgende:

1. Sein Nuzen. Jeder Mensch, wenn er nur ein wenig nachdenkt, sieht bald ein, daß er von der Beobachtung der allgemeinen Moralgeseze — Nuzen, von der Uebertretung derselben aber Schaden habe: denn, wer andre liebt, wird von ihnen wieder geliebt: wer aber andre beleidiget, wird von ihnen wieder beleidiget. Daher befolgt er sie, und handelt also bürgerlich gut.

Gerechtigkeit, oder das Bestreben, jedem dasjenige zu erweisen, was er im Verweigerungsfall von ihm zu erzwingen berechtiget wäre, wird ihn also sein eigener Vortheil, bey einem mäßi-

gen

gen Nachdenken, sehr bald lehren. Und, dieß ist nach meiner Erfahrung der Anfang aller Tugend.

Nach und nach lernt er einsehen, daß er bey dieser blossen Gerechtigkeit noch sehr elend seyn würde. Er befleist sich also,

2. seinem Nächsten mehr zu erweisen, als dieser nach den Gesezen von ihm fordern kann: nicht alles aufs genaueste, und nach dem strengsten Recht zu nehmen, sondern von demselben aus Liebe und Wohlwollen, hie und da etwas nachzulassen, oder billig zu seyn. Hiebey befindet er sich besser, als vorhin, und erhält nun auch von andern mehr, als sie ihm schuldig sind. Angenehm, und lieblich, wie ein sanft rieselndes Bächlein, fließt so sein Leben dahin.

Daher steigt er abermal eine Stuffe höher hinauf, (hier bleibt der grösste Theil der Menschen gemeiniglich zurück,) und übt die Tugend

3. aus Menschenliebe, aus der festen, aus den Grundtrieben seiner Natur geschöpften, Ueberzeugung, daß die Menschen geschaffen seyn, um einander zu helfen, und zu dienen. Er lernt die Vorzüge und Schwachheiten seiner Mitbrüder

immer

immer mehr kennen. Daher liebt er jene, und hat mit diesen Mitleiden. Daher sucht er das Glück und die Zufriedenheit seiner Mitbrüder, so viel es ohne Verlezung höherer Pflichten geschehen kann, zu befördern, und um sich her lauter Freude und Vergnügen zu verbreiten.

Nun erhebt er sich abermal eine Stuffe höher, wo er

4. die Wahrheit, Schönheit, und Vortreflichkeit der Tugend, und den wahren Werth aller menschlichen Dinge, klar einsehen und empfinden lernt: wo er durch die Betrachtung der Welt, durch Begriffe von der Grösse und Güte des höchsten Wesens, und von den Absichten desselben, die er aus vernünftiger Ueberzeugung für die besten und wohlthätigsten erkennt: durch die lebhafte Empfindung der bewundernswürdigen Ordnung, wodurch alles in der Welt so eingerichtet ist, daß sich nichts Abgesondertes, oder Unzusammenhängendes darinn findet, sondern daß ein jedes Individuum zur Vollkommenheit des Ganzen abzielet: — zu der unveränderlichen Neigung hingeleitet wird: aus Liebe zu Gott seinen Vortheil, und sein Bes-

ſtes, bloß in dem Vortheile, und in dem Beſten des gemeinen Weſens, ja des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu ſehen, und zu empfinden.

Jezt hat er ſich weit über die gemeine Art zu denken, zu empfinden, und zu handeln, erhoben: jezt hat er den Gipfel menſchlicher Tugend, die überlegte Großmuth, erreicht: jezt iſt er über die Vortheile und Uebel des menſchlichen Lebens erhaben, fürchtet nichts, und begehret nichts ſehr, ſcheuet weder Armuth noch Gefahr, noch Tod, iſt gegen Reichthum, und Ehre, und Vergnügen, und alle menſchliche Dinge gleichgültig: Allein die Tugend, dieſe ſchöne Tochter des Himmels, liebt und verehrt er mit Enthuſiasmus, und verliert lieber Ehre, Gut, und Leben, als daß er ihr mit Vorſaz untreu werden ſollte. Jezt ſteht er auf einer Höhe, wohin nur wenige, an ihrer moraliſchen Vollkommenheit immer arbeitende, Seelen gelangen: wo nur wenige ſeine Handlungen faſſen können, weil ſie den ihrigen ſo unähnlich ſind, — ja, wo ſie ihn gar verachten, verleumden, und verfolgen. . . .

Aber — er, der es für wahr, und guk, und groß hält, der Tugend in ihrem ganzen Um-

fange unverbrüchlich getreu zu bleiben, — läßt sich hiedurch nicht irre machen, sondern eilet immer eifriger dem glänzenden Ziele zu, das er, nach vollbrachter Laufbahn hier auf Erden, in einem bessern Leben zu erreichen bestimmt ist.

Es ist der Mühe werth, zu dieser Höhe hinanzuklimmen, denn die Aussicht davon ist entzückend, und göttlich-schön! —

Ueber die Seelengröſſe bey Verachtung und Verleumdung.

§. 1.

Ehrliebe ist in der Natur gegründet.

Ehrliebe ist allen Menschen natürlich. Dieß darf ich als bekannt voraussezen, und mich auf die Empfindung eines jeden berufen. Schon kleine Kinder fühlen sie, und freuen sich, wenn man ihnen Beweise seiner Achtung giebt, und die guten Eigenschaften lobt, die man an ihnen zu entdecken glaubt. Selbst der niedrigste Mensch, wenn er anders nicht ganz verderbt ist, sieht auf seine Ehre, und verlangt von andern Zeichen ihrer Achtung. Erhält er sie, wie heiter und zu-

frieden lächelt er uns entgegen: und wie dankbar sucht er uns dafür zu seyn! Versagen wir ihm aber dieselbe, wie mürrisch und unzufrieden entfernt er sich von uns, und sucht sich dadurch zu rächen, daß er uns, wo nicht verachtet, doch aber weniger hochschäzet! Man betrachte nur einen gemeinen Mann, der vor einem Vornehmen den Hut abnimmt, wie begierig er darauf sieht, ob jener ihm freundlich danke: und, wie er sich ein andermal stellt, als ob er ihn nicht sähe, — wo er nicht gerade hin ohne ihn zu grüssen vorüber geht, — wenn der Vornehmere den Hut nicht auch abgezogen, und ihm freundlich gedankt hat. Nöthigen ihn aber gewisse Umstände und Verhältnisse dazu, wie, wenn der Vornehmere sein Vorgesezter ꝛc. ist, — so begleitet er seine abgenöthigte Höflichkeits-Bezeugung mit hämischen und beissenden Nachreden. Es bleibt also richtig, daß Ehrliebe einem jeden Menschen von Natur ins Herz gepflanzt sey. Nur ein hoher Grad der Fühllosigkeit, oder des Leichtsinns kann gegen Ehre und Schande ganz gleichgültig machen.

Freylich ist diese Begierde nicht bey allen Menschen gleich stark und geschäftig. Der Grad ihrer Stärke und Wirksamkeit wird bey jedem

durch seine natürliche Anlagen, seine Erziehung, seine Lebensart, seinen Umgang, seine Verbindungen, oft auch durch besondre äussere Zufälle bestimmt, aber bey keinem ist sie ganz müssig, ganz unwirksam. Und so lang sie nicht in Ehrgeiz ausartet, ist sie eben so wenig tadelnswerth, als jede andre Tugend. Denn, wer sollte den Wunsch, von seinen Mitbürgern für das gehalten zu werden, was man ist, mit Grund tadeln können?

§ 2.

Unterschied unter wahrer, und falscher Ehrliebe.

Damit wir aber unsre Ehrliebe nicht über die Schranken treiben, so lasset uns sehen, was falsche, und dann: was wahre Ehrliebe sey?

Nur der Menge, nur dem unwissenden Pöbel, gefallen, und von ihm angestaunt seyn wollen, ist falsche Ehrliebe, und sezet keine wahre Hoheit des Geistes voraus. Diesen Beyfall durch niedrige Wege, durch Geschenke, Schmeicheleyen, kriechende Herablassung, erkaufen, ist niederträchtige Ehrliebe. Nur nach zweydeutigen Zeichen der Ehre, nach demüthigen Stellungen und Be-

grüssungen, nach Titeln, Würden, und Lobsprüchen streben, und zwar nicht ohne Verdienste zu besitzen, ist eitler Ehrgeiz. Aber ohne Verdienste darnach streben, ist ehrsüchtige Dummheit. So sehr uns auch andre, die nicht im Stande sind, von uns zu urtheilen, ehren mögen, so ist es doch für uns eine Ehre ohne Bedeutung. Und, o wie oft erringen wir, statt der Ehre, nur den leeren Schall! Aber, sie sind gut gesinnt, die Menschen, die uns loben. Es sey so! Sind sie darum Richter der Verdienste? Und wir schmachten so nach dem Glücke, Allen, das heißt, den Unwissenden zu gefallen? Dieser Ehrtrieb kann nicht richtig, kann nicht anders als falsch und übertrieben seyn.

Eben so falsch ist die Ehrliebe, wenn man nur durch ererbte Ehre und Vorzüge, die von unsern Eltern und Voreltern auf uns gekommen sind, andrer Achtung sich erwerben will. Denn, was haben wir dazu beygetragen, daß unsre Vorfahren in frühern oder spätern Zeiten, durch Geisteskräfte, durch Tugenden, durch ruhmwürdige Thaten, oder durch körperliche Stärke sich von andern unterschieden haben: oder, daß es ihnen gelungen ist, sich vielleicht durch einen glücklichen Zufall,

fall, vielleicht durch irgend einen unbeträchtlichen, aber in günstigen Umständen geleisteten Dienst, vielleicht gar durch eine böse niedrige Handlung, durch Künste der Schmeicheley, die Gewogenheit eines Höhern zu erwerben, oder dieselbe mit Geld zu erkaufen, und sich dadurch äussere Vorzüge zu verschaffen? Was haben wir wohl dazu beygetragen, wir, die wir damals nicht existirten: wir, die wir vielleicht, wenn wir uns in denselben Umständen befunden hätten, oder noch befänden, das nicht thun würden, oder nicht thun könnten, was unsre Vorfahren gethan haben? Haben wir also das geringste Verdienst davon? Sind wir wohl dadurch besser, und ehrwürdiger, geworden, daß sich einige von unsern Voreltern als wahre Helden, oder als wilde Krieger, oder als Strassenräuber, oder als Hofschmeichler, durch irgend eine recht gute, oder durch irgend eine recht böse That von andern ausgezeichnet, oder durch irgend einen glücklichen Zufall über andre empor geschwungen haben?

Niemand erniedrige sich daher dadurch, daß er demjenigen, den bloß erborgte und falsche Ehre schmückt, eben die Achtung erweise, die er dem verdienten Manne schuldig ist, der sich dieselbe er-

worben, oder sich derselben würdig gemacht hat. Niemand beschimpfe sich dadurch, daß er den Stolz des Elenden, der sich mit falscher Ehre brüstet, nähre, oder dem Laster im vornehmen Gewande die geringste Achtung wiederfahren lasse! Aber jedermann beeifre sich, dem Ehre zu erweisen, dem die Ehre gebühret, und der von wahrer Ehrbegierde beseelt ist. Diese sucht sich die Achtung anderer durch Vollkommenheiten des Verstandes und Herzens zu erwerben, und betrachtet die Ehre bloß als ein Mittel, um desto mehr Gutes zu thun, und sich zu seiner Pflicht dadurch zu beleben. Sie sucht den Beyfall andrer darum, weil sie der Mangel desselben an ihrem und andrer Glück hindert, und weil sie dieses doppelte Glück zu befördern, für ein göttliches Gesez der Vernunft hält. Sie will darum für das gehalten werden, was sie ist, weil sie andern dadurch ein gutes Beyspiel zu geben, und sie zu ermuntern sucht, sich durch eben so schöne, und edle Handlungen gleiche Ehre zu erwerben. Kurz: sie ist nichts anders, als der Wunsch, versichert zu seyn, daß man sich in seinem Urtheil von seinen eignen Vollkommenheiten, insofern die Neigung zu Vollkommenheiten, Vollkommenheiten mit

sich

sich bringt, und von dem Werth seiner Bemühungen zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit nicht irre, und daß man aus lobenswürdiger Bescheidenheit diese Sache nicht vor dem Richterstuhl seines eigenen Verstandes, sondern des Verstandes anderer einsichtsvollen, und unpartheyischen Männer entscheiden lasse.

Weil wir aber wissen, daß anderer Menschen Urtheil von uns, und ihre Achtung in einem gleichen Verhältnisse miteinander stehen, so wünschen wir diese Achtung als ein in die Augen fallendes Zeichen des Urtheils zu entdecken, und trauen ihren Versicherungen in Ansehung ihres Urtheils von uns, und unsern Handlungen nicht, wenn sie nicht von jener Achtung begleitet sind. Es ist also nicht tadelnswürdig, sich aus diesem Grunde jene Achtung zu wünschen.

Wir wissen ferner aus der Erfahrung von andern, und uns, daß die Menschen, wenn sie eine wahre Achtung für jemand haben, geneigt sind, dieselbe durch gewisse äusserliche Zeichen an den Tag zu legen. Wir wünschen also diese Achtung als ein neues Pfand der Versicherung, daß wir uns in unserm Urtheil von unsern edlen Neigungen nicht irren, bey andern, deren Urtheil

viel bey uns gilt, zu entdecken. Wir fürchten sonst mit Recht, daß, wenn diese Zeichen der Achtung fehlen, auch die Achtung selbst, und folglich das günstige Urtheil von uns nicht vorhanden sey. Der Mangel aller dieser Dinge muß, wenn wir uns nicht mit vielem Stolze alsdann noch auf unser eigenes Urtheil verlassen, die Furcht erwecken, daß wir die Vollkommenheiten, welche wir lieben, zu hoch schäzen, und daß wir mit einer blinden Eigenliebe das Maaß des Guten, das wir thun, vergrössern. Trachten wir also darnach, daß man uns jene Zeichen der Achtung, welche Zeichen der Ehre sind, zeige: so fließt diese Sehnsucht nach Ehrenzeichen bey einem edlen Gemüthe, aus der Begierde, zuverlässig versichert zu seyn, ob man ein unpartheyischer Richter in seiner Sache gewesen sey? Kan nun eine solche Ehrliebe noch eine Neigung nach einem leeren, und nichtswürdigen Dunste seyn? Ist sie nicht vielmehr das, was unsre Seele vor allen andern Neigungen und Begierden adelt: Ist sie also nicht sehr lobenswürdig?

§. 3.

§. 3.

Ungleiche, und unbillige Austheilung der Ehre.

Indessen lehrt die tägliche Erfahrung, daß manche Menschen nicht nach Verdienst geschäzt, und viele wider ihr Verdienst geehrt werden. (Ein Beweis, wie aufgeklärt unsre wirkliche Welt sey!) Eben darum, weil der grosse Mann nie mehr scheinen will, als er wirklich ist, und die Achtung seiner Nebenmenschen lieber entbehrt, als erkriecht: eben darum muß er oft im Dunkeln sizen, und ohne äusserliches Ansehen leben. Je mehr Vollkommenheiten er sich zu erwerben, je verdienter er sich um seine Mitmenschen zu machen sucht, desto kaltsinniger ist man gegen ihn, und versagt ihm oft noch diejenige Achtung, die man den schaalsten Köpfen, weil sie sie erkriechen, ohne Anstand erweist. Höchstens fertigt man ihn mit einem: „es ist ein brauchbarer Mann“ ab. Aber, daß man diesem brauchbaren Mann auch die, ihm gebührende, bürgerliche Achtung erweise, und seine Brauchbarkeit zum gemeinen Besten dadurch vermehre, das darf er selten, auch wohl gar nicht erwarten. Treibt das Interesse die Men-

schen

schen nicht an, ihn gehörig oder nur einigermassen zu schäzen, und ihm äusserliche Beweise davon zu geben, so läßt man ihn in seinem Winkel stehen, und würdigt ihn kaum über die Achseln anzublicken. Der Pöbel — und darunter gehört mancher bordierte Herr, und manche modisch frisirte Dame — sieht nur auf den äussern Glanz: um die wahren, sittlichen, Vollkommenheiten eines Menschen aber einzusehen, dazu ist er zu schwach, und zu stumpf.

Du machst Dich z. E. um die Erziehung der Jugend verdient, und erwarteſt, um für den Staat mehr Gutes wirken zu können, mehr bürgerliches Ansehen. Genüge dich mit deiner Mißachtung! Gott berathe dich! Du sollst ja ohnehin nicht eitler Ehre geizig seyn! (So artig weiß man gerechte Ansprüche abzufertigen!!) Du jammerst mich. Allein, so lang der Staat nicht einsieht, oder nicht einsehen will, daß es ihm selbst am vortheilhaftesten sey, deinem Stand mehr Ansehen und Einkünfte zu verschaffen, so lange mußt du unverdiente Mißachtung großmüthig ertragen, und dich geduldig in dein Schicksal schicken lernen.

Wie mancher verdiente, rechtschaffene, Staatsmann wird mit Verachtung belohnt! Wie mancher

brave

brave Gelehrte mißkannt! Wie mancher patriotische Bürger verfolgt und gedrückt! Wie mancher eifrige Prediger verlacht und verspottet! Selbst der Beste unter den Menschen klagt: daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte. Und dieß bestätiget auch die Geschichte eines Hume, Tasso, Buttler, Rousseau, und vieler andern Gelehrten.

Hingegen das Kind jenes Vornehmen, wie geehrt ist es schon in seiner Wiege! Wie wird der angestaunt, der sich durch zusammengeraubten Reichthum auszeichnet, andern vordrängt, und durch prächtige Kleider, und Equipagen die Augen des Pöbels blendet! Wie unterthänig empfiehlt man sich jenem Gewaltigen, den ererbte Ehre schmücket, deren er seinem innern Werth nach unwürdig ist. Wie ehrerbietig geht man jenem schwarzen Rocke aus dem Wege, wenn gleich unter demselben ein Herz von gleicher Farbe verborgen liegt! Wie bescheiden tritt man jenem reichen Kaufmann nach, der seinen Reichthum nicht auf die rechtmäßigste Art erworben hat! Wie höflich neigt man sich vor jenem kostbaren Kleid! Wie schonend behandelt man selbst eines Vornehmen — — Hund!!

§. 4.

Großmüthiges Verhalten hiebey, und zwar

a) überhaupt.

Da nun dem also ist — und wer kann dieser Erfahrung im Allgemeinen mit Grund widersprechen? — so muß ein Mensch, der wahre Ehre liebt, nach diesen äusserlichen Ehrenzeichen, die gemeiniglich den Unwürdigsten zu Theil werden, nicht sehr trachten, sondern sich begnügen, wenn nur Eines einsichtsvollen und rechtschaffnen Mannes Beyfall ihn versichert, daß er nicht zu vortheilhaft von sich denke, und sich durch alles andere, was ihm versagt wird, nicht beunruhigen lassen. Die edelsten Menschen haben immer den Beyfall der Thoren großmüthig verachtet, und entbehret, und die größten Seelen haben den Spott der Unvernünftigen gehört, und sind ruhig auf der Bahn des Guten fortgegangen. Ein Aristides, ein Socrates, ein Scipio, und so viele andre grosse Geister des heidnischen Alterthums wußten sich hinter ihrer Tugend so sicher, daß sie sich durch die Urtheile des Pöbels nicht im mindesten aus ihrer Gleichmüthigkeit sezen liessen. Und wie sollte jeder weise und großmüthige Mann anders denken? Wenn man Kin-

der,

der, Kleider, Bedienten, und — Hunde vom Pöbel angestaunter Menschen so lobt, rühmt, preiset, und hochschäzt, wie sollte er mit diesen in einer Classe stehen, wie sollte er mit diesen gleiches Lob und Ehre erlangen wollen? Einmal, von diesen unterschieden, und mißgeachtet zu werden, heißt gelobt, heißt wirklich geehrt werden. Dergleichen Kleinigkeiten mögen eine kleine Seele in einem modischen Staatswagen, oder unter einem grossen Modehut ergözen: grossen Seelen ist der Beyfall Eines Weisen, Eines tugendhaften Mannes, mehr werth, als die Achtung vieler Tausenden, deren Urtheil vom Zufall, und von Leidenschaften abhängt. Kinder mögen sich am Flittergold belustigen: Männer ergözt nur das, was wahrhaftig ehrwürdig ist.

§. 5.

b) insbesondere:

1. Wenn man in einem Stande lebt, der nicht nach Verdienst geschäzt wird, und man keine Gewalt hat, um Gutes wirken zu können.

Gemeine Seelen, die den Werth der Dinge nicht kennen, und keine eigne Würde in sich füh-

len,

len, jagen der Ehre mit allen Kräften nach, trachten sie durch jedes, oft sehr niederträchtige, Mittel zu erlangen, und suchen oft durch Kriechereyen und Geschenke zu erreichen, was ihnen von Rechtswegen nicht gebührt. Reichthum, der oft durch sehr unrechtmässige Wege erworben worden ist, soll dann ersezen, was an wahrem Werthe fehlt, und giebt nicht selten dem größten Dummkopf mehr Ehre, als der rechtschaffene Mann durch alle seine Verdienste nicht erlangen kann. Dennoch beunruhiget sich der Großmüthige nicht hierüber, sondern mässigt und beherrscht seine natürliche Ehrliebe also, daß er all' diesem Unwesen mit Gelassenheit zusehen kann. Zwar ist er nicht ganz gleichgültig gegen äussere Zeichen der Achtung, und kann es auch als ein vernünftiger Mann nicht seyn, — sonst müßte er alle seine Mitbürger gänzlich verachten, — aber, wenn sie ihm, wie er's verdient, nicht zu Theil werden, so tröstet er sich mit seiner innern Würde, und mit dem Beyfall seines Gewissens. Das gegründete Gefühl seines Werths, seiner guten Neigungen, und Fähigkeiten — und wer kann es tadeln? — erhebt ihn weit über die Urtheile des Pöbels: und das Bewußtseyn, daß,

wo

wo sein Stand und Amt ihm nicht Ansehen verschaft, er doch seinem Amt Ehre mache, und seinem Beruf, so viel es schwachen Menschen möglich ist, völlige Genüge thue, erfüllt ihn mit einem Vergnügen, dessen keine gemeine Seele fähig ist. „Eine einzige Stunde, sagt Pope, wo das Gewissen uns selbst lobt, ist mehr werth, als ganze Jahre voll dummer Bewunderer, und lauter Jauchzer.“

Zwar hat er keine, oder wenig Gewalt, so viel Gutes zu bewirken, als er gerne möchte, er wird so gar von manchen, die es nicht leiden können, wenn jemand Gutes stiften will, darinn gehindert, und durch Gebirge von Schwierigkeiten schikanirt: aber er fühlt Fähigkeiten in sich, gewöhnliche Seelen auf eine, ihnen unmerkbare Weise, zu leiten, wie Wasserbäche, und wirkt auf diese Art dennoch mehr Gutes, als mancher, mit grosser Gewalt versehene, Hohlkopf. Und wie sollte ihn nicht auch dieses gegen äusserliche Mißachtung schadlos halten? Größer, als sein Stand, und mit wahrer Ehre geziert, begnügt er sich mit seinem innern Adel, und sucht ihn durch immer mehrere Vollkommenheiten so zu erhöhen, daß er sich beym Mangel äusserer Ehrenzeichen gar nicht

mehr beunruhiget. Eine solche stille Größe des Gemüths, wodurch er sich über den mächtigsten aller Triebe erhebt, gereicht ihm bey Verständigen zu grösserem Ruhm, als manchem Politisch-Grossen seine Ahnen und Ordensbänder.

Mit welcher erhabenen Großmuth ertrug Columbus die Mißachtung in den lezten Jahren seines Lebens! Wie edel, und anständig betrug er sich beym Kaltsinn seines Königs, der ihm doch so viel zu danken hatte! Der grosse Bernstorf brachte die lezten Jahre seines Lebens in einer stillen Grösse zu, die die Bewunderung eines grossen Theils von Europa auf sich zog. Nach seiner Entlassung brachte er nur einige Tage in Dännemark zu, und wandte sie, wie Socrates, an, seine Freunde zu trösten. Ihm entfiel keine Klage, kein empfindliches Wort. Er beschuldigte niemand, er vertheidigte sich nicht, sondern gieng, wie Scipio, aus der Versammlung seiner Ankläger: und — dankte statt aller Verantwortung Gott für alle Dienste, die Er dem Staat geleistet hatte. Dieses Bewußtseyn, wenn es auch gleich verkannt wurde, flößte ihm die standhafte Großmuth ein, die ihn über sein Schicksal triumphiren machte.

Eben so großmüthig hüllte sich der Herzog Sully in seine Tugend ein, als er nach dem Tod Heinrichs des Vierten, seine Aemter niederlegte, den Hof verließ, und seine Rechtschaffenheit, das Bewußtseyn seiner, dem Staate geleisteten Dienste, und — den Undank und die Mißachtung vieler Menschen mit sich nahm. In seiner Einsamkeit zeigte er eine Würde, und Grösse, über welche Menschen, Höfe, und Monarchen nichts vermögen. Die Hoheit seiner Seele verbreitete sich über sein ganzes Haus. Eine Menge Bedienten, Wache, Stallmeister und edle, ein Pracht voll Glanz ohne schnöde Eitelkeit, majestätische Anstalten, die Ehrfurcht von tausend Vasallen, die Unterwürfigkeit eines hohen Geschlechts, unermeßliche Zimmer, wo die schönen Thaten Heinrichs des Vierten mit den Thaten seines Ministers vorgestellt waren, Parke, worinn die einfältige Natur und die Hoheit herrschte, mitten unter diesen Gegenständen Sülly in weissen Haaren, in alter Tracht, der auf der Brust das geheiligte Bild Heinrichs des Vierten trägt, die fromme Ernsthaftigkeit seiner Reden, die Majestät seiner Blicke, der erhöhete Stuhl, der ihn mitten unter seinen Kindern unterschied, die ehren-

renvolle Aufnahme, welche Greisen in seinem Hause geschah, das Stillschweigen mit Furcht vermischt, und die ehrerbietige Stellung der Jünglinge und Knaben, die ihre Väter an der Hand führten, um diesen grossen Mann zu sehn: alles dieses zusammengenommen, schien etwas mehr als menschliches vor Augen zu stellen, und erregte in den Herzen ein Gefühl, so die Seele erhob, indem sie erstaunte. Dreissig Jahr brachte er also in der Einsamkeit zu, ohne sich über die Menschen, noch ihre Ungerechtigkeit zu beklagen, beweinte seinen alten König, war dem neuen getreu, von Richelieu hochgeachtet, und — gehaßt, und überlebte alles, ausgenommen die Tugend; diese stieg mit ihm in die Gruft hinab.

Lasset uns nun von dem erhabenen Süllv zu einigen Gelehrten hinabsteigen, die bey ihrer Mißachtung noch mit der Armuth zu kämpfen hatten, und daher doppelt unglücklich schienen. Als in England unter Carl, dem ersten, der Geist der Rebellion viel Böses stiftete, erschien das bekannte, satyrische, Gedicht, Hudibras, wodurch den Independenten, und der falschen Religion die Larve abgezogen wurde. Samuel Buttler war Verfasser davon, und man konnte

ihm

ihm den Ruhm nicht nehmen, daß er dadurch Gutes gestiftet; und die Heuchler in ihrer Blösse dargestellt habe. Indessen war Buttler ein armer, folglich auch verachteter Mann, und blieb es — zur Schande seiner Zeitgenossen — bis an seinen Tod. Rousseau, wie sehr wurde er verfolgt! Tasso, wie schnöd wurde er mißhandelt! Keppler, wie undankbar wurde er von seinem Vaterland mißkannt! Aber, alle diese Männer fanden in ihren innern Vorzügen Stärke genug, den Kaltsinn ihrer Mitmenschen ertragen zu können. Sich selbst genug beschäftigten sie sich mit edlern Geschäften, als der gewöhnliche Menschenpöbel, und sahen daher, wo nicht mit Verachtung, doch aber mit wahrem Mitleiden auf denselben herab.

Wie viele Menschen giebt es noch, die in einem höhern oder geringern Stand eben so verkannt, und mißgeachtet werden! Gerade die edelsten Menschen trift oft dieses Loos, denn schlechte wissen durch allerley niedrige Künste sich bey andern einzuschmeicheln. Aber das Gefühl ihres Werths, ihrer Tugend und Rechtschaffenheit, wird sie eben so weit über die Mißachtung erheben, als obige grosse und berühmte Männer.

2. Wenn man keine Ehrentitel, und Rang hat, und jedem Homuncio nachtreten muß.

Der undenkende Pöbel schäzt eben eine Sache nach dem Maaß für wichtig, als der Staat derselben durch geringeres oder grösseres Ansehen einen Werth festgesezt und beygelegt hat. Daher werden Ehrentitel und Rang für Leute, die den Werth der Menschen nicht selbst bestimmen können, eine Anweisung, wie viele Achtung sie für diesen und jenen haben sollen. Das Verdienst, dem nicht jene Zeichen des Verdiensts beygelegt werden, wird also auf keine Weise erkannt, und der unbekannte Verdienstvolle muß also die Achtung dieser Leute entbehren. Wer daher ein Menschenfreund ist, und seine Glückseligkeit vorzüglich darinn sucht, daß er von allen so viel, als er verdient, geliebet werde, und wer überzeugt ist, daß auch unter gemeinen, unwissenden, Leuten viele sind, deren Charakter und Denkungsart so beschaffen ist, daß ihre Achtung und Liebe ihm theuer seyn muß, der würde, wenn er dagegen ganz gleichgültig seyn könnte, sich selbst für verächtlich halten müssen. Indessen lehrt die Erfahrung abermal, daß Ehrentitel und Rang nicht allemal den Verdientesten zu Theil werden, und daß sie oft solchen Homuncionen,

cionen, die nicht werth sind, ihre Schuhriemen aufzulösen, so gar nachtreten müssen. Dieß thut wehe, dieß kränkt, jedoch nur mittelmässige, oder kleine Seelen. Grosse hingegen halten nur die Tugend für ihre wahre Ehre, für ihren wahren Adel, und wissen über diese Kleinigkeiten mit Gelassenheit hinwegzusehen. Zwar bestreben sie sich, durch Verdienste die Achtung der Menschen zu erlangen: allein, sie wissen ihrer auch zu entbehren, wenn sie ihnen nicht zu Theil wird. Sonst würden sie sich als Sclaven desjenigen bezeugen, worüber sie Herren seyn sollen. Beweiset sich nicht derjenige als einen bessern Menschen, der sich über diejenigen Leidenschaften erhebt, denen andere unterliegen: und ist dieß nicht ein starker Grund, beym Mangel der Ehrentitel und des Rangs gelassen und zufrieden zu bleiben? Ist es nicht gröſſer, sich bewußtseyn, man habe mehr, als andere verdient: als — fühlen müssen, wie gutherzig der grosse Haufe unverdientes Lob an uns verschwende? der Gedanke muß für ein edles Herz fast unerträglich seyn: — ich werde belohnt, und habe beynahe nichts gearbeitet: jener bleibt verkannt, und verdiente beynahe doppelt, was ich habe. — Daher gab

auch Scipio Africanus auf die Frage: wie es käme, daß man einem so verdienten Manne, als er wäre, bisher noch keine Ehrensäule gesezt hätte? die großmüthige Antwort: ich sehe es weit lieber, daß man fragt: warum hat Scipio noch keine Ehrensäule bekommen? als — daß man die Ursache wissen will, warum man mir eine gesezt habe?

An Schulen und Kirchen stehen noch in allen Ländern viele Männer, die für ihre beschwerliche und harte Arbeit — zur Schande der Vormünder des Staats — nicht nur keine Ehren und Rang, sondern auch sehr oft — nicht einmal — einen — hinlänglichen Lebensunterhalt haben, und für die auch — im Alter wenig Trost, wenig bessere Aussicht übrig ist. Oft stehen sie noch unter wunderlichen Gebietern, und müssen sich von Leuten, die ausser Glück und Reichthum nichts haben, bey aller ihrer Brauchbarkeit und Geschicklichkeit hudeln, und nach Willkühr beurtheilen lassen! Womit könnten sich auch diese besser aufrichten, als mit dem Gedanken: daß sie sich als vortrefflichere, vollkommenere Menschen beweisen, wenn sie, von der Vorsehung in einen Stand gesezt, wo Gehorsam gegen gerechte Vorgesezte Pflicht, und

gegen ungerechte — Klugheit ist, ihren Verstand und ihre Selbstthätigkeit dazu brauchen, nicht — sich leicht zu widersezen, sondern die Unterwerfung selbst durch die Freywilligkeit des Gehorsams zu veredeln. So erhaben war die Unterwerfung des unschuldigen Socrates unter das ungerechte Todesurtheil, da er ihm zu entgehen Gelegenheit hatte, aber dem obrigkeitlichen Urtheil sein eignes Urtheil entgegen zu sezen, für ein gemeinschädliches Beyspiel hielt.

3. Wenn so genannte Vornehme nicht mit uns umgehen, uns nicht distinguiren, uns nicht zu ihren Festins ziehen ꝛc.

Der gemeine Haufe glaubt zwar, daß man hoch geehrt werde, und ehrt andre selbst in dem Maaß, wie sie von Vornehmern distinguirt werden. Aber, der Weise kann diese Ehre um so mehr entbehren, je besser er ihre Nichtigkeit kennt, und je weniger er sich darauf zu Gute thut, wenn Leute, die nicht im Stande sind, ihn gründlich zu beurtheilen, und nach seinem wahren Werth zu schäzen, ihm Ehre zu erweisen geruhen.

Wer ist der Grosse, der dich ehrt,
Sprich: Kennt er der Verdienste Werth?
Sez' ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir seyn Beyfall klein:
Vielleicht hältst du's, ihm werth zu seyn,
Nun gar für eine Schande.

So denkt er mit dem vortreflichen Gellert, und will von denen, die ihre Achtung nur nach dem Eigennuz, und äussern Schein, bestimmen und ertheilen — nicht geehrt seyn. Der Beyfall eines einzigen würdigen Mannes ist ihm viel mehr werth, und nicht nur Stärke, Trost, und Belohnung für sein Herz, sondern auch Anwartschaft auf die Achtung aller, die ihm gleichen. Denn die Rechtschaffenen haben alle ein Herz, und ein Gefühl des Edeln.

Man glaubt uns Ehre zu erzeigen, und Freude zu machen, wenn man uns zu einem — sich selbst zu Ehren angestellten — Gastmahl bittet, wo wir uns als Vasallen und Clienten darstellen sollen, und von dem jeder zum Voraus weiß, daß entweder da die frostigste Langeweile herrschen wird, und daß gewiß da keiner von allen Gästen nichts höret, als was er nicht wissen will: oder, wo schiefäugige Schwäzer und schmähsüchtige

Böse-

Bösewichter einem geraden und redlichen Manne den freyen Ausbruch aller seiner Gedanken und Gesinnungen abschneiden, und jedes Wort aus seinem Munde auffangen, um es gleich hinter seinem Rücken zu verdrehen. . . Sollte es denn wohl eine Ehre seyn, zu einem solchen Gastmahl geladen zu werden, und seine Zeit mit solchen Kleinigkeiten hinzubringen.

O tausendmal besser schmecket zu Hause eine magere Suppe, und Freyheit, als Ortolanen und Tokayerwein — dort, wo man aus Höflichkeit schweigen muß vor dem Schaalkopf, aus dessen Munde nichts als Unsinn sprudelt. Zu dem bist du dann auch kein Sclave dessen, der dir eine solche Ehre erweiset: darfst ihm nicht kriechen: nicht danken: nicht zu Gewaltthätigkeiten helfen: sondern lebst — als ein edler, freyer, Mann, der mehr innere Ehre hat, als die meisten, die dort schmausen, und schmeicheln, und Cour machen. Nur von dir abhängen, und wenig nur vom Zufall und von der Willkühr anderer Menschen; von den Menschen, die das Glück über dich erhoben hat, nur so weit abhängen, als du willst, und dir gut ist, nicht so weit sie wollen, nicht in dem Verhältnisse, in welchem sie mehr besitzen von den

Mitteln,

Mitteln, eingebildete Bedürfnisse zu befriedigen; eben dadurch ihre Gewalt über dich einschränken, und sie dir gleich machen, indem du das entbehren kannst, was sie mehr haben, als du; nicht nöthig haben, vor ihnen und ihren Sclaven zu kriechen, und ihnen zu lügen, um die Brosamlein von ihrem Ueberflusse zu geniessen, — zu unterdrücken die Wahrheit in der Sache deines Bruders, in der Sache der Menschheit, aus Furcht ihre Gnade zu verlieren: ist dieß nicht ein grösserer Vorzug, als dir alle Vornehme sammt und sonders jemals geben können? Ist dieß nicht mehr Ehre, als du an allen Tafeln der Grossen jemals geniessen kannst??

4. Wenn man nicht mitmachen, Lustbarkeiten geniessen, splendid leben kann.

Auch das thut dir wehe, mein mißkannter Freund, daß du nicht so viel Mittel hast, die Lustbarkeiten der so genannten Vornehmen mitzumachen, und dich in Kleidern, Equipagen, Gastmahlen, Spazierfahrten, so splendid aufzuführen, wie jene, denen mehr Glück als Verstand zu Theil geworden ist. Du hast in so fern recht, daß es dem, der in der Weisheit noch weit zurücke ist,

etwas

etwas empfindlich seyn muß, wenn er sieht, daß Leute, die im Grunde nicht nur nicht besser, sondern noch weit weniger sind, als er, alle sinnliche Vergnügungen geniessen können. Allein, überlege zuvor ihren wahren Werth, ihre Folgen, und andere Umstände, so wirst du gewiß dieselben nicht nur nicht sehr begehren, sondern auch großmüthig verachten.

Sinnliches Vergnügen, in gehörigem Maaße genossen, ist zwar nicht zu verwerfen, sondern vielmehr mit Dank gegen Gott anzunehmen. Jedoch aber gewähret es bey weitem das nicht, was man sich davon verspricht, und nur gar zu oft artet es in Uebermaaß aus. Sein Genuß läßt nichts in der Seele zurück, über das wir mit Beyfall nachdenken könnten. Die herrlichste Mahlzeit gehalten, die prächtigste Schlittenfahrt angestellt zu haben, ꝛc. ist kein Gedanke, dessen sich unser Geist im Stillen rühmt, kein Trost, der unsere Seele im Elende aufrichtet. Gastmahle, Tänze, Spazierfahrten ꝛc. binden den Menschen oft weit mehr, als sie ihn vergnügen: oft hat er so gar Verdruß dabey. Der Großmüthige lebt freyer, genießt erhabnere Freuden in der Einsamkeit, und denkt viel zu erhaben, als daß er kleinen

nen Seelen gleich werden, und über diese unbedeutende Dinge neidisch seyn sollte. Gern überläßt er solche Kleinigkeiten denen, die, gleich den Thieren, kein höheres Vergnügen kennen, und freuet sich, daß er den Werth der Dinge besser kennt, als daß er darüber, weil er dergleichen Lustbarkeiten nicht mitmachen kann, unruhig werden sollte. Anfangs zwingt ihn vielleicht die Nothwendigkeit dazu: allein nach und nach thut er es aus Neigung, und Grundsäzen, fühlt sich dadurch freyer und unabhängiger, lernt mehr in sich, als ausser sich glückseelig seyn, lernt die Stille, und Eingezogenheit, ertragen, schäzen, benuzen, und wird durch dieses alles besser, vollkommener, und grösser.

Betrachtet er ferner die Wege, worauf sich manche die Erfordernisse zu ihren Ergözlichkeiten erwerben — wie dort einer seinen Fürsten betrügt, und dort den sauer erworbenen Verdienst seines Nächsten an sich reißt: wie jener erndtet, wo er nicht gesäet hat, und dieser Geschenke nimmt über dem Unschuldigen: wie viel Seufzer jenen, und wie viel Fluch diesen verfolgt: wie jener endlich untergeht, und dieser ein Ende nimmt mit Schrecken: — — wenn er dieses alles betrachtet,

ö, so wird er sich noch freuen, göttlich freuen, daß er diese Dinge, wie Socrates, entbehren gelernt hat.

Eine solche Großmuth bey Mißachtung, und Verkennung ist zugleich hohe Klugheit, — und das aus folgenden Gründen: Einmal darum, weil man, wenn wir uns bey Versagung der verdienten Ehre empfindlich bezeigen, sich nur darüber freut — schändlich freuet — daß man uns auf diese Weise hat kränken können. Und dieß Vergnügen wollen wir unsern Feinden, oder Neidern nicht machen, daß wir ihnen selbst eingestehen: sie haben uns wehe gethan. Je gelassener wir sind, desto eher werden sie aufhören, uns zu mißkennen, oder zu demüthigen: da sie im Gegentheil, wenn wir ihnen unsere empfindliche Seite zeigen, nur fortfahren werden, uns mehr zu kränken. Cato that, als merkte er's nicht, da ihn ein Grobian verkannte: und da er ihn nachher um Verzeihung bat, so antwortete er: ich erinnere mich nicht, von dir beleidigt worden zu seyn. Als die Freunde des Socrates aufgebracht waren, daß ein Mensch, welchen Socrates höflich gegrüßt hatte, ihm nicht einmal dankte, so antwortete er: warum sollte ich darüber

über böse werden, daß dieser Mensch nicht so höflich ist, als ich. Durch dieß weise Betragen machte er der Grobheit ohne Zweifel eher ein Ende, als durch dagegen geäusserte Empfindlichkeit. Wer sieht, daß er uns durch etwas beleidigen kann, der freuet sich darüber, und sezt seine Beleidigungen fort: wem wir aber zeigen, daß wir uns von ihm nicht für beleidigt halten, der ärgert sich, und hört auf. Sehr oft habe ich dieß selbst erfahren; wenn mir meine Feinde eine Demüthigung zubereitet hatten, und ich that, als wenn ich nicht von ihnen gedemüthiget wäre, (und ich war es in der That auch nicht,) so schämten sie sich, und schlichen davon. Mache es auch so, Leser, dem eine ähnliche Mißachtung widerfährt: du wirst gewiß dabey für deine Ruhe und Ehre vieles gewinnen, und deine Feinde und Neider zu Schanden machen.

Ferner ist die Großmuth bey Mißkennung und Verachtung darum so hohe Klugheit, weil der, so eine, auch verdiente Ehre erjagen, oder gar ertrozen will, dieselbe nur um so weniger erhält: da hingegen der Großmüthige dieselbe desto eher erreicht, je weiser er seine Mißachtung erträgt. Man schämt sich doch endlich, wo nicht vor sich

selbst,

selbst, doch aber vor rechtschaffenen Männern, einen braven Mann verkannt, und mißhandelt zu haben, und sucht ihm, wenn man nur noch etwas edel denkt, das Entzogene wieder einigermassen zu ersezen. Oder — wenn man es nicht thut — kommen edle, rechtschaffene Männer, nehmen sich eines so unschuldig verachteten an, und unterscheiden ihn um so mehr, je tiefer er von andern erniedriget wird. Der berühmte Fabricius zu Hamburg wurde einst auf eine Hochzeit geladen. Man sezte ihn als einen Schulmann bey Tische unter die vornehmen Senatoren — versteht sich ohnehin — aber auch unter die geringsten Leute hinab. Fabricius, seines Werths sich bewußt, ertrug diese Mißachtung mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit. Da aber der Pastor Neumeister, der auch unter den Gästen war, dieses sahe, nahm er den berühmten Polyhistor bey der Hand, sezte ihn neben sich, und über die andern alle und sprach: — „Dieser Mann ist gelehrter und weiser als wir alle. Ganz Europa verehrt ihn, und wir wollen ihn so gering achten?“ Es ist schwer zu entscheiden, welchem von beyden Männern man mehr Glück wünschen soll? dem Pastor Neumeister, der

das Verdienst gehörig zu schäzen wußte, oder dem großmüthigen Fabricius, der durch ein so gegründetes Lob eines angesehenen Mannes für die Geringschäzung seines Standes von stolzen Unwissenden die edelste Genugthuung und Schadloshaltung erhielt

Wie viele würdige und grosse Männer haben sich auf diese Art die Verachtung erträglich und gleichgültig gemacht, und durch ihre Großmuth den Weg zu neuen Ehren gebahnet! Wie manche Hofleute haben diese Klugheit nöthig, wenn sie beym Verlust eines Theils ihres Glücks nicht das ganze Glück verliehren wollen!

Großmuth bey Verleumdungen.

§. 6.

Die beßten Menschen sind den Verleumdungen am meisten ausgesezt.

Je grösser die Rolle ist, die wir spielen, sagt Wieland, je mehr wir durch das Verhältniß, welches uns Stand, Beruf, und Talente gegen

die Gesellschaft geben, dem öffentlichen Auge ausgesezt sind, desto gewisser dürfen wir darauf rechnen, daß wir von der größern Zahl weder Gerechtigkeit noch Nachsicht zu erwarten haben. Tausend Augen sind in keiner andern Absicht auf uns gerichtet, als — um Fehler an uns zu finden; und wehe dem, der nicht die Klugheit hat, wie Alcibiades, zuweilen eine Thorheit zu sagen, oder zu thun, um den Genius der Verläumdung durch ein freywilliges Opfer zu besänftigen! Wehe dem, der ihn durch die Hofnung, die sorgfältigste Bemühung, gar nicht zu fehlen zu besänftigen hofft. Der weiseste, der tugendhafteste, der tadelfreiste Mann, sagt Plato, wäre gerade derjenige, gegen den sich endlich die ganze Welt zusammenverschwören würde.

Der Grund hievon liegt in der Eigenliebe der meisten Menschen, die es uns nicht verzeihen, wenn wir nicht sind, wie andere Menschenkinder, sondern uns durch Talente und Tugenden von ihnen auszuzeichnen suchen.

Gestehts nur, sagt der Hr. Ritter von Zimmermann, es steckt doch was Grosses in dem Manne, gegen den ihr alle schreyet, gegen den

ein jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man hundert Verbrechen aufbürdet, und denn doch bey allem Suchen und Grübeln nie ein einziges erweiset.

Wem fallen nicht hiebey viele Beyspiele aus der Geschichte, und dem täglichen Leben ein? Socrates, Aristides, Fabius, Scipio, Sully, Bernstorf, Luther, Spener, wie mußten sie sich lästern und verläumden lassen! Und das Urbild aller Tugend, der weiseste, und tadelfreiste Mann, wurde er nicht mehr, als alle Menschen, getadelt, verspottet, und verleumdet! Und verschworen sich nicht endlich fast alle seine Landsleute zu seinem Untergang? Wie kann und darf es also andere gute Menschen befremden, wenn ihnen ein Gleiches widerfährt, wenn sie allen Pfeilen der Verleumdung ausgesezt sind, und ihren guten Namen von Feinden in den Staub müssen treten sehen? O nein, es befremdet sie nicht, denn sie erwarten es so, und fühlen Grösse genug in sich, alle Verleumdungen verachten zu können. Lasset uns sehen, wie sich die besten Menschen dabey verhielten, und ihr Exempel in ähnlichen Fällen großmüthig nachahmen.

§. 7.

Großmüthiges Verhalten,

a) in Ansehung der Verleumder.

Edle und grosse Seelen, die ihre Ruhe und Zufriedenheit in dem Beyfall ihres Gewissens, und rechtschaffener Menschen, suchen, gehen muthvoll auf der Bahn des Guten fort, und finden ihre wahre Ehre darinn, ihre Pflicht nach möglichsten Kräften erfüllt zu haben. Bey diesem geraden Gang aber ist es freylich nicht wohl anders möglich, als daß sie manche Hinderniße und Schwierigkeiten auf ihrer Heldenbahn finden. Hier müssen sie einem Schurken sagen, daß er ein Schurke sey: dort müssen sie eine Betrügerey entdecken: hier müssen sie sich dem Aberglauben, und dort dem Unglauben widersezen: Hier finden sie Faulheit, dort Bosheit zu bekämpfen: Hier können sie zur Gewaltthätigkeit, dort zum Unrecht nicht schweigen: — — — wie ist es da anders möglich, als daß sie sich alle diejenigen, denen sie die Larve abzuziehen für Pflicht halten, zu Feinden, zu bittern, unversöhnlichen Feinden machen? Aber, Männer, die den Beruf fühlen, jenes zu thun, empfinden auch die Kraft, dieses

zu leiden, und sind versichert, daß ihre Rechtschaffenheit endlich eben so über alle Verleumdungen triumphiren werde, wie die Sonne, wenn sie lange genug ein stinkender Nebel bedeckt hat, nur mit einer grössern Majestät hervortritt.

Sind es Unköpfe, die einen braven Mann verleumden, so verachtet er sie großmüthig, und läßt sich eben so wenig von ihnen beunruhigen, als der Elephant, nach dem Sprüchwort, von der hungrigen Mücke. Mit innigem Mitleiden siehet er, daß sie in allen ihren Urtheilen über Menschen, und Sachen eben dem grossen Haufen folgen, und daher nicht einsehen, wo Wahrheit, und Recht liegt. Wie sollte er sie also nicht mit einem gewissen Mitleiden verachten? Die Weisen aller Zeiten bestärken ihn durch ihre Beyspiele in seinen Gesinnungen. Diesen ahmt er nach, und verhält sich z. E. gegen einen Unkopf eben so großmüthig, wie der Weltweise Aristippus, der, als er von einem Menschen empfindlich beschimpft wurde, ohne ein Wort zu reden, fortgieng. Oder, wie der König Antigonus, der, da er in seinem Zelt hörte, daß zwey Soldaten, die draussen stunden, sehr boshaft und schimpflich von ihm redeten, nachdem er ihnen eine Weile zugehört

hatte, das Zelt aufmachte, und zu ihnen sagte: wenn ihr so von mir reden wollt, so geht wenigstens bey Seite, daß ich es nicht höre. Oder wie Socrates, der, da er vernahm, daß jemand übel von ihm gesprochen habe, mit der größten Gleichgültigkeit antwortete: er mag mich auch prügeln, wenn ich nicht dabey bin. Oder wie Diogenes, der einem Verleumder lächelnd antwortete: mir glaubt niemand, wenn ich dich lobe, und dir niemand, wenn du mich tadelst.

Lasset uns diesen Exempeln nachahmen, und bedenken, daß es ein für allemal nicht der Mühe werth sey, sich mit solchen Mücken abzugeben, sondern daß die beste Art, sie zu entwaffnen und zum Stillschweigen zu bringen, diese sey: wenn man sie mit Stillschweigen, oder Verachtung abfertigt.

Sind es aber Boßhafte, die einen edlen Mann anzuschwärzen sich bemühen, so befleißt er sich eines desto untadelhaftern Lebens, erträgt sein Leiden mit Großmuth, und sucht sie durch seine standhafte Tugend, die gewiß nicht immer verborgen bleibt, zu überwinden, und zu Schanden zu machen. Zwar meynt mancher, wenn er

rechtschaffen lebe, so könne ihm kein Boshafter schaden. Aber, die Erfahrung belehret ihn sehr oft vom Gegentheil. Du kannst z. E. dein Amt aufs gewissenhafteste verwalten, und dich aller Tugenden befleissigen, und doch kann es einem sinnreichen Verläumder, dessen Interesse du wissend oder unwissend im Weg stehst, oder nicht beförderst, gelingen, dich theils durch Erdichtungen, theils durch Verdrehung und Verstellung deiner Handlungen, so häßlich abzumahlen, daß man dich für den schändlichsten Heuchler, und bösesten Menschen hält, so lang man deine Handlungen nicht unpartheyisch und gründlich untersucht. Man kann dir in deinem Amte so viele Vorwürfe machen, daß du fast ganz um deinen Credit kommst. Widrige Umstände, Schwierigkeit, Unmöglichkeit, Fehler anderer, werden dir allein zur Last gelegt, und du wirst, wenn du kleinen Seelen zu kriechen für unedel hältst, unbarmherzig von ihnen verurtheilt, während der Zeit vielleicht der kriechende Dummkopf oder Schurke mit Lobsprüchen überhäuft wird. Und, wenn man dir auch nicht gerade zu auf den Leib gehen kann, so weiß man deine Rechtschaffenheit doch durch zweydeutige Reden, durch Achselzucken, durch Stillschweigen, so verdächtig zu

machen,

machen, daß auch wohlgesinnte Menschen an dir irre werden. Hast du gar einen Mächtigen, einen Vorgesezten, dem du dich nicht blindlings unterwirfst, oder den du durch eine Unvorsichtigkeit irritirt hast, auf dem Hals, o so mußt du ein starker Held seyn, wenn du nicht unterliegen willst. Undank, Unruhe, Mangel der Subordination, u. s. w. werden dir, als strafbare Verbrechen, vorgeworfen werden. Begehst du vollends die Thorheit, aus Patriotismus etwas Gutes ausführen, oder etwas Böses hindern zu wollen, und zeigest dieß, weil dich deine nächsten Vorgesezten nicht hören, und unterstüzen, höhern Orts an, — o dann ist mir, wenn du nicht grosse, und weise Richter hast, bange für deine Ruhe und dein Glück!! Dann zieht sich ein Ungewitter nach dem andern über deinem Haupt zusammen, und bricht endlich mit fürchterlichen Schlägen auf dich aus...

Aber — nun zeige, wer du bist, und was du kannst! Bleibe unerschüttert stehen, wie ein Fels im Meere: wandle auf der Bahn des Guten fort, wie ein Held: werde immer vollkommner, wie ein Christ: sey großmüthig gegen deine Verleumder, und Verfolger, wie ein Gott. Gewiß,

du wirst endlich, so schwer es dir auch wird, den herrlichsten Sieg davon tragen. Ist die Sonne darum nicht Sonne, weil sie manchmal von Wolken verhüllt wird? Und — bleibst du nicht ein guter Mensch, wenn gleich die Verleumdung einen Nebel um deine Tugend herum zieht? Endlich muß doch der Nebel wieder verschwinden, und deine Rechtschaffenheit wieder ans Licht kommen. Lange wird dir zwar die Zeit werden — ich läugne es nicht — oft wirst du glauben, unterliegen, und ein Spott deiner Verleumder werden zu müssen: aber — laß dich dieß nicht abhalten, fortzukämpfen, höre nicht auf, standhaft zu bleiben! Endlich muß deine gute Sache eben so gewiß triumphiren, als auf Stürme wieder Sonnenschein folgt. Wenn man weiß, daß etwas aus einer Sache wird, so arbeitet man gern und muthig fort. Darum laß auch du nicht nach, weil deine Ehre über kurz oder lang gewiß wieder gerettet und erkannt werden wird. Wenn dir auch deine Feinde eine Zeitlang das Echo der Ehre entreissen, so können sie doch die Ehre selbst, die aus deinem Gewissen spricht, dir niemals nehmen. Du bist noch gut, weil du nach deiner Pflicht zu handeln gesucht hast, wenn auch die ganze Welt das Ge-

gentheil von dir glaubt. Der Beyfall der Menschen erhöht deine wahre Würde nicht, und ihr Tadel verringert sie nicht. Du stehst auf der Höhe der Pflicht. Siehe die matten Pfeile, aus dem Thale der Verleumdung auf dich abgeschossen, fallen zu deinen Füssen nieder. Tritt herzhaft darauf und steige auf ihnen noch höher empor. Dem Rechtschaffenen bleibt deine Unschuld nicht verborgen, und der Allwissende sieht und entscheidet deinen Werth, wenn ihn auch die Erde nicht bemerkt. Die edelsten Seelen sind bey aller Verleumdung ruhig auf der Bahn des Guten fortgegangen. So gehe auch du fort, fühle die Freude, recht gethan zu haben, und achte der unverdienten Schande nicht: dieß ist wahre Hoheit der Seele.

Wird es nöthig, dich öffentlich zu vertheidigen, so thue es mit der Großmuth eines Socrates, Raleighs, Morus, und rette deinen guten Nahmen mit aller möglichen Schonung deiner Feinde: das übrige aber überlaß Gott!!

Auf diese Weise handelst du zugleich der Klugheit gemäß, und entwafnest deine Verleumder mehr, als durch die bittersten Vertheidigungen.

Zehn-

Zehnmahl empfindlicher wird ihnen deine Sanftmuth seyn, wodurch du dich über sie erhebst, und als einen bessern Menschen zeigst, als wenn du sie aufs härteste anfielest.

Der spartanische Gesezgeber Lycurgus wurde bey einem entstandenen Auflaufe, den die Reichen gegen ihn erregt hatten, von einem hizigen jungen Menschen, Nahmens Alcander, nicht nur aufs heftigste verleumdet, sondern auch mit einem Stock so ins Gesicht geschlagen, daß er ein Auge verlor. Als er sich darauf gegen das Volk umgewendet, und die Bürger sein blutiges Gesicht sahen, wurden sie so sehr gegen den Alcander aufgebracht, daß sie ihn dem Lycurgus auslieferten, damit dieser nach seinem Gutdünken sich an ihm rächen könnte. Er nahm also den Jüngling mit sich nach Hause; doch that und sagte er ihm nichts Böses, sondern befahl ihm nur, daß er ihn anstatt seiner Bedienten, die er deßwegen von sich ließ, bedienen sollte. Dieser Jüngling that auch alles willig und stillschweigend, was ihm befohlen wurde, er blieb bey ihm, und speisete mit ihm. Indem er nun die Sanftmuth, und Großmuth des Lycurgus, seine strenge Lebensart, und seinen unermüdeten Fleiß

sahe,

sahe, so bekam er eine sehr grosse Hochachtung für ihn, und sagte zu seinen Freunden, wie Lycurgus weder hart noch eigensinnig, sondern der freundlichste Mann sey. Das Beyspiel dieses grossen Mannes wirkte so viel auf den Jüngling, daß er aus einem hizigen und eigensinnigen Menschen der artigste und bescheidenste Mann wurde.

Pericles, der mächtigste, und angesehenste Mann in Athen, der viel Jahre lang den ganzen Staat allein regiert hat, wurde einsmals von einem liederlichen und groben Menschen einen ganzen Tag durch verleumdet und geschimpft. Er aber ertrug diese Beleidigung mit Stillschweigen, und führte seine Geschäfte vor Gericht aus. Als er gegen Abend nach Hause gieng, verfolgte ihn dieser Mensch, und stieß allerhand Lästerungen gegen ihn aus. Pericles schwieg immer stille, bis er an sein Haus kam, und da befahl er einem seiner Bedienten, weil es finster war, daß er diesen Menschen — mit einem Licht nach Haus begleiten sollte.

Fabius Maximus war überzeugt, daß er den Hannibal nur durch Zaudern überwinden könnte, und, ob er gleich verleumdet und ver-

achtet,

achtet, und für einen furchtsamen und schlechten General gehalten wurde, so erhob er sich doch ganz über die unverständigen Reden des Pöbels, und blieb bey seinem Entschlusse, von dessen Nuzen er überzeugt war, standhaft und unveränderlich. Inzwischen machte ihm sein General Minutius viel Beschwerlichkeit, weil er aus blinder Zuversicht zur Unzeit schlagen wollte, die Soldaten selbst verführte, und sie mit einer rasenden Schlachtbegierde und leeren Hofnungen erfüllte. Sie verachteten und verspotteten den Fabius, und nannten ihn den Pädagogen (Begleiter) des Hannibals, den Minutius hingegen hielten sie für einen grossen Mann, und Roms würdigsten General. Dieß vermehrte den Stolz und die Kühnheit des Minutius. Er spottete über die immer auf den Anhöhen und Bergen genommenen Lager. Der Dictator, sagte er, giebt uns immer einen schönen Schauplaz, von welchem wir sehen können, wie Italien verwüstet wird, und in Flammen steht. Er fragte die Freunde des Fabius, ob denn dieser Feldherr auf der Erde alles für verlohren hielte, und seine Armee in den Himmel zu erheben gedächte, oder, ob er in Wolken und Nebel verhüllt den Feinden entge-

hen wollte? Die Freunde des Fabius benachrichtigten ihn von diesen Reden, und ermahnten ihn, auch mit Gefahr sich von diesen unrühmlichen Vorwürfen zu befreyen. Aber Fabius antwortete darauf: Ich würde feigherziger seyn, als ich jezt nur scheine, wenn ich aus Furcht vor dergleichen Spott und Schmähungen meinen gefaßten Vorsaz fahren liesse. Die Furcht fürs Vaterland ist keine unrühmliche Furcht: aber die Bestürzung über Meynungen der Menschen und deren Verleumdungen und Schmähungen würde einen Mann verrathen, der einer so grossen Herrschaft nicht würdig, sondern ein Sclave derjenigen wäre, die er beherrschen, und, wenn sie üble Rathschläge fassen, im Zaum halten soll.

Nachdem Fabius vom Hannibal überlistet worden war, wurde er von der Armee, und — zu Rom noch mehr getadelt, verachtet, und gelästert, und dem Minutius gleiche Herrschaft mit ihm gegeben. Fabius hielt den Unverstand der Römer nicht für ein Unglück für sich, und theilete die Truppen mit dem Minutius. Dieser grif den Hannibal sogleich an, wurde aber von dessen Völkern umringt, und lief Gefahr,

mit

mit seinem ganzen Heer umzukommen. Da Fabius dieß sahe, vergaß er alle Beleidigungen und Verleumdungen, die ihm Minutius angethan hatte, eilte mit dem andern Theile des Heers ihm zu Hülfe, schlug die Carthaginenser in die Flucht, rettete das umringte Heer, und zog darauf, ohne dem Minutius ein einziges bitteres Wort zu sagen, oder ihm den geringsten Verweis zu geben, wieder in sein Lager zurücke. Minutius aber ward von dieser Großmuth so sehr gerührt, daß er sich mit seinem Heer in des Fabius Lager begab, die Fahnen zu dessen Füssen nieder legte, ihn seinen Vater und Erretter nannte, und sich dessen Befehlen freywillig wieder unterwarf.

Welch ein Freudenfest muß dieß für den vortreflichen Fabius gewesen seyn!

— Diogenes gab jemand, der ihm sagte: diese Leute verspotten dich, zur Antwort: aber ich werde nicht verspottet. Denn er glaubte, daß ein weiser und rechtschaffener Mann weder verspottet, noch verunehrt werden könne: und daß, bösen Menschen zu mißfallen, und von ihnen verleumdet zu werden, für wahres Lob zu halten sey.

Eben

Eben so verachte auch du, mein verleumdeter Freund, das Geklatsch der Verleumdung, als eine Sache, der keiner, als etwa der unbedeutende und unthätige Mensch entgehen kann, welche deinem eigentlichen guten Nahmen auch gar nicht schadet, und daher nicht werth ist, daß ein Mann von Verstand sich darum bekümmere.

Glücklich ist der Mann, sagt Wieland, der, mehr bemüht, den Beyfall der Menschen zu verdienen, als ihn zu erhalten, seine Pflichten gegen sie erfüllt, ohne seine Zufriedenheit von ihrer Zufriedenheit, von ihrer Gerechtigkeit, oder Dankbarkeit abhängig zu machen! Getreu seiner eigenen Ueberzeugung, gebilligt von seinem eigenen Herzen, bestätiget in beyden durch den prüfenden Beyfall der weisesten und besten seiner Zeitgenossen, gebessert durch ihren Tadel, und durch eine immer währende Bearbeitung seiner selbst, geht er seinen eigenen Weg, unbekümmert, was alles das Gesumse, Gezisch, und Gequäcke bedeuten könne, das in der Nähe und in der Ferne, um seine Ohren saust.

b) in Ansehung der Verleumdung.

Ist die Verleumdung ganz falsch, so hat man fast nicht nöthig, seine Unschuld zu vertheidigen,

sondern kann sie durch ein, immer rechtschaffeneres Leben am besten widerlegen. So machte es der stoische Weltweise Chrysippus, der, da er von jemand verleumdet wurde, ganz gelassen antwortete: ich aber will so leben, daß ihnen niemand glauben wird. Und Carl XII. der, als in Sachsen verschiedene anzügliche Schriften wider ihn erschienen, mit aller Sanftmuth antwortete: Laßt sie schreiben, was sie wollen, und — thun, was unsre Pflicht gebeut! —

Ist aber etwas an der Verleumdung wahr, so dankt ein Weiser mit dem König Philippus seinen Verleumdern noch, daß er von ihnen gebessert wird, und legt diejenigen Fehler ab, die sie ihm vorwerfen. Dann kann er ihnen ein andermal mit dem Diogenes antworten: es ist wahr, daß ich ehmals (ganz, oder, zum Theil,) ein solcher Mensch war, wie du jezt bist; allein so, wie ich jezt bin, wirst du niemals werden. Wer es zu einer solchen Gelassenheit bey Verleumdungen gebracht hat, der ist der Weise, und wahrhaftig Großmüthige, den nichts kleines mehr rührt, und beunruhigt. . . .

Unter die Verleumdungen gehören auch partheyische, unbillige, und feindselige Recensionen

in gelehrten Zeitungen. Wer weiß nicht, daß oft die besten, die brauchbarsten Menschen von ihren Brüdern verkannt, und verurtheilt worden sind: daß Leidenschaft, verborgenes Interesse, und unredliche Absicht sich gar oft in das Urtheil der Menschen mischen: daß kein Sterblicher je hoffen darf, von allen Zeitgenossen mit Beyfall aufgenommen zu werden: daß eine freye Denkungsart, und edle Wahrheitsliebe ohne sclavische Schmeicheley, und blinde Unterwerfung immer ganz gewiß einem Theil der Menschen mißfällt: daß man oft an Menschen und Sachen etwas ganz anders öffentlich tadelt, als das, wodurch man eigentlich zum Unwillen gereizt wird? ꝛc. Womit kann man sich nun gegen alle dergleichen bittere, partheyische, und unbillige, Urtheile besser verwahren, als durch Großmuth? Ist unser Buch gut, und wird dennoch verachtet, — welches denn zur Schande mancher gelehrten Blätter kein seltener Fall ist, — so trösten wir uns mit dem Beyfall der Unpartheyischen, und Rechtschaffenen, und verachten eine so unwürdige, und unbillige, Behandlung mit erhabener Seele. Oft erfahren wir eine solche Recension gar nicht, und dann ist sie für uns ohne alle Wirkung, und fürs

Publicum schädliche Verleumdung. Wie sehr würde es manchen kleinen Recensenten beugen, wenn er wüßte, daß seine Recension, worinn er sich die niederträchtige Freude macht, einem Schriftsteller wehe zu thun, demselben nicht einmal bekannt wird! — Und fast sollte man denken, daß unser heutiger unzählige Recensentenschwarm recht dafür sorgt, daß man nicht alle ihre Machtsprüche, und unbillige Urtheile lesen kann. — O, wie klein würde sich dann mancher scheinen: wie verächtlich würde er sich in seinen eigenen Augen vorkommen, besonders, wenn ihm dabey einfiele, daß es unter einsichtsvollen Männern ein ausgemachter Saz ist: daß man auf sehr viele Recensionen gar nicht achten könne, und dürfe, weil — sie — unwahr, unbillig, feindselig, partheyisch ꝛc. seyen. Ein schönes Lob für so hochgelehrte Herren!!!*).

Mit

*) Ein gewisser Gelehrter wird vielleicht Recensionen über Recensionen, wovon er schon eine ziemliche Anzahl fertig hat, herausgeben, und eine manche in ihrer ganzen Blösse darstellen, auch hie und da den Nahmen des ihm bekannten Verfassers davon öffentlich nennen. Vielleicht wird dadurch

dem

Mit einem Strome von Injurien begoß man einst einen ehrlichen Prediger. Er aber antwortete nichts. Warum antwortest du mir nichts, schrie der andere? der Prediger erwiederte ganz kaltblütig: Du bist Herr über dein Maul: ich bins über meine Ohren: ich höre dich nicht. Mit gleicher Großmuth lasset uns unbillige Recensenten verachten!

Sagen sie uns aber mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit, und thun dieß noch mit der, einem rechtschaffenen Gelehrten anständigen Bescheidenheit, so wollen wir ihnen für ihre Güte öffentlich danken, und ihre Erinnerungen willig benuzen, um uns, und unsere Arbeiten immer vollkommener zu machen. Ein grosses Verdienst für solche Recensenten!!!

dem Unwesen einiger Einhalt gethan. Denn, ein Buch recensiren, ohne es ganz, oder recht gelesen zu haben ist doch wohl höchst unbillig, und unanständig. Und seine Absicht nicht erkennen wollen, und es aus einem falschen Gesichtspunct beurtheilen, ist ungerecht. Aber — über Recht und Billigkeit sind dergl. Recens. weit hinaus. —

c) in Ansehung der Art und Weise, wie man sich vertheidigt.

In vielen Fällen ist, wie gesagt, das Stillschweigen am besten. Doch ist auch hiebey ein Unterschied. Ein solcher, der von dem grösten Theile seines Publicums für unschuldig erkannt wird, schweigt großmüthig: dahingegen mancher nur darum schweigt, und sich den Schein von Großmuth giebt, damit seine Schurkereyen nicht noch mehr bekannt werden, und er sich durch vieles Drehen und Wenden nicht ganz bloß geben darf. Wenn daher durch Stillschweigen ein nachtheiliger Verdacht wider uns erweckt wird, so sind wir's uns und andern schuldig, uns zu vertheidigen. Aber, der Großmüthige thut es nie in der ersten lebhaften Empfindung des Verdrusses, den die Selbstliebe allemal vergrössert. Er läßt seine gereizte Leidenschaft sich allezeit erst wieder abkühlen, sezet sich zuvörderst in des Verleumders ganze Situation, hört die ruhigen Vorstellungen, welche die Vernunft zu dessen Vertheidigung vorbringt, unpartheyisch an, und vertheidiget dann sich selbst mit Kaltblütigkeit, Billigkeit, Wahrheits — und Menschenliebe, und

hält

hält es für eine Ehre, seinem Verleumder nicht ähnlich zu werden.

Die beste Vertheidigung ist und bleibt endlich immer diese: wenn man bey falschen Verleumdungen ruhig und zufrieden bleibt: bey wahren Beschuldigungen sich bessert, und nach immer grösserer Vollkommenheit strebt: über die Verleumder durch wahre Großmuth sich erhebt: und so dem Urheber seines Daseyns immer ähnlicher zu werden sucht.

§ 8.

Großmüthige Besiegung des Ehrgeizes.

So erlaubt und natürlich die Ehrliebe ist, so strafbar und schändlich ist der Ehrgeiz. So bald der Mensch die Ehre zum lezten, höchsten Ziel seines Bestrebens macht: so bald er sich schlechterdings von andern unterscheiden, über andere emporschwingen, sich Ansehen, Macht, und Gewalt, Beyfall und Lob erwecken will, es koste, was es wolle: (und dieß thut der Ehrgeizige:) so bald lauft er Gefahr, den Pfad der wahren Ehre zu verlieren, sich in die Irrgänge der Falschheit und Arglist zu verwickeln, und wird jedes

Lasters, jeder bösen That, selbst der niedrigsten, schändlichsten Handlungen fähig, wenn sie ihm nur zu seiner Absicht verhelfen können. Wie klein und niedrig ist es daher, sich von dieser unordentlichen Leidenschaft beherrschen zu lassen! Freylich ist es schwer, sie zu mässigen, aber desto rühmlicher. Eine grosse Seele, die ihre ganze Würde in sich hat, und alle niedrige Mittel, sich Ehre zu erwerben, verachtet, hält es daher für ihre angelegentlichste Pflicht, diese ausschweifende Begierde zu mässigen, und in die gehörigen Gränzen einzuschränken. Herr über seine Leidenschaften zu seyn, dazu gehört mehr als gemeine Stärke, und die Besiegung des Ehrgeizes erfordert vielleicht einen der höchsten Grade davon. Um aber desto deutlicher zu werden, wollen wir ihre verschiedene Aeusserungen betrachten. Die erste ist:

Wenn man sich im Glücke mässigt.

Wo pflegt sich eine kleine Seele mehr dem Uebermuth und Stolz, und was aus ihnen entspringt, der Härte und Unempfindlichkeit gegen den Nebenmenschen zu überlassen, als in einem glänzenden Glücke? Alles verblendet da gewöhnliche Menschen, und übergiebt sie einem unaufhör-

hörlichen Taumel. Sie werden ganz von der Eitelkeit und Eigenliebe trunken; sie scheinen sich nur selbst groß: alles andere um sie selbst her kommt ihnen in Vergleichung mit dem, was sie besizzen nur klein und unwichtig vor. Ihre Seifenblasen, und Kartenhäuschen aber, womit sie wie die Kinder spielen, die sind in ihren Augen groß und wichtig. Was ihnen ein Zufall gab, das sezen sie auf die Rechnung ihrer eigenen Verdienste; was andere für sie gethan, das glauben sie selbst gethan zu haben; ihre Vorzüge vermehren sich mit jedem Tag vor ihren Augen, und sie wollen auch die besizen, die ihnen fehlen. Ihr Herz wird ganz von Uebermuth, Stolz, Verachtung anderer, ja oft von Härte und Ungerechtigkeit gegen sie eingenommen, und beherrscht. Von dem bekannten David Rizio schreibt Robertson: Er war im Geringsten nicht bemüht, dem Neide zu begegnen, welcher einem so grossen und schnellen Glücke allezeit entgegen steht. Vielmehr war er bemüht, den ganzen Umfang desselben recht an den Tag zu legen. Er suchte die Gelegenheit, mit der Königinn vor den Leuten oft und vertraulich sich zu unterhalten. Er that es den Vornehmsten und Reichsten gleich in der Kostbarkeit der

Kleidung und in der Anzahl seines Gefolges. Kurz er zeigte in allen Dingen den beleidigenden Stolz, mit welchem unverdientes Glück unedle Gemüther erfüllt. Vom Halbbruder der Königinn Maria, dem Regenten Murray bemerkt eben dieser Schriftsteller, daß seine unerwartete Erhebung ihn stolz, kalt und falsch machte, da er vorher gerade und offen war; daß er gegen das Ende seines Lebens Schmeicheley liebte, und guten Rath haßte. Struensee, und Menzikof, und mancher kleinere Ehrsüchtige, wie übermüthig, stolz, hart, und ungerecht, handelten sie gegen ihre geringere Mitbrüder! Und wie wenig würden sie sich erhoben haben, wenn sie die Unbeständigkeit des Glücks, das sich oft so schnell, als eine Kugel drehet, vernünftiger erwogen hätten. Wie ganz anders kann es oft über Nacht mit dir werden — Stolzer — und wie verachtet und gehaßt wirst du alsdann werden. Niemand wird dann über deinen Schaden trauren: denn über wen ist nicht deine Bosheit ohne Unterlaß ergangen! Merke dieß, Ehrgeiziger, erschrick — und — kehre um!

Wie schön ist im Gegentheil das Verhalten des wirklich grossen Mannes, der die verschiednen

Seiten

Seiten und Wechsel der Dinge kennt, und daher seine meisten Begierden, und Verabscheuungen gehörig mässigt! Wahre Grösse, Menschenliebe, Klugheit, und Bedürfniß anderer, machen billig, gelinde, populär, und liebreich. Nie erhebt sich daher der grosse Mann im Glück: nie verachtet er andere, nie ist er hart und ungerecht gegen sie. Im größten Glück fühlt er das erhabenste Vergnügen darinn, sich desto mehr zu andern herabzulassen, je höher er über sie erhaben ist. Wenn der Feldher an der Spize eines tapfern Heers nach einem wichtigen Sieg nicht nur den Stolz des Herzens bezwingt, und seine Freude mässiget, sondern auch Großmuth und Gerechtigkeit gegen die Ueberwundenen beweist: wie groß und erhaben ist dann nicht seine Gesinnung! Man stelle sich einen Aemilius nach dem Tage eines der prächtigsten Siege, die jemals in der Geschichte erzählt worden, mitten unter seinem frohlockenden Heere vor; man sehe den großmüthigen Sieger seinem überwundenen Feind, dem lezten Macedonischen Könige, Perseus, der, nach dem Verluste der Schlacht, seines glänzenden Throns, seines mächtigen Reichs, und der Hälfte aller seiner Freunde beraubt, in Trauerkleider gehüllt,

in

in das römische Lager gefangen eingeführt wird, mit weinenden Augen entgegen gehen, ihm die Hände reichen, alle Demüthigungen verbitten, und ihn in die Versammlung seiner Officiere vom ersten Range sezen; man höre diesen Feldherrn voll Sanftmuth und Mitleiden dem unglücklichen Könige wegen der Ursachen seiner Feindseligkeiten wider Rom verschiedene Fragen vorlegen, die nur mit niedergeschlagenen Augen und stummen Thränen beantwortet werden, ihm darauf Muth unter seinem Schicksale zureden, es möchte aus einem Fehler, dessen jeder Mensch fähig wäre, oder aus einer Wirkung des blinden Glücks, durch einen unvermeidlichen Willen des Verhängnisses entstanden seyn, und sich endlich mit diesen Worten an die ganze Versammlung wenden: „Ihr sehet hier ein grosses Beyspiel von dem Unbestande der menschlichen Dinge; euch besonders, ihr jungen Kriegsmänner betrifft diese Rede. Die Ungewißheit dessen, was uns von einem Tage zum andern begegnen kann, muß uns die Lehre geben: uns niemals im Glücke stolz und heftig, gegen wen es auch seyn mag, zu bezeigen, und uns niemals auf das gegenwärtige Glück zu verlassen. Die Probe eines ächten Verdienstes

und

und einer wirklichen Tapferkeit ist diese: daß wir uns bey einem glücklichen Erfolg nicht hochmüthig machen, und bey einem unglücklichen nicht niederschlagen lassen.“ Wie sehr muß uns nicht eine solche grosse Gesinnung der Mässigung eines siegreichen Feldherrn rühren, der nicht nur seinen Feind, sondern auch seine eigenen Leidenschaften zu überwinden wußte? Gewiß es ist das Zeichen einer erhabenen Seele, daß sie unter Umständen, wo sich andere dem Stolz und Uebermuthe überlassen, niemals die Herrschaft über sich selbst verlieret, und sich durch ihre Mässigung oft allein von einem ganzen Volke unterscheidet! —

Eben so ist es erhabne Bescheidenheit, sanfte edle Menschlichkeit, mit Bernstorfen da bitten, wo man zu befehlen hat. Solches Bitten beruhet nicht in der Empfindung von Schwäche und Unvollkommenheit, sondern im Gefühl von überlegener Größe und Vollkommenheit, welches man andre fühlen zu lassen, zu weise, zu groß und gütig ist. So oft der erhabene Bernstorf seinen Untergebenen etwas zu sagen hatte, kleidete er es immer in eine sanfte, liebreiche, Bitte ein. Nehmt euch diesen grossen Mann zum Muster,

kleine

kleine Despoten, die ihr eure Untergebene stolz, und gebieterisch behandelt — sie anschnauzet und sclavisch behandelt — die ihr lauter blinden Gehorsam, lauter hündische Schmiegung von ihnen verlangt! lernet groß denken — kleine Tyrannen, und sorget dadurch für eure eigene Ehre! Ihr möchtet sonst durch einen — groß denkenden — Untergebenen, dem eine solche niedrige Behandlung unausstehlich ist, von eurer eingebildeten Höhe auf einmal herabgeworfen werden! —

Unter den Beyspielen solcher Menschen, die von den niedrigsten Glücksumständen zu den höchsten Stuffen menschlicher Gewalt und Ehre erhoben, nicht übermüthig geworden, sondern ihrer vorigen Umstände eingedenk geblieben sind, verdient der Papst Clemens XIV. und der Cardinal Ximenes eine vorzügliche Stelle. Als Clemens XIV. (vorher Ganganelli) Cardinal wurde, meldete er seinen Mitbrüdern die Veränderung seines Standes mit folgenden Worten: Seine Heiligkeit hat mich zum Cardinal erhoben; aber laßt euch diese neue Würde nicht irre machen; ich werde immer fortfahren, mit euch zu leben, und wie einer von euch, und sicherlich soll niemand merken, daß ich meinen Stand verändert

ändert habe. Er hielt sein Wort gegen seine Ordensbrüder vollkommen. Ein gewisser englischer Pair, der ihn oft besuchte, pflegte zu sagen: Ich bekomme den Cardinal Ganganelli nie zu sehen, ich finde bloß den demüthigen Mönch zu Hause. Seine Erhebung zum Papste hatte ihn gar nicht stolz gemacht. Schmeichler haßte er, und vergaß seinen vorigen Stand nicht, sondern gieng mit seinen Brüdern von Franciscus sehr gesellig um. Eines Abends sagte er: „ich bin nun den ganzen Tag über Fürst und Papst gewesen; damit ich nicht ersticke, will ich nun einmal wieder Pater Ganganelli seyn. Kommt, laßt uns schwazen, wie wir pflegen!“ Ximenes, vom Franciscaner-Mönch zum Erzbischof von Toledo erhoben, änderte, so viel bey ihm stand, in seiner physischen und moralischen Lebensart gar nichts. Sein Geist scheint früh mit den erhabensten Ideen zu innigst sich beschäftiget zu haben, um die Veränderungen im bürgerlichen Rang für etwas zu achten, was den Menschen ändern könnte. Der einzige Premierminister, schreibt Robertson, den seine Zeitgenossen als einen Heiligen verehrten und seine Unterthanen für einen Wunderthäter hielten. Cardinal Brogni, König Al-

phon-

phonsus, Heinrich IV. und so manche andere gehören noch hieher. O wie sehr würden die Grossen geliebt, wie aufrichtig, innig und herzlich würden sie verehrt werden, wenn sie sich zu den Geringern herablassen wollten, wenn sie ihnen mit Sanftmuth und Liebe begegneten, und sich ihrer mit Güte und Großmuth annähmen! Hat nicht Cäsar durch seine Popularität den Grund zur Herrschaft über eine halbe Welt gelegt? Ist nicht Titus von seinen Unterthanen fast angebetet worden? Wurde nicht Eberhard I. von Wirtemberg von seinen Unterthanen fast als ein Gott verehrt? Wird nicht der erhabene Coadjutor von Dalberg um seiner Großmuth willen auch vom Auslande verehrt? — — Wahrlich diese Herrschaft ist edler, sicherer, und grösser, als die durch Stolz, Gewalt, und Furcht. O — wüßte jeder, was wahre Grösse ist — er würde sie gewiß mit allem Ernst suchen!

Die Besiegung des Ehrgeizes äussert sich zweytens dadurch:

wenn man eine angebotene Ehre, oder Herrschaft großmüthig ausschlägt.

Der Trieb, über andere zu herrschen, und von dem grossen Haufen gefürchtet, und geehrt zu werden,

werden, liegt in eines jeden Menschen Herz. Fühlt er Kräfte und Talente in sich, so glaubt er nicht nur sein eigner Führer seyn zu können, sondern er glaubt auch wohl um den andern sich verdient zu machen, wenn er ihn leitet, und führt, oder allenfalls auch mit Gewalt zieht und treibt. Bey solchen Vorzügen hält er es für natürliches Recht und Billigkeit, für göttlichen Beruf vielleicht, zu herrschen *): wenigstens wenn eines von beyden seyn müßte; entweder sich andere zu unterwerfen, oder andere sich. Wer sich fühlt, wie Alexander, Cäsar, Mazarin, und Richelieu sich fühlen mußten; wer Gelegenheit hat, sich über andere zum Herrscher aufzuwerfen; wer sich die Herrschaft nur auf einer Seite vorstellt — und sich durch ihre Reize blenden läßt, wie sollte der nicht alle Mittel ergreifen, seinen Ehrgeiz zu befriedigen? Er nimmt das Schwerd in die Hand, würgt, und geht auf Leichnamen, und in Ruinen der Städte umher. Er stürzt Thronen um, und sezet einen halben Erdkreis in Unruhe und Verwirrung. Der Scythische Gesandte

*) Feder, Unters. über den menschl. Willen, Thl. I. pag. 271.

sandte stellte dem Alexander die Ungerechtigkeit seiner Herschsucht lebhaft genug vor, wenn er ihn also anredet: „Wenn dir die Götter einen Körper gegeben hätten, der deinem Ehrgeiz an Grösse gleich käme, so wäre die ganze Welt viel zu klein für dich. Mit einer Hand würdest du den Orient, und mit der andern den Occident berühren; und dieses würde dich noch nicht befriedigen. Du würdest wissen wollen, wo sich die Sonne verberge. Du strebest nach Dingen, die du nicht erreichen kannst. Du hast alle Völker beraubt, und deine begierigen Hände strecken sich noch nach dem Unsrigen aus. Wozu dienen dir so viele Reichthümer, als nur den Durst zu vergrössern, der dich verzehrt? Du bist der erste, der sich in dem Ueberflusse den Mangel bereitet hat. Je mehr du besizest, desto begieriger strebst du, noch mehr zu besizen.“ Wenn der Ehrgeiz eine so niedrige Leidenschaft ist, wenn sie so wenig zu sättigen ist, wenn sie so viele Ungerechtigkeiten erzeugt; wie groß muß uns denn nicht eine Seele vorkommen, und wie groß ist sie auch in der That, wenn sie sich dieser Begierde nicht nur widersezt — sondern sie auch so sehr mässiget, daß sie selbst angebotene Ehren, und so gar Königskronen groß-

müthig ausschlägt! Daß es aber solche erhabene Seelen gebe, beweist die Geschichte mit manchen Beyspielen, wovon wir einige betrachten wollen. Als Timoleon Syracus befreyt, und alle Einwohner Siciliens wieder in ihre Rechte eingesezt hatte, legte er sein Commando freywillig nieder, begab sich auf ein Landgut dieser Insel, und brachte sein ganzes übriges Leben als ein Privatmann zu. Kaiser Diocletian hatte fünf und zwanzig Jahre auf dem Throne gesessen, als er sich entschloß, denselben zu verlassen. Er war der erste aller römischen Kaiser, der sich groß genug fühlte, den kaiserlichen Purpur abzulegen. Zu Salona in Dalmatien, pflanzte er, und legte Gärten an. Berühmt und treflich ist die Antwort, die er seinem ehemaligen Mitregenten Maximian, der das Reich mit ihm verlassen hatte, und ihn noch immer antrieb den Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem Mitleiden und der grösten Gemüthsruhe gab: wenn ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zeigen könnte, den ich in Salona mit eigner Hand gepflanzet habe, so würdest du mich gewiß nicht länger nöthigen, solches Glück für einen Thron hinzugeben.

Nachdem Andreas Doria sein Vaterland Genua von der französischen Oberherrschaft befreyt hatte, so stand es in seiner Macht, ob er sich selbst zum Souverain desselben aufwerfen wollte. Der Ruhm seiner ehmaligen Thaten, der glückliche Ausschlag des gegenwärtigen Versuchs, die Ergebenheit seiner Freunde, die Dankbarkeit seiner Landsleute, der Beystand des Kaisers, alles trat hier zusammen, ihm eine landesherrliche Gewalt zu versprechen, und lud ihn ein, dieselbe anzunehmen. Aber mit einer Großmuth, sagt Robertson, die wenig ihres gleichen findet, opferte er alle Gedanken einer Selbstvergrösserung dem tugendhaften Vergnügen auf, sein Vaterland frey zu sehen; der höchste Gegenstand, nach welchem der Ehrgeiz streben kann. Nachdem er das gesammte Volk vor dem Thore seines Pallastes hatte zusammen kommen lassen, so versicherte er sie, daß die Glückseligkeit, sie noch einmal wieder in dem Besitze der Freyheit zu sehen, für ihn die vollkommenste Belohnung aller seiner Dienste sey; vergnügter mit dem Nahmen eines freyen Bürgers, als über den Titel eines Souverains forderte er keine Vorzüge, keine grössere Macht, als die seines Gleichen besässen; er über-

lasse daher ihnen allein das Recht, die Regierungsform, die sie nunmehr unter sich einführen wollten, festzusezen. Das Volk hörte ihn mit Thränen der Bewunderung und der Freude. Zwölf Personen wurden erwählt, eine neue Regierungsform für den Staat zu entwerfen. Der Einfluß der Tugenden, und des Beyspiels des Doria theilte sich seinen Landsleuten mit; die Parthien, die den Staat so lange zerrissen, und zu Grund gerichtet hatten, schienen vergessen; man nahm weise Maaßregeln, einem neuen Ausbruch derselben zuvorzukommen; und eben die Regierungsverfassung, die seit der Zeit in Genua unter sehr wenigen Abänderungen gedauert hat, wurde damals mit einem allgemeinen Beyfalle eingeführt. Doria, geliebt, hochgeachtet, und von seinen Landsleuten verehrt, erlebte ein hohes Alter; und da er einförmig bey seinem Gelübde der Mässigung beharrete, und schlechterdings nichts mehr, als was jedem Privatbürger mit Recht gebühret, verlangte, so behielt er jederzeit einen mächtigen Einfluß in die Berathschlagungen der Republik, die ihr Daseyn seiner Großmuth zu verdanken hatte. Dieses Ansehen, diese Vorzüge, die er besaß, waren schmeichelhafter, und mit mehrerer

Zufriedenheit begleitet, als diejenige, die aus der Souverainität fliessen. Es war eine Herrschaft, die sich auf Liebe und Dankbarkeit gründete, und von der Verehrung seiner Tugenden, und nicht von der Furcht vor seiner Gewalt unterstüzt wurde. Sein Andenken wird noch jezt von den Genuesern in Ehren gehalten, und in ihren öffentlichen Denkmalen und den Werken ihrer Geschichtschreiber heißt er mit einer vorzüglichen ehrwürdigen Benennung: der Vater seines Landes und der Wiederbringer seiner Freyheit. Welche Hoheit der Seele! Aber auch — welche Klugheit. Denn — ohne Zweifel — hätte er sein Leben weder so ruhig beschlossen, noch eine solche Verehrung seiner Landsleute genossen, wenn er sich die Oberherrschaft angemaßt und behauptet hätte. —

Friedrich, dem Herzoge von Sachsen, einem Fürsten von so erhabenen Tugenden, und so vorzüglicher Geschicklichkeit, daß er den rühmlichen Zunahmen des Weisen führte, wurde die kaiserliche Krone einmüthig angetragen. Aber dieser ließ sich durch einen Gegenstand, den Monarchen, die ihm an Macht weit überlegen waren, so sehnlich wünschten, nicht blenden; und nachdem er eine kurze Zeit die auf ihn gefallene Wahl

in Ueberlegung gezogen hatte, lehnte er sie mit einer Großmuth und Uneigennüzigkeit, die eben so auszeichnend als bewundernswürdig war, von sich ab. Nichts, sagte er, könne unklüger seyn, als wenn man einer Maxime, die in vielen Fällen richtig und vernünftig wäre, aber sich nicht auf alle anwenden liesse, hartnäckig anhangen wolle. In ruhigen Zeiten, fuhr er fort, wünschen wir uns einen Kaiser, der nicht mächtig genug ist, Eingriffe in unsere Freiheiten zu thun; aber gefährliche Zeitläufte verlangen einen Prinzen, der im Stande ist, unsere Wohlfahrt in Sicherheit zu sezen. — — Der Kaiserliche Scepter muß solchen Händen anvertraut werden, die mächtiger sind, als meine, oder anderer Deutschen Fürsten Hände. — Da nun der König von Spanien (Carl V.) aus Deutschem Geblüte abstammet, und wegen der Länder, die er von seinem Großvater geerbt hat, ein Mitglied und Fürst des Reichs ist — — so gebe ich ihm meine Stimme zum kaiserlichen Thron. Diese Meinung, die seine so seltene Großmuth einflößte, und die mit so richtig scheinenden Gründen unterstüzt war, machte einen tiefen Eindruck auf die Churfürsten. Die Gesandten des Königs von Spa-

nien, die den wichtigen Dienst einsahen, den Friedrich ihrem Herrn gethan hatte, sandten ihm eine beträchtliche Summe Gelds, als das erste Merkmal der Dankbarkeit ihres Herrn. Aber er — dessen Seele groß genug war, eine Krone auszuschlagen, sahe eine Bestechung mit Verachtung an; und als ihn die Gesandten baten, daß er wenigstens erlauben möchte, einen Theil dieser Summe unter seine Hofbedienten zu vertheilen, versezte er: er könne nicht hindern, daß dieselben etwas von dem, was man ihnen anbieten würde, annähmen, aber wer auch nur einen Gulden annehmen würde, sollte den folgenden Morgen seiner Dienste entlassen werden. Mit gleicher Großmuth will Carl XII. und Alexander Sobiesky nicht König in Pohlen, — zwey edle Jünglinge (beym Curtius) nicht Könige von Sidon, — Pisani nicht Herr von Venedig, — Machmut nicht Reichsverweser, — werden. Mit gleichem Edelmuth wollen Chatam und Moser nicht mehr Minister — Tornowsky nicht mehr Feldherr seyn.

Wer seine Grösse in sich selbst fühlt, befürchtet nicht so leicht, sie durch andere zu verlieren, und kann daher eine zufällige Grösse um so eher entbehren. Nicht das kann groß seyn,

sagt

sagt Longin, dessen Verachtung etwas grosses ist. Macht und Herrschaft können also keinen zu einem grossen Mann machen, weil ihre Verachtung etwas grosses ist. Und der ist ein wahrhaftig grosser Mann, der Herrschaft und hohe Würden entweder großmüthig verwaltet, oder — aus edlen Beweggründen sie ausschlägt, oder niederlegt. Gefühl seiner innern Grösse — seiner Tugend — Ueberzeugung, daß Seelengrösse von niemand entrissen werden kann, sondern immer mehr zunimmt — sind ohne Zweifel die Gründe, warum dieser eine Krone ausschlägt — jener sie edelmüthig niederlegt — wiewohl ich gern zugebe, daß noch manche andere Ursachen, die wir aber nicht lieblos aufgrübeln wollen, dabey statt finden können. Es ist und bleibt immer groß, das, was der grosse Haufe so sehr anstaunt, nach seinem wahren Werth zu schäzen, und freywillig zu entbehren.

§. 9.

Hieher gehöret auch die großmüthige Mäßigung in der Herrschaft über die Meynungen.

Man darf nur wenige gelehrte Blätter und Journale gelesen haben, so wird man bald finden, wie gern die Menschen über die Meynungen an-

derer herrschen. Man gibt sich da die Mine eines Alles wissenden: verlacht andere, wenn sie nicht denken und schreiben, wie man selbst denkt: man verspottet und verdreht die Meynungen anderer: trägt sie falsch, einseitig und unvollständig vor: mischt hie und da eine mitleidige Frage ein: wirft mit Machtsprüchen um sich: geberdet sich dann und wann ganz jugendlich muthwillig: schreyt immer: hieher! hier ist die rechte Strasse, jene führt zum Irrthum: gibt sich dadurch bey einsichtsvollen Lesern ganz jämmerlich bloß: und schneidet beym undenkenden Haufen einem Schriftsteller, dem man nicht hold ist, oft alle Ehre ab, oder sucht ihn doch in Spott und Verachtung zu bringen, und vom Schreiben abzuschröcken. Und dieß alles bloß darum, damit man allein den Ton angeben, und andere, die man oft nicht einmal frey reden läßt, um so leichter leiten, oder vielmehr treiben, und fortdrängen kann, wie man will. O elender Kleinmuth! O hassenswerthe Geistestyranney! Wahre Erhabenheit, sagt der edle Garve, macht gelinde. Höret es, Geistestyrannen, und befolget diesen Rath eines allgemein hochgeschäzten, weisen, Mannes! Wahre Grösse, die sich bewußt ist, daß auch sie sehr

vieles

vieles nicht weiß, und nicht selten fehlt, belehrt liebreich: schlägt nicht nieder, sondern muntert auf, wo sie Funken von Genie sieht: leitet großmüthig auf den rechten Weg: zeigt die Mittel an, wie man sich immer mehr vervollkommnen könne: kleidet alles in sanften, wohlmeynenden Rath ein: und wird dafür von sich selbst, von der verständigen Welt, und von jedem, so behandelten Schriftsteller mit Beyfall, Lob, und Dank belohnt. Wahre Grösse macht sich's, mit dem edlen Hofrath und Profess. Feder, zum Gesez, sich bey Recensionen allemal zu fragen: würdest du auch so mit dem Manne reden, wenn er hier vor dir stünde, oder neben dir auf deinem Canapee säße?? Zwar erkennt der Recensent des Federischen Buchs über Raum und Caussalität in der Allgemeinen Litteraturzeitung die Richtigkeit oder Allgemeinheit (wie man sich doch zu drehen weiß, wenn man andern gerne thun möchte, was man selbst nicht wünscht, daß einem geschehe!) dieser schönen Regel nicht an: Allein er hat offenbar die Empfindung aller Schriftsteller wider sich, und würde sie gewiß anerkennen, wenn er selbst als Schriftsteller, und nicht als Richter, (die sich ohnehin manchmal etwas wider die Gesezе erlauben,)

ben,) aufgetreten wäre. Weise, gesezte, edle, Männer, erlauben sich einmal, auch wenn sie hinter der Wand stehen, keine Unanständigkeiten: sie können sich einmal nicht so sehr wegwerfen, daß sie sich Verdrehungen, Spott, Schimpf, Verachtung, und Herabwürdigung anderer erlauben: sondern sie sind billig, liebreich, nachsichtig, und gütig gegen andere, und zeigen eben dadurch ihre Erhabenheit der Seele über die Gesinnungen und Handlungen anderer. . .

§. 10.

Eben so haben sich weise und großmüthige Männer von jeher der Herrschaft über die Glaubensmeynungen, anderer enthalten: wie im Gegentheil eingeschränkte und kleingeistige Menschen diese Herrschaft bis zur Verfolgungssucht treiben. Glauben ist einmal keine Sache, die sich befehlen läßt, sondern muß durch faßlichen und gründlichen Unterricht bewirkt werden. Da aber die Talente und Fähigkeiten der Menschen unendlich verschieden sind, so kann es auch nicht anders seyn, als daß der Glaube an gewisse Religionswahrheiten eben so verschieden seyn muß — und daß man etwas ganz unmögliches verlangt, wenn man will, daß viele Tausend Menschen ganz einer-

ley Glauben haben sollen. „Bey mehreren einerley Religion erwarten, sagt Hr. D. Doederlein, (Christl. Religions-Unterricht, 1. Thl. pag. 6.) allen einerley Religion vorschreiben, wäre entweder die unseeligste Versezung des Geistes in einen unwürdigen Sclavenstand, und die Entweihung des ersten Gesezes der Vernunft, für sich selbst zu denken, und emporzustreben, und der Empfindung, sie aus sich selbst zu nehmen: oder es wäre die dürftigste Nachbeterey, wobey man gemächlich sich von den Kenntnissen anderer lenken läßt, und, leer von Gesinnungen, welche sich nicht so leicht, als Kenntnisse borgen lassen, bloß die äussere Verehrung der Gottheit nachäffet, Formeln ohne Bedeutung, Gebräuche ohne Nuzen und Theilnehmung der Seele für Religion hält, und Heuchler wird. Der Gerechte wird seines Glaubens leben. „Wer recht thut, der ist gerecht. Wer aber Sünde thut, der ist irreligiös 1. Joh. 3. Und — unter allerley Volk, wer Gott fürchtet, und recht thut, der ist ihm angenehm. Ap. Gesch. 10, 35. Wenn die h. Schrift so redet, wie sollte denn der Weise anders denken, und handeln?“ „Diejenigen, sagt Bynkershoek (opusc. varii arg. Nro IV. de Senatus Consulto Marciano)

welche

welche einige Großmuth besizen, sind zu dem Religionshaß nicht so geneigt, als andere, die von niedrigem Geiste sind, und denen es natürlich ist, solche Leute zu hassen, die nicht ihrer Meynung sind.“ Diß beweisen viele Beyspiele, wovon ich nur zwey anführen will. Friedrich der Grosse sagte: bey mir kann jeder glauben, was er will, wenn er nur ein rechtschaffener Mann ist. Ein ähnliches Urtheil fällte Noushirvan, (nach Meisner, 3. 44.) da ihn seine Bonzen bewegen wollten, die (ihrer Meynung nach) Irrglaubige auszustossen. Er hieß die Priester, samt einer grossen Menge Volks ihm vor die Stadt nachfolgen, und redete, da sie zu einem treflichen Stück Weizen gekommen waren, den Oberpriester also an: „Sieh, heiliger Mann, diß gesegnete Feld gehört zweyen Besizern; der eine davon bekennt sich mit der äussersten Strenge zu eben der Religion, die du, und ich als wahr erkennen: der zweyte ist ein Christ. Sage mir einmal, wo trennt sich beyder Eigenthum? — — Du schweigst? Wohl! Wenn dir diß vielleicht zu spizfindig scheint, sieh hieher! Hier sind zwey Geschwister, beyde schön; ihr Vater, und ihre Mutter waren von zweyerley Glauben; der Sohn

ward

ward im väterlichen, die Tochter im mütterlichen erzogen. Sag an, welches von ihnen hat den wahren, und welches den falschen Glauben?“ Der Priester stuzte. „Wie kann ich das sagen, Beherrscher der Glaubigen! Was kann Religion auf das Aeusserliche der Menschen, und was zumal auf die Fruchtbarkeit der Felder für einen Einfluß haben?“ — „Nicht? meynst du wirklich nicht, daß der Gott, von dem der Seegen der Felder, von dem die Schönheit des Menschen herstammt, einen Unterschied unter dem mache, der ihm redlich, und dem, der ihm falsch dienet? Mir ward die Sorge für die Ruhe, und für das Glück meiner Unterthanen, und nicht für ihren Glauben verliehen. Ich kann ihre körperlichen Handlungen, aber ich kann nicht ihre Seelen beherrschen. Fehler in jenen kann und werde ich strafen; in diesen strafe sie der, der es vermag, und der mitleidig auf mich herabblicken würde, wenn ich ihm heuchlerisches Gebet erzwänge.“

§. 11.

Endlich gehört auch hieher: Großmüthige Mäßigung in der Herrschaft über die Bestimmung anderer.

An manchen Orten werden gewisse Jünglinge und Männer zu dem oder jenem Stand bestimmt, wozu

wozu sie sich eben so wenig schicken, als Ipecacuanna in einen hungrigen Magen. Und wenn sie sich auch dazu schicken, und gewissenhaft darinn arbeiten, so wollen sie mit der Zeit auch eine Stuffe weiter hinaufrücken, wie andere Stände. Aber unter allen Ständen glückt diß keinem weniger, als dem niedern Schulstand. Wer einmal das Unglück hat, hineinzugerathen, der hat selten mehr eine Erlösung zu hoffen. Er ist zum Schulstand prädestinirt, wo er mit Armuth, und Verachtung kämpfen muß sein Lebenlang. Viele seiner Schüler, die sich dem Geistlichen Stand widmen, laufen ihm in kurzer Zeit zuvor, werden Pfarrer, Professoren, und so fort, oder kommen doch mit der Zeit auf bessere, und ruhigere Dienste. Nur er ist, wie Prometheus an den Caucasus, in seine Schule hineingeschmiedet, muß Gesundheit und Vermögen aufopfern, und hat keine andere Aussicht als die Seinen einmal in Armuth und Verachtung zu hinterlassen... Welch eine harte, unbillige, Bestimmung! Hart ist sie weil sie der Natur zuwider ist, weil sie alle Triebe, die der Schöpfer in uns gelegt hat, tödtet, und weil sie den Menschen endlich mißmuthig, und unbrauchbar macht. Unbillig ist sie,

weil sie für grosse Arbeiten keine Hofnung, keine Erquickung, übrig läßt, und andere, denen die Natur weit weniger Talente verliehen hat, zu den schönsten Aussichten emporhebt. Zwar hat der Staat das unstreitige Recht, seine Glieder zu gewissen Ständen zu bestimmen: aber — wenn er gerecht verfahren will, wie er soll, so muß er auch auf die Gaben derjenigen billige Rücksicht nehmen, die er bestimmt. Sonst handelt er despotisch, und ungerecht: macht den Mann mit der Zeit in seinem Fach minder brauchbar: benimmt ihm allen Muth: und schwächt seine Gesundheit: (und wie kann er da, wenn er auch wollte?) Ohne Hofnung, ohne Aussicht, arbeiten, wer kann dieß aushalten?

Durch eine unbillige, und ungerechte Bestimmung der jungen Staatsglieder wird also dem Ganzen ein unersezlicher Verlust zugefügt. Denn auf solche Weise bekommt man Subjecte, die ihr Geschäft ohne Vergnügen treiben, bald Muth und Munterkeit verlieren, und endlich gar ein Opfer ihrer ungerechten Bestimmung werden. . . .

Ganz anders, d. i. gerechter, und großmüthiger bestimmt Carl, Herzog zu Wirtemberg in seiner berühmten hohen Schule zu Stuttgart die

Bayerische Staatsbibliothek München

Jünglinge. Da wird keiner ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, Neigung, und Talente, zu einem gewissen Stand prädestinirt: sondern nach sorgfältiger Prüfung seiner Neigung und Gaben wird ein jeder in das Fach versezt, wozu ihm der Urheber seiner Natur Lust und Fähigkeit angeschaffen hat. Da findet man Söhne gemeiner Männer den Vornehmern vorgezogen, weil sie die Natur ihnen auch vorgezogen hat: da wird der Sohn des gemeinen Mannes nicht wieder zum gemeinen Stand bestimmt, sondern dazu, wozu ihn die Natur bestimmt zu haben scheint. Und dieß ist unstreitig die billigste, gerechteste, und einzig richtige Bestimmung! Aus vielen andern Exempeln will ich nur das anführen, welches mir specieller, als irgend jemand, bekannt worden ist. Ein armer, von gemeinen Eltern gebohrner, aber Hofnungsvoller, geschickter, junger Mensch, wurde vom großmüthigen Herzog Carl zu Wirtemberg in seine Hohe-Schule aufgenommen, und in die Classe der Künstler gesezt, welches immer Gnade, und Glück für ihn war. Allein, die Natur schien den Jüngling zu einem andern Fach bestimmt zu haben. Mißmuthig, und traurig, führte er daher den Pinsel: niedergeschlagen und betrübt zeich-

nete er seine Figuren. Dagegen aber studirte er seine lateinischen und griechischen Autoren, die er immer im Sacke trug, für sich desto fleissiger. Zwey Jahre giengen so vorbey, und der Jüngling war immer traurig, klagte mir auch etliche mal seine Leiden. Ich ermahnte ihn, geduldig bey seinem Fache zu bleiben, und auf die Vorsehung zu trauen, biß sie ihm eine günstige Gelegenheit anbieten würde, sich seinen Vorgesezten zu entdecken. Einst saß er abermal ganz traurig mit seinem Pinsel in der Hand an seinem Tische, und wollte mahlen — allein, es gerieth nicht. Er ärgerte sich darüber, und es gieng nicht. In diesem Augenblick führte die Vorsehung einen seiner edlen Vorgesezten zu ihm hin. Warum so traurig, so mißmuthig, mein lieber! . fragte ihn dieser. Weil es mir nicht gelingen will, war die Antwort. Und, warum denn nicht? Sie sind ja sonst nicht ungeschickt? Weil ich keine Lust dazu habe. Zu was dann? Zur Arzneywissenschaft, war die Antwort. Nun — wir wollen sehen, ob da nicht zu helfen ist. Mit diesen Worten gieng er zum vortreflichen Intendant von Seeger, erzählte ihm, was er gesehen, und bat ihn um seine Verwendung. Edelmüthig eilte dieser zum Herzog, trug

ihm die Sache vor, und erhielt folgende großmüthige Antwort: „So soll er denn gleich ins medicinische Fach versezt werden, denn die Neigung und Talente, und nicht mein Wille allein sollen die Lebensart des Jünglings bestimmen.“ Nun war dieser in seinem Element, und studirte so fleissig, daß er schon im 2ten Jahr seiner academischen Laufbahn den academischen Orden erhielt, weil er sich in allen Fächern seiner Wissenschaft vorzüglich gezeigt hatte: da er hingegen im Künstlerfach vielleicht nicht einmal mittelmässig geworden wäre.

§. 12.

Die Besiegung des Ehrgeizes offenbart sich ferner dadurch: wenn man sich einer großmüthigen Bescheidenheit befleißt.

Das Wesen der Bescheidenheit besteht in einer auf Billigkeit gegründeten Mässigung. Der Großmüthige erkennet die Gleichheit aller Menschen, sein Verhältniß zu denselben, ihre Vorzüge, Wünsche, und Empfindungen, und seine Talente, Schwachheiten und Fehler. Nie nimmt er sich also mehr heraus, als ihm von rechtswegen gebühret,

bühret: nie nimmt er nur auf seine eigene Person Rücksicht: nie kränkt er die billigen Rechte und Ansprüche anderer; sondern — er mässigt seine Ehrliebe und beherrscht sie weißlich: läßt den Verdiensten anderer Gerechtigkeit widerfahren: und erweist ihnen, was ihre Vorzüge verdienen. Im Glück vergißt er seine Würde, und hält allein die Tugend für wahre Hoheit, wie Alphonsus, König von Arragonien. Er erinnert sich aber an seine Niedrigkeit, wie König Agathokles, der nie anderes, als irrdenes Tischgeschirr auf seine Tafel bringen ließ, und, da man ihn nach der Ursache davon fragte, edelmüthig antwortete: Ich suche durch das Andenken an meine niedrige Geburt den Stolz zu unterdrücken, zu welchem mich der eitle Glanz der königlichen Würde leicht verführen könnte. Den Verdiensten anderer läßt er Gerechtigkeit widerfahren, und maßt sich eine Ehre, die ihm andere haben erwerben helfen, nicht allein an, wie Türenne, und Boufflers. Als nach dem Siege über die Deutschen, unter dem Commando des Herzogs von Lothringen und Caprara, die Officiere seiner Armee sich rings um den Türenne her versammelten, um ihm über diesen Sieg, der vorzüglich die Frucht seiner feinen

Kriegskunst war, Glück zu wünschen, sagte er zu ihnen: meine Herren, mit Leuten, wie Sie sind, darf man herzhaft angreifen, weil man immer sicher ist, zu überwinden. Eben so großmüthig bescheiden war der Marschall von Boufflers, der gleich nach der Belagerung von Lille, welche Stadt er vier ganze Monate lang gegen den Prinzen Eugen vertheidiget hatte, die Würde eines Pairs von Frankreich erhielt. Bey seiner Einsezung begleiteten ihn eine Menge Officiers, die in Lille unter ihm gestanden hatten, in das Parlament. Meine Herren, (sagte er, indem er sich zu ihnen wandte) alle Gnaden, damit man mich überschüttet, alle Ehrenbezeugungen, die ich empfange, bin ich Ihnen allein schuldig. Sie belohnt man in mir, und mein ganzer Ruhm besteht nur allein darinn, an der Spize so tapferer Männer gestanden zu haben.

Vornemlich erkennt der Großmüthige die Vorzüge und Talente anderer mit erhabener Seele ohne Mißgunst. Nur der seltne Mann von wahrer Grösse, sagt ein berühmter Schriftsteller, läßt gleichen, in einer Bahn mit ihm wetteifernden, oder gar grössern Verdiensten, mit warmem Her-

zen, und ohne Mißgunst Gerechtigkeit widerfahren. Von jeher war es das Loos des Verdienstes, von allen denen, die seine Superiorität heimlich anerkennen mußten, gehaßt und geneidet zu werden. Von jeher war es ein Zeichen eignes Verdienstes, dem Werth und den Talenten anderer Ehre und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In dieser Gesinnung sagte der Marquis von Hiläre in eben dem Augenblicke, als ihm eine Kanonenkugel einen Arm entreißt, und zugleich den Marschall von Türenne trifft, und niederstürzt, von seinem eigenen Verlust und Schmerz ungerührt, zu seinem Sohne: ich bin es nicht, mein Sohn, den ihr beweinen müsset, sondern es ist der Tod dieses grossen Mannes; ihr werdet vermuthlich einen Vater verlieren, aber euer Vaterland und ihr werdet nie einen solchen General wieder finden. Mit diesem Bewußtseyn sagte der Philosoph Antisthenes zu seinen Schülern, die ihn über verschiedene wichtige Dinge befragten: Lasset uns allerseits zum Socrates gehen; er versteht diese Materie am besten, und da werde ich so gut, als ihr, ein Schüler unter ihm seyn. So gehört es denn zum höchsten Adel der Menschheit, und ist ein ungezweifelter Beweis desselben, wenn

man den Vorzügen und Talenten anderer ohne Mißgunst Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Endlich zeigt man die Besiegung seines Ehrgeizes auch dadurch:

wenn man den Verlust der Ehre, Aemter, und Würden großmüthig erträgt.

Hievor schüzt nicht Tugend, nicht Wissenschaft. Ein Zufall, ein Unglück, ein Mißtritt, ein Feind, ein Mitwerber, ja so gar unser Eifer fürs gemeine Beste, kann uns unsere Ehre und Ansehen entreissen, unsern guten Nahmen verdunkeln, und uns fast um alle Achtung der Welt bringen.

Wie richten wir uns nun hiebey auf?

Groß ist es, ehrwürdig seyn, und nicht geehrt zu werden. Groß ist es, gelassen zu ertragen, was nicht zu ändern ist. Groß ist es, zu thun, was gut ist, wenn es auch niemand erkennen will. Groß ist es, äusserliche Ehre entbehren zu können. Groß ist es, sich allein mit dem Beyfall seines Gewissens trösten zu wissen.

Kleine Seelen glauben zwar mit der äusserlichen Ehre alles verlohren zu haben, weil sie keine

wahre

wahre Ehre in sich fühlen: aber grosse Geister, die nur die Tugend für ihre höchste Ehre halten, bleiben beym Verlust der äusserlichen Ehren gelassen, und standhaft, hüllen sich in ihre Rechtschaffenheit ein, und trösten sich mit dem Beyfall des Allwissenden. So tröstete sich ohne Zweifel Morus, Sully, Bernstorf, Moser, La Roche, und andere. So tröstete sich der verworfene Samuel. Dieser wird hintangesezt, und verkannt, und liebt sein Volk dennoch herzlich. Während der ganzen Regierung Sauls merkt man es kaum, daß Samuel zurückgesezt ist: immer rathet er dem Saul treulich, immer fährt er fort, seinem Volk zu dienen. Ist diß nicht edel, ist diß nicht groß? Der Ritter des Ludwigsordens (beym Yorik,) erlaubt sich nicht eine Klage, gelassen steht er an der Ecke mit seinem Körbchen, und verkauft seine Pastetchen.

Mit diesen Gedanken und Exempeln wollen wir uns trösten, wenn auch wir in einem ähnlichen Falle sind, oder einmal darein kommen sollten. Die Ausübung unserer Pflicht, das Wohl unserer Brüder soll uns immer so beschäftigen, daß wir uns selbst darüber vergessen, im Recht- und Wohlthun Antrieb genug finden, und den Bey-

fall Gottes, und unsers Gewissens für unsere höchste Ehre halten. Diß ist wahre Grösse, wahrer Adel des Geistes, Grund und Fähigkeit zu ewig bleibender Ehre.

Großmuth im Unglück.

§. 13.

Allgemeinheit und Arten desselben.

Leiden und Widerwärtigkeiten sind das allgemeine Loos der Menschheit. Kein Mensch, vom Kaiser bis zum Bettler, ist frey davon. Auch der Tugendhafteste, und Klügste kann ihnen nicht entgehen. Der Listigste kann sie nicht vermeiden: der Mächtigste nicht von sich abhalten. Unaufhaltsam dringen sie in den stolzen Pallast des Fürsten, wie in die morsche Hütte des Taglöhners. Reiche können sie eben so wenig abkaufen, als Arme sie wegbitten. Jünglinge werden von ihnen aufgerieben, wie Greise durch sie nach und nach verzehrt. Der Verdienstvolle ist

ihnen nicht weniger ausgesezt, als der Nichtswürdige, der Unschuldige eben so wohl, als der Schuldige. Ja oft wird gerade der Unschuldigste, der Verdienstvollste Mann am meisten von ihnen verfolgt. Diß bestätigt das erhabenste Muster aller Tugend, der Tadelsfreieste unter allen Menschen.

Und wie mancherley sind die Arten des Leidens, das die armen Sterblichen befällt! Bald wirft uns eine Krankheit Monate und Jahre lang auf unser Bette nieder. Die empfindlichsten Schmerzen foltern uns Tag und Nacht. Alle Mittel, alle Wartung ist vergebens: und wir müssen unser Leben unter Seufzen und Thränen hinschleppen, rufen nach einem Retter, und finden ihn nicht, hoffen auf Hülfe, und sie erscheint nicht. Und wenn wir auch unsern Körper den schmerzhaftesten Curen unterworfen haben, so finden wir erst keine Linderung, sondern müssen denselben unter grossen Beschwerlichkeiten dahinschwinden sehen, bis endlich der Tod unsern Leiden ein Ende macht. Oder, wir haben von Natur einen schwächlichen Körper, leiden an Nervenzufällen, Kraftlosigkeit, und andern Uebeln, und müssen doch unsers Berufs warten, wie wenn wir ganz

gesund

gesund wären, oder das, was unserm Körper unmöglich ist, unserm Willen zuschreiben lassen. Bald raubt uns ein Dieb, bald ein Betrüger, bald ein gewissenloser Schuldner, bald ein schlechtes Einkommen, bald eine Feuersbrunst, bald ein anderes Unglück unser Vermögen auf einmal, oder nach und nach, und sezt uns in die traurige Lage, uns nicht nur die Bequemlichkeiten, sondern so gar die Nothwendigkeiten des Lebens entziehen, und unsere Angehörige in drückender Armuth hinterlassen zu müssen. Und, o wie hart ist diese! Hungern, und nichts haben, krank seyn, und der Pflege entbehren; bitten, und nichts bekommen; arbeiten wollen, und keine Gelegenheit dazu haben; Gott, wie drückend ist dieses! Ueberdiß — die Folgen der Armuth, die Verachtung empfinden: unwürdige, unbarmherzige Reiche neben sich sehen, und ihnen nicht nur gehorchen, sondern sogar kriechen sollen, — wie empfindlich ist diß für einen edlen Menschen!

Der Verlust unserer Aemter, den uns oft ein beherztes Wort zur Vertheidigung der Unschuld, oft unsere Rechtschaffenheit in Verwaltung unsers Berufs, oft ein Zufall, oft ein Unglück, oft auch unsere eigene Schuld zugezogen

hat,

hat, in welche Mißachtung sezt er uns bey der undenkenden Welt! Oft muß sich der ehrlichste, gewissenhafteste, Mann, eine Zeitlang als einen Schurken ansehen lassen, indeß der wirkliche Schurke im Ruf des rechtschaffensten Mannes steht. Auch seine Freunde verlassen ihn: auch der Einsichtsvolle Mann redet zweydeutig von ihm, und glaubt, daß er doch wenigstens einige Flecken an sich habe, weil er sich nicht so weit erniedrigen kann, daß er seine Unschuld überall, kriechend und flehend vertheidigt.

Wie oft thun uns andere Unrecht, weil sie sich nicht in unsere Stelle sezen mögen, und daher unvermögend sind, von unsern Empfindungen zu urtheilen. Ein Mächtiger, gegen den ein Geringerer etwa ein beherztes Wort spricht, macht oft durch einen Zug der Feder das Schicksal desselben lebenslang, wenigstens auf lange Zeit traurig. Da werden die allerredlichsten Absichten verkannt, verhindert, und in ein gehässiges Licht gestellt. Da wird uns ein Fehler lebenslänglich vorgeworfen: ein, jedem Menschen gemeiner, Mißtritt uns lebenslänglich nicht verziehen: nach einer unregelmässigen Handlung unser ganzes Leben gewürdiget; und alle unsere Tugenden,

ent-

entweder vorsäzlich nicht bemerkt, oder in einem falschen Lichte betrachtet. Oft werden Unmöglichkeiten von uns verlangt: Fehler anderer, Fehler der Zeit, und Umstände uns beygemessen: unsere Arbeit nur obenhin eingesehen, und nach Willkühr oder Leidenschaft geschäzt: unser edler Stolz, weil wir recht thun, für Troz gehalten, und wir nicht selten unsern höhern Vorgesezten als unruhige, gewissenlose Männer vorgestellt. Da werden unsere Feinde so gar unsere Richter: und, was denn diese von uns melden, das wird für wahr gehalten, und uns oft lebenslänglich zugerechnet. Wir fühlen indessen unsere Unschuld und das uns angethane Unrecht: können, und dürfen uns aber nicht vertheidigen, oder, verwickeln uns bey versuchter Vertheidigung in noch grössere Leiden, (denn ein Mächtiger gewinnts meistentheils wider einen Geringern!) und gerathen also durch unwahre, und unbillige, Abschilderungen, deren Ungrund niemand einsehen will, in lebenslängliches Unglück, Leiden, und Mißvergnügen. Denn, je weniger wir im Stande sind, die Wahrheit, welche unser Feind verstellt, ins Licht zu sezen: je gewisser wir das Gegentheil von dem wissen, was er behauptet: und je mehr er

demohngeachtet den Schein auf seine Seite zu bringen, oder die Gemüther für sich einzunehmen gewußt hat, desto mehr kränkt, und beleidigt, wie Garve sagt, seine Unredlichkeit, und das uns zugefügte Unrecht.

Wie oft ist die Verfolgung unserer Bedrücker so groß, daß sie uns mit unerbittlicher Härte so gar unsere Menschenrechte rauben, unsern Credit bey andern Menschen schwächen, und unser ganzes Glück hindern!

Wie manchem raubt der Tod den großmüthigsten Gönner, den rechtschaffensten Vater, die zärtlichste Mutter, den zärtlichsten Gatten, den treuesten Sohn, den redlichsten Freund, und entzieht ihm damit Nahrung, Schuz, Pflege, Trost, Rath, ja oft die Stüze seines ganzen Glücks.

Ein unüberlegter Ausdruck, eine Abweichung von den Meinungen des undenkenden Haufens, ein kleines Versehen, Mangel an Weltkenntniß, ziehen oft die schrecklichsten Gewitter, die drohendsten Gefahren, über dem Haupt des besten Menschen zusammen, welche das Gebäude seines Glücks, woran er Jahre lang gearbeitet, in einem Augenblick zertrümmern! die liebenswürdigste Unschuld,

schuld, die reinste Tugend ist eben so sehr den grausamsten Unterdrückungen, den tödlichsten Kränkungen, den boshaftesten Anklagen, und den ungerechtesten Verdammungen bloß gestellt.

Gefängniß, Marter, und Tod hat schon öfters den redlichsten Patrioten, den rechtschaffensten Minister, ja so gar den unschuldigen Fürsten, betroffen. — Und wer kann die Heere von Unglück alle erzählen, wovon die Menschen von je her sind befallen worden!! Lasset uns lieber lernen, wie wir es großmüthig ertragen müssen?

§ 14.

Großmüthiges Verhalten.

1. in Schmerzen und Krankheiten.

Rund um uns her wohnen Schmerzen und Krankheiten. Josephs II. Macht kann sie eben so wenig wegtreiben, als des Pilgers Flehen sie wegbitten. Wie fürchterlich sind nur die Folgen eines lasterhaften Lebens! Aber es gibt auch eine feinere Art, sich um Gesundheit und Kräfte zu bringen. Zu große Bequemlichkeit, zu nahrhafte Speisen, zu viele Affecten, zu heftige Arbeit, und Nachtwachen, richten das allmählig aus, was grobe Ausschweifungen geschwinder an unserm

ferm Körper verrichten. Wer kann doch so eine genaue Diät halten, daß er im Essen, Trinken, Schlafen, Arbeiten, Nachdenken, Bekleidung und Affecten, niemals zu viel oder zu wenig thäte? Unser Körper ist aus unzähligen zarten Röhren, Fasern, und Häuten zusammengesezt, deren keine ohne Verlust der Gesundheit, oder wenigstens ohne einige nachtheilige Folgen, verrücket, verstümmelt, oder gar zernichtet werden kann. Sind wir denn nun einsichtsvoll, und vorsichtig genug, für jeden unserer festen oder flüssigen Theile zu sorgen? Können wir abgestorbene Empfindung wieder herstellen? Oft ist der Tod in den Töpfen, und wir eilen lachend ihn zu verschlingen. Jedoch, Krankheit und Tod hängen auch nicht immer von unsern Einsichten, oder von unserer Willkühr ab. Oft drängen sie sich ohne alle gegebene Gelegenheit und Warnung zu uns herein, und verbergen uns so gar ihre Entstehungsart. Wer darf auf seine Gesundheit trozen, da allein die unabzuhaltende Luft mit Wurmeyern und hundert für uns schädlichen Dünsten geschwängert seyn kann! Reissende Thiere, oder zahme, welche unvermuthet reissend werden, fliegende beschwerliche Insecten, und fallende Körper sind rund um

uns her vertheilt: wer mag ihnen jederzeit zuvorkommen? Poche nicht, blühende Jugend, auf deine Kraft, du mußt dem Tode doch auch alljährlich reiche Zinsen abtragen. Deine Wangen mögen noch so rosenfarbig seyn, der Zunder zu deiner Zerstörung glimmet vielleicht in dieser schönen Röthe, und bald wird ein innwendiger Brand deine Säfte austrocknen.

Einer unserer lasterhaften oder unbesonnenen Eltern oder Großeltern vererbet oft auf uns seine Krankheit, seine Schwäche der Eingeweide, sein zu Ausschweifungen geneigtes Temperament. Können wir also sicher vor Krankheiten seyn, da diese Feinde oft in einem so gefährlichen Hinterhalte auf uns lauren?

Wie klug ist es daher, in gesunden Tagen zu lernen, wie man sich in Krankheiten, vor denen man keinen Augenblick sicher ist, anständig, und großmüthig verhalten solle? Und welches ist die edle Tugend, die man sich hiezu erwerben muß?

Nichts stehet einem Menschen unter allen Leiden besser an, als die Geduld, das heißt: die ruhige und vernünftige Ertragung aller Beschwerden und Schmerzen, die im menschlichen Leben

vor-

vorkommen. Zwar ist diß eine Tugend ohne allen äusserlichen Schimmer, besonders, wenn sie nur mit Schmerzen des Körpers kämpft. Ihre Ausübung aber wird eben dadurch, weil sie ohne Lobsprüche von Seiten der Menschen bleibt, desto grösser, und erhabener.

Die wahre Geduld fühlet Schmerzen, und Krankheiten, und schämt sich nie dieses Gefühls. Stille Seufzer, wehmüthige Thränen, bescheidene Klagen, gereichen der großmüthigen Seele keineswegs zur Schande. Denn die stoische Fühllosigkeit ist der menschlichen Natur nicht nur nicht möglich, sondern würde ihr auch, wenn sie es wäre, wenig Ehre machen. Den Schmerzen, die Traurigkeit, und alle Eindrücke des Uebels auf menschliche Herzen fühlen, diß hat die grosse Seele mit den kleinen gemein: aber diese Empfindung durch die Stärke der Vernunft so weit mässigen, daß sie nicht murret, nicht jammert, sondern ihre Geduld und Zufriedenheit, und ihre ganze Tugend erhält, und sich nichts von ihr abwendig machen läßt, diß gibt ihr den unterscheidenden Vorzug. Die grosse Seele fühlt also das Uebel, aber sie erträgt es gelassen, und geduldig. Und kommen auch Stunden, worinn sie diese Geduld

verlassen will, so erhebt sie sich doch bald wieder über ihre Schwachheiten, mässigt ihre Klagen, und sucht in ihrer Weisheit und Tugend ihre verlohrne Zufriedenheit. Sind ihre Leiden die Folgen ihres Verhaltens, so mindert sie den gerechten Widerwillen gegen sich selbst durch eine weise Reue, die sie über ihre Fehler fühlet, und wehret Traurigkeit und Verzweiflung dadurch von sich ab, daß sie sich ermuntert, selbst das verschuldete Uebel durch Weisheit in ihr Glück, und den Schmerzen in Geduld und Hofnung auf die Vorsehung zu verwandeln. Weiß sie sich aber von vorsäzlichen Verschuldungen frey, so tröstet und stärkt sie sich mit folgenden Gründen:

1. Das es Thorheit sey, sich in die Nothwendigkeit nicht schicken zu wollen. Denn, mit aller unserer Ungeduld richten wir gar nichts aus, sondern machen vielmehr unsern Zustand wirklich quälend und unerträglich. Seyd noch so unzufrieden, schwache Seelen! Brecht in wüthende Anklagen Gottes und seiner Regierung aus: verwünscht euren Zustand, und euch selbst: was ist die Frucht davon?: Auch nicht das geringste Leiden wird dadurch gleichsam von euch weggeschreckt: auch nicht die kleinste der so

heftig

heftig begehrten irrdischen Glückseligkeiten wird dadurch errungen. Hingegen das viele Gute, welches wir unter unserm Leiden besizen, verliert dadurch allen Geschmack. Die ganze Natur wird uns zur Marter. Ist es also nicht vernünftiger, das freywillig, und mit gutem Anstande zu ertragen, was man nicht ändern kann: denn, bey jedem Unfalle leidet der weniger, der sich geduldig darein ergibt, als der, so widerstrebend von der Nothwendigkeit fortgerissen wird.

2. Ungeduld ist schimpflich. Sie ist der schwärzeste Undank, dessen sich irgend ein Mensch kann schuldig machen. Die so unzählichen, grossen, und ganz unverdienten Wohlthaten Gottes, welche wir an Leib und Seele in unserm vorigen Leben genossen, und noch immerfort, selbst bey den Leiden, geniessen, sehen wir da ganz gleichgültig an. Wir erwiedern sie sogar mit Anklagen unsers so freygebigen, und großmüthigen Wohlthäters. der Ungeduldige lästert die Weisheit Gottes: er wirft ihm durch sein Betragen vor, daß er die Welt besser regieren, und es mit uns Menschen besser machen könne. Er lästert die Gerechtigkeit Gottes, und wirft ihm durch seine Ungeduld vor, daß er partheyisch handle.

und nicht einem jeden gebe, was ihm gebührt. Er lästert die Güte und Liebe Gottes, und wirft ihm gleichsam vor, daß er gleichgültig gegen seine Geschöpfe sey, daß er den Menschen dieses Leben nur zur Plage gegeben, und an ihrem Elende Gefallen finde.

3. Ungeduld ist uns höchst schädlich. Wir verursachen uns dadurch einen sehr peinlichen Zustand des Gemüths. So manchen nagenden Kummer über den Mangel des gewünschten Guten, und die Gegenwart der gehaßten Leiden. So viel quälende Sorgen, und rastlose Ueberlegungen, um den Leiden ein Ende zu machen. So viele ängstliche Erwartungen, welche uns fast jede Stunde in Wochen, und Wochen in Jahre verwandeln. Und müssen hieraus nicht noch heftigere Leiden des Körpers entstehen.

4. Durch Geduld hingegen werden unsere Schmerzen vermindert, und erträglicher. Diß bestätigen zween geprüfte Leidende mit ihrer eigenen Erfahrung. Gott erhalte doch, (schreibt Herr Ritter von Zimmermann — von der Einsamkeit, Thl. 3. pag. 185. f.) in jeder leidenden Seele den tröstlichen Gedanken, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Nie ist man bey diesem Ge-

danken

Danken ganz niedergeworfen; nie verlieret alsdann die Religion ihre Kraft: und nie macht man die traurige Erfahrung, daß oft ein aufgeklärter und geistvoller Kopf in Leiden und Trübsalen vielleicht schwächer ist, als der gemeinste Mensch. Will man auch dem Campanella nicht glauben, Er sey fähig gewesen, seine Aufmerksamkeit von jedem schmerzhaften Gefühle so mächtig abzuziehen, daß er hätte wollen die Folter ohne vielen Schmerz aushalten, so traue man doch wenigstens meiner Versicherung, daß auch bey der grösten Unruhe der Nerven durch eine starke Ableitung der Aufmerksamkeit das Uebel immer gelindert wird, und oft unerwartet verschwindet. Viele bekannte Leidende haben ihren Geist, durch diese Ableitung der Aufmerksamkeit, nicht nur in der grösten Unruhe beruhigt, sondern auch selbst stark gemacht unter der grösten körperlichen Schwäche. Rousseau schrieb viele seiner unsterblichen Werke fast unter beständigem Schmerz. Gellert ward durch seine angenehmen, milden und lehrreichen Schriften ein Lehrer Deutschlands, und gewiß sich selbst in der tiefsten Hypochondrie der beste Arzt. Mendelssohn, der zwar nie melancholisch war, aber doch lange an einer unglaublichen

Nervenschwäche litt, schwang sich durch seine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Geduld und Warten, in seinen schon beträchtlichen Jahren ganz wieder zu der Geisteshöhe der schönen Tage seiner Jugend empor.

Und Herr Professor Garve sagt: (im 2. Thl. seiner Anmerkungen zum Cicero, p. 60.) o gesegnet sey auch selbst die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich öfter, wenn auch nicht deutlicher, als andre gelehrt hat, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Ja ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß die Anstrengung der Geisteskraft auch einen matten Körper unterstüzen, und biß auf einen gewissen Grad beleben könne; daß hinwiederum, wenn die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das tobende Blut anfange sanfter zu fliessen, die in Aufruhr gebrachten Lebensgeister niedersinken; und daß der Schmerz selbst, wenn er nicht zu heftig ist, der aushaltenden Geduld einer, gegen ihn sich anstemmenden, Seele weiche. Wie oft, wenn mich heftige Körperleiden, befielen, und Monathe lang folterten, habe auch ich diß schon erfahren, und bewährt gefunden! Und wie herz-

lich habe ich dann diesen edlen Männern für ihre Aufmunterung gedankt!

5. „Aber, sagen vielleicht manche, wer kann so schwere Leiden geduldig aushalten?“

Daß mans kann, beweiset nicht nur die grosse Kraft, die den Menschen verliehen ist, sondern auch die wirklichen Beyspiele vieler, die die grösten Schmerzen nicht nur gelassen, sondern auch mit einer gewissen Freudigkeit erduldeten.

Mucius, ein junger Römer, der ein so fühlbares Herz hatte, daß die Gunstbezeugungen des Porsena, den er als einen Feind des Vaterlands unversöhnlich haßte, ihn bewogen, die gegen ihn von 300 jungen Römern gemachte Verschwörung zu entdecken, dieser Mucius streckte, in Gegenwart des Königs, seine rechte Hand ins flammende Feuer, und läßt sie, ohne die geringste Bewegung verbrennen.

Calanus und Peregrinus bestiegen freudig den Scheiterhaufen, und triumphirten mitten unter den Flammen, welche ihren Körper verzehrten, als wenn sie auf einem Throne säßen, und mit Kronen und Scepter umgeben wären.

Wenn in Indien ein Mann starb, so stritten seine Weiber, deren er mehrere hatte, miteinan-

der vor Gericht, welche von ihnen er am meisten geliebt habe? die Siegerinn ließ sich mit ihrem Manne freudig verbrennen: die übrigen aber giengen traurig weg.

Cajus Marius ließ sich gar nicht von andern halten, da er geschnitten wurde. Die jungen Spartaner ertrugen die empfindlichsten Schläge, Bisse, und Stösse, ohne nur darüber zu seufzen.

Die Proben, denen diejenigen sich unterwerfen mußten, die unter einigen wilden Völkern in dem südlichen America Anführer werden wollten, sind äusserst schmerzhaft. Geisselungen, von denen der Körper sogleich aufschwillt, Bisse giftiger Insecten, Hize und erstickender Rauch eines der übelsten Gerüche verbreitenden Feuers. Manche sterben darüber. Wer aber die Ehre eines Mannes von bewährter Standhaftigkeit erlangen will, darf unter allen diesen Martern sich nicht bewegen, geschweige denn einen Ton des Schmerzens von sich hören lassen. (Robertson Gesch. von America. Thl. I. p. 363.) Um zu büssen, oder auch, um in den Ruf einer besondern Heiligkeit zu kommen, lassen sich manche Indianer bißweilen langsam über einem Feuer, das sie selbst unterhalten, halb

braten,

braten, an Stricken hin und her sich schwingend, die in ihre Haut eingenagelt sind. (Ives Reise nach Indien, I. 56).

Pompejus stattete einstmal bey dem Philosophen Posidonius einen Besuch ab, da er eben am Podagra danieder lag. Allein, da Pompejus seine Schmerzen bemerkte, so bat er ihn um Verzeihung, daß er eine so ungelegene Zeit zu seinem Besuch gewählt hätte. Posidonius versicherte ihn aber, daß seine Schmerzen nicht so viel Gewalt über ihn hätten, daß sie ihn an einer ernsthaften Unterredung hindern könnten. Er fieng auch gleich eine Unterredung von Verachtung der Schmerzen an. Und, wenn sie bisweilen allzuheftig waren, so rief er aus: o Schmerz, tobe nur, ich werde demohngeachtet dich nie für ein Uebel erkennen.

Was nun so manche andere ertragen konnten, das werden wir auch aushalten können. Oder, wollen wir uns selbst zur Schande das Gegentheil bekennen und beweisen?

6. Sind die Schmerzen heftig, so währen sie nicht lang: sind sie aber nicht heftig, so — sind sie erträglich. Dieser Trostgrund Epicurs scheint zwar dem ersten Anblick nach nicht sehr beruhi-

ruhigend: allein, bey weiterm Nachdenken darüber findet man ihn doch nicht so ganz schwach. Denn, es ist in allweg schon viel gewonnen, wenn ich einem Menschen, der grosse Schmerzen leidet, sagen kann: deine Schmerzen währen nicht lange. Oder, weil sie mässig sind, so leidest du bey weitem noch nicht das ärgste: so könnten deine Leiden noch weit gröſſer seyn. Da sie es nun aber nicht sind, so hast du um so mehr Ursache, geduldig zu seyn, damit du dir nicht durch Ungeduld noch gröſſere zuziehest. In seiner lezten schmerzhaften Krankheit soll sich Epicur mit dem Andenken an seine Erfindungen und Thaten getröstet haben. Und es gewährt in allweg Trost und Beruhigung, wenn man sich bey unpartheyischer Prüfung das frohe Zeugniß geben kann: das Gute nach bester Einsicht ernsilich und anhaltend gewollt, und nach Vermögen gethan zu haben: hie einen Leidenden getröstet, und dort einen Unschuldigen unterstüzt, hie Thränen abgetrocknet, und dort Freude verbreitet zu haben. Aber, dieser Trost wird denjenigen nicht zu theil, die nur für sich, und ihren Beutel gelebt, das gemeine Beste nicht befördert, die Gerechtigkeit nicht gehandhabt, Güte und Wohlwollen nicht gekannt, und weder Vergnügen,

noch

noch Zufriedenheit unter ihren Mitmenschen ausgebreitet haben. Und, wenn sie sich's auch fälschlich bereden, und bereden lassen, so werden sie dereinst nur desto schrecklicher aus ihrem Schlafe aufwachen.

7. Wir sind Brüder, Freunde, Väter, Mütter, und den Unsern ein Beyspiel schuldig. Wenn nun der Vater, oder die Mutter höchst ungeduldig in Schmerzen und Krankheiten sind, was sollen denn die Kinder seyn? sollen sie schöner und anständiger sich verhalten, als ihre Eltern? Und — wie können sie es, wenn wir ihnen nicht vorher Beyspiele der Gelassenheit und Geduld gegeben haben? O Leser, die ihr Väter, oder Mütter seyd, dieser Gedanke: den Unsern ein gutes Beyspiel zu geben — müsse uns mächtig zur Geduld in Schmerzen und Krankheiten ermuntern: und, er wird uns auch ermuntern, wenn wir uns in solchen Fällen nur immer lebhaft daran erinnern. Welche Beruhigung muß es denn einmal für uns seyn, wenn unsere Kinder einst sagen: diese Gelassenheit und Geduld, habe ich meinem Vater, meiner Mutter, zu danken. Er, oder war sie, mein Vorbild. Ihm, oder ihr, sey Dank dafür!

8. Man-

8. Manche Schmerzen und Krankheiten bewahren uns vor grössern Uebeln. Wer weiß, was für ein grösseres Unglück dir zugestossen wäre, wenn dich nicht diese Schmerzen befallen hätten? Machte dich nicht deine Krankheit auf deinen Körper aufmerksamer, und bewahrte dich dadurch vor ferneren, gefährlicheren, Krankheiten? Wir wissen und überlegen nur nicht alle Unglücksfälle, welche vielleicht schon in der Nähe auf uns warten. Ein gewisser Irrländer hatte eine nothwendige Reise nach England vorzunehmen. Er wollte schon ins Boot steigen, aber die Strickleiter zerriß: er fiel, und — brach ein Bein. O, rief er aus: ich danke dir Gott, denn dieses Schicksal ist für mich das Beste. Seine Freunde verwunderten sich über diese Rede, und erwiederten: wie das das Beste seyn könne, wenn man eine so nothwendige, vielversprechende, Reise versäumen, und noch sogar ein Bein brechen müßte? Allein, wie erschraken sie, als sie nachgehends hörten: daß das Boot mit allen Menschen untergegangen wäre? —

9. Eine Hauptstüze der grossen Seele bey Schmerzen und Krankheiten ist die lebendige, und durch die Erfahrung bewährte Ueberzeu-

gung:

gung: Daß eine weise Vorsehung über uns walte: und daß alles, was uns geschieht, uns unter Wissenschaft und Leitung des Weltschöpfers widerfahre: daß Gott uns nach seiner Güte gewiß nicht mehr auflegen werde, als wir tragen können: daß er endlich bey allen Schmerzen, die er uns zuschickt, die weisesten und wohlthätigsten Absichten für uns habe, ob wir sie gleich jezt nicht alle verstehen.

Durch aufmerksame, und fleissige Betrachtung der Eigenschaften Gottes, besonders seiner Weisheit und Güte: ferner, der weisen Einrichtung der Welt: der Ordnung und Harmonie des Ganzen: ihres eigenen Lebens und fremder Schicksale: erwirbt sich die grosse Seele diese, zu ihrer Beruhigung so nothwendige, Ueberzeugung, und läßt sich auch bey Verzögerung der gewünschten Hülfe ihre Gleichmüthigkeit und Fassung nicht nehmen. Eine solche Ueberzeugung, Liebe und Vertrauen zu Gott, stärkten den grossen Boerhave so sehr, daß er auch unter den peinlichsten Schmerzen gelassen, und geduldig blieb. Die Martern, welche er in seiner lezten Krankheit empfunden, sind unbeschreiblich. Sie rührten einen jeden, der ihn in seinem grossen Elende sahe, zum empfind-

lich-

lichsten Mitleiden. Alle diejenigen, denen sein Leben sonst ein theures Gut war, baten Gott, er möchte dasselbe mit seinen unsäglichen Schmerzen endigen. Alle diese lezten Quaalen aber trug er mit standhafter Geduld. Seine Ehegattin, Tochter, und Freunde, die den Anblick seines Jammers nicht ertragen konnten, munterte er auf, standhaft zu bleiben. Damit Gott durch seine Geduld möchte geehrt werden, so bezeugte er: daß er nicht aus stoischer Fühllosigkeit die Schmerzen verachte, sondern daß er, als ein wahrer Christ, durch Glauben, Liebe, und Hofnung zu Gott alle Martern gelassen überstehe. Seine standhafte Gemüthsverfassung, mit welcher er seine Schmerzen ertrug, und in die Ewigkeit gieng, wird auch sehr deutlich aus einigen Briefen erkannt, die er kurz vor seinem Tode, an den Freyherrn Bassand, Leibarzt des Großherzogs von Toskana, und an den berühmten Arzt Mortimer in London geschrieben hat. In einer ruhigen Sprache beschreibt er beyden seine sehr schmerzhafte Krankheit. Als diß geschehen, schließt er den Brief an den ersteren mit den Worten: „Es geschehe, was da wolle, so geschieht alles nach dem Willen des Allerhöchsten. Warum soll ich

mich

mich also fürchten? Was kann ich anders verlangen? Lasset uns Gott anbeten! dieses ist genug. Inzwischen bin ich fleissig besorgt, die auserlesensten Mittel zu meiner Genesung anzuwenden, und bin wegen des Ausganges unbekümmert.“ Das Schreiben an den leztern endigt sich: „Ich erwarte mit Gelassenheit die Befehle Gottes, dem ich alles aufopfere, was er mir gegeben, und die ich allein liebe, und einzig verehre.“

10. Die Betrachtung: daß auch das Leiden weise Einrichtung Gottes sey, stärkte und tröstete den edlen Sulzer unter seinen lezten Leiden. Er war ausnehmend sorgfältig, erzählt uns Herr Wegelin, in der Wahl derjenigen Gründe, die er zu seiner Stärkung und Aufrichtung anwandte. Sie mußten aus den unläugbarsten Säzen der Vernunft, der körperlichen und sittlichen Ordnung, auf die natürlichste und deutlichste Weise hergeleitet seyn. Kein schwacher, wankender, weit hergesuchter, und bloß hypothetischer Begriff durfte unter diese Gründe sich einmischen. Auch gebrauchte er dazu gar nicht scientifische: sie waren ganz aus seiner eigenen Erfahrung, und Beobachtung gezogen, einfach, faßlich, thätig.

Er lebte mit einem seiner Wärter, dessen gesunder Verstand und gutes Herz ihm vorzüglich gefielen, in einer Vertraulichkeit, die dem Kranken eben so viel Ehre machte, als dem Gesunden. Er erzählte Herrn Wegelin, daß er bey seinen schlaflosen Nächten eine wahre Erquickung in den Unterredungen mit diesem Manne fände, und daß sie mit gegenseitiger Herzenseröfnung den Caffee tränken. Sie stimmten dann auch wohl ein erbauliches Lied an, vorzüglich: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Ich habe sehr viel ausgestanden, sagte er zu einem seiner Besucher, aber das freut mich, und dafür danke ich Gott, daß ich bey allen meinen Leiden von innerlicher Ungeduld und unmuthiger Empörung in meiner Seele frey gewesen bin. Ich getraue mir zwar nicht, sezte er lächlend hinzu, mit Posidonius zu sagen: Schmerz, du magst wüthen, so viel du willst, ich werde doch nicht gestehen, daß du ein Uebel bist. Aber, das kann ich sagen, und werde es immer sagen: Der Herr hat alles wohl gemacht!! — Er redete lebhaft von dieser seiner Ueberzeugung, welche bey ihm auch nicht wenig durch sein etwaniges, auf die Kenntniß der Natur gewendetes, Studium bestärkt worden wäre: denn da

hätte

hätte er so häufig gefunden, daß das, was der Unkundige als Unregelmässigkeit und Unordnung in der physischen Welt ansähe, im Grunde zu einem wesentlichen Nuzen gereiche, und die weiseste Einrichtung beweise. Und wie sollte ich denn, fuhr er fort, nicht eben so von der göttlichen Regierung über die menschlichen Schicksale, und über die Meinigen denken??

11. Einen besondern Heroismus im Leiden flößt der Gedanke ein: daß man um des Namens Gottes willen leide. Dieser Gedanke erhebt über Welt, und Zeit, und macht die Schmerzen nicht nur erträglich, sondern so gar angenehm. Wie sich ein Soldat seiner Narben und Wunden rühmt, eben so freuet sich der Rechtschaffene, wenn er um des Guten, und der Wahrheit willen leiden muß. Denn, sein unpartheyischer Zeuge ist in der Höhe, und wird ihm einst seine Leiden mit grosser Freude belohnen, wenn andere, die um des Guten und der Wahrheit willen nichts leiden wollen, mit Schande vor ihm bestehen werden. Der Admiral Coligny wurde von einem Meuchelmörder mit zwey Kugeln getroffen, davon die eine ihm einen Finger der rechten Hand zerschmetterte. Man

mußte ihm den beschädigten Finger wegen des entstehenden Brandes ablösen, wobey er grosse Schmerzen mit unveränderlicher Standhaftigkeit erduldete. So gar, als er die Thränen und Klagen der Umstehenden, selbst des Predigers Merlin sah, fragte er sie: meine Freunde, warum weinet ihr? Was mich anlangt, so halte ich mich für glücklich, diese Wunden um des Nahmens Gottes willen empfangen zu haben.

12. Liebe zu Gott und zum Erlöser der Menschen: Hinschauen in die, durch ihn erworbene, Herrlichkeit: wirkten bey Mosheim, und Gellert die musterhafteste und bewundernswürdigste Geduld unter den langwierigsten und peinlichsten Schmerzen. Mosheim erfuhr lange Zeit alle Folgen des zerstörten Baues seiner Gesundheit, die Quaalen eines verstopften Unterleibs. Der lezte Winter seines Lebens war besonders schmerzhaft. Jede Stellung und Lage des Körpers that ihm wehe. Selbst am Stock konnte er nicht mehr gehen, und wenn er sich niederlegen wollte, mußte er gegen die Natur auf dem Bauche ruhen. Unter vielen schrecklichen Foltern erlebte er das Frühjahr. Der Tod wäre Wohlthat für ihn gewesen: aber Gott gebot,

Mosheim sollte auch noch den ganzen Sommer durch auf dem Schmerzenbette angefesselt seyn. Im Junius stieg die Marter so hoch, daß endlich seine Vernunft selber wankte: doch dauerte dieser betrübte Zustand nicht lange. Mosheim ermannte sich bald wieder, tröstete sich mit den Leiden und der Liebe seines Erlösers, und unterwarf sich dem Gott, der ihn zu solchen schweren Duldungen bestimmt hatte, vollkommen: und immer war sein Herz voll Dank gegen Gott, weil er ihm zu seinen Leiden solche gutgesinnte Verwandte, geschickte Aerzte, und hülfreiche Freunde, die nicht müde wurden, ihn zu pflegen gegeben hatte.

Gellert hatte fast lebenslänglich mit einer schwachen Gesundheit zu kämpfen. Endlich wurden seine Kräfte erschöpft, und er verfiel in seine lezte, äusserst schmerzhafte, Krankheit, die ihn unter beständigen Leiden an einem verstopften Unterleibe endlich dem Tod übergab. Allein so groß seine Körperschmerzen waren, so heiter und getrost blieb sein Geist, und die Liebe zu seinem Erlöser überwog die grössesten Quaalen. Diß bezeugte er allen seinen Freunden, und besonders seinem würdigen Thalemann, aus dessen Händen er

noch einmal das Abendmahl empfangen wollte. Mit diesem Freunde unterhielt er sich von seinem Tode, und sprach mit einer Gelassenheit davon, die von einer ganz ungestörten Gemüthsruhe zeugte. Er war für alles, was ihm dieser fromme Lehrer sagte, lauter Aufmerksamkeit: aber keine Betrachtungen rührten und erfreueten ihn mehr, als diejenigen, welche ihm die Liebe des Erlösers und ihre Grösse vorhielten. Die Empfindung derselben begleiteten ohne Unterlaß die Empfindungen der tiefsten Ehrerbietung und Demüthigung. Als unter andern seinem Zustande angemessenen Vorstellungen die Worte in der Geschichte Lazari, des Freundes Jesu: Herr, den du lieb hast, der liegt krank, auf ihn angewendet wurden, rief er von ihrem Gefühle besonders durchdrungen aus: ach, wenn ich das doch wäre! Sein Freund und Lehrer zeigte ihm, der Gläubige, der sein Heil in keinem andern, als in der Gnade seines Erlösers suche, dürfe seiner besondern Liebe versichert seyn. So gleich eignete er sich diese Versicherung zu, und sagte freudig: Nun ich hoffe es zu Deiner Gnade mein Heiland, daß du auch mich, als den Deinigen lieb hast! Diese Empfindungen überwogen seine Schmerzen so sehr, daß

er

er unter dem stärksten Gefühle derselben nicht klagte, sondern seine Freunde nur ersuchte, für ihn zu beten. — Unter den empfindlichsten Schmerzen, welche die Entzündung aller innern Theile im Unterleibe begleiteten, beschäftigte er seine Gedanken mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten seines versöhnenden Todes, daß er sein Leiden beynahe nicht zu empfinden schien. So mächtig ist die Kraft, welche die Religion dem sterbenden Christen gibt!!

Die bisherigen Gründe, welche von verschiedenem Gehalt sind, und nach der Beschaffenheit der Subjecte schwächer oder stärker wirken werden, bringen, einzeln oder zusammengenommen, die Geduld, oder die gelassene Ertragung der Schmerzen, die die Menschen befallen können, hervor, und stählen das Herz gegen jede Art von Leiden.

Wie vernünftig ist es also, sich dieselbigen in gesunden Tagen öfters vorzuhalten, und so leb-

haft davon zu überzeugen, daß man in Krankheiten nicht nur nicht daran zweifelt, sondern sich dieselben so vertraut macht, daß man durch ihre Hülfe über alle Schmerzen sich erheben kann!

Wie weise ist es vorzüglich, in schweren und tödlichen Krankheiten, die doch am Ende auf uns alle warten, dergleichen stärkere und lebhaftere Ideen in den Leidenden hervorzubringen, und dadurch die unangenehmen und schmerzhaften Gefühle zu unterdrücken! Denn, so überwiegt Liebe Gottes, und einer seligen Ewigkeit ꝛc. alle Schmerzen, und Leiden, und macht uns über Welt, Zeit, und Tod triumphiren.

§. 15.

Großmüthiges Verhalten

2. beym Verlust des Vermögens und Amts.

Je mehr Einfluß ein ansehnliches Vermögen auf die Glückseligkeit der Meisten Menschen hat: je mehr sich manche brüsten, wenn sie zeigen können, daß sie prächtigere Kleider, schönere Möbeln, kostbarere Kleinodien, als andere haben: desto

empfind-

empfindlicher muß kleinen Seelen der Verlust derselbigen seyn, und desto tiefer muß er sie niederschlagen. Wenn ihnen z. E. ihr Haus, sammt allem was darinnen ist, in einer Nacht zusammenbrennt: wenn ein Dieb durch einen frechen Einbruch die ganze Baarschaft eines Kornjuden raubt, wenn ein plözlicher Banquerout einen Wucherer über Nacht arm macht: wie jammern, schimpfen, und fluchen da kleine Seelen! Wie zeigen sie so offenbar, daß der Gott, an dem ihr Herz bisher hieng, ganz andere Menschen aus ihnen gemacht habe, als sie vorher waren!

Der Großmüthige hingegen, der den Reichthum nie als sein eigen angesehen, nie in solche vergängliche Güter seine Glückseligkeit gesezt, sondern sich schon öfters bereit gemacht hat, sein Vermögen wieder zurückzugeben: der sich bleibenderer Güter und Vorzüge bewußt ist: der im Nothfall entbehren, und ohne irrdische Güter glücklich seyn kann: dieser sieht den Unglücksfall, der ihn seines Vermögens beraubt, als ein Weiser mit unbethränten Augen an, und erträgt ihn, als ein Christ, standhaft und gelassen.

Der berühmte, ehemalige, Wittenbergische Professor und grosse Philosoph Bose der ältere, war im siebenjährigen Preussischen Kriege als Geissel der Stadt Wittenberg nach Magdeburg geführt worden, und saß eine lange Zeit in der Citadelle daselbst gefangen. Indessen war bey der schrecklichen Belagerung und Einäscherung dieser Stadt durch die Reichsarmee den 13ten des Weinmonats 1760. das Haus, die vortrefliche Bibliothek, der kostbare Vorrath von mathematischen Instrumenten, und das ganze Vermögen des gefangenen Professors ein Raub der Flamme geworden. Als ihm sein Sohn, der jüngere Bose, die Nachricht von diesem schrecklichen Unglück nach Magdeburg meldete, nahm er sie mit der standhaften Gelassenheit eines wahren Christlichen Weisen auf, und äusserte in seinem Antwortschreiben solche großmüthige Gesinnungen, die seinem Character wahre Ehre machen. Wir wollen dieses Schreiben, darinn sich der weise Mann über alle Empfindungen seines erlittenen grossen Verlusts so großmüthig erhebt, ganz hersezen:

Mein

Mein Sohn!

„Ich empfange anjezo deinen Brief. Ich habe „ihm zwar mit brünstiger Sehnsucht entgegen „gesehen, mußte ihn aber auch freylich mit sehr „philosophischer Fassung der Seele erbrechen. „Kurz, wir sind gewesen, und sind nicht mehr. „Allein, da es Gott gethan, und alles, was er „thut, durchaus das Beste ist, so hart es uns „auch vorkommt, so sollst Du nun und nimmer„mehr von Deinem Vater erleben, daß er klagen „wird. Genug, es bleibt dabey: si fortuna „tonat, caueto mergi (d. i. wenn dir das Glück „zuwider ist, so hüte dich, den Muth sinken zu „lassen.) So wahr der Herr lebt, und meine „Seele! mergar nunquam (d. i. ich werde den „Muth nie sinken lassen.) Der 13te October war „es also, der Wittenberg stürzte. — Nochmals, „der Herr hat es gethan; und kein Wort dawider! „Aber nun, wie thatest Du dabey, mein Sohn? — „Als ein Mann? — Als ein Weiser? — Gut, „schön! — Oder, als ein Kleinmüthiger? — „das sollte mir wie tausend Dolche durch meine „Seele gehen! — Du schreibest mir, mein Sohn,

„Du

„Du habest wenig gerettet. Sage es lieber „muthig heraus, Du habest gar nichts gerettet, „so ist der Herr mein Zeuge, Du sollst an Dei„nem Vater sehen, daß ich auch nichts brauche. — „Doch — zu leben? — Nein, nicht nur zu leben; „Kleinigkeit! — sondern auch, um vergnügt zu „leben. Doch, mein Sohn, stelle Dir hierbey „die Lage des Herzens eines Vaters, Deines „Vaters, eines solchen Vaters vor, der Dich so „zärtlich liebet! — Komm, mein Sohn, laß uns „miteinander eine vernünftige Rechnung halten. „Du kannst unausbleiblich vorausſehen, womit „ich anfangen muß. Meine Bibliothek! — Sie „war schön; das ist wahr; sehr schön! Wer „wollte das leugnen? Fast über meinen Stand. „Ich erröthe. Aber ich wäre ihrer nicht werth, „wenn ich in so vielen Jahren aus allen Büchern „nicht so viel gelernt hätte, wie ich ihrer entbeh„ren sollte. Nun kann ich beweisen, ob ich mehr „auf schöne Bände von aussen, oder auf wahre „Großmuth von innen daraus zu lernen gesehen „habe. Ich, der ich so oft den Seneca mei„nen Seneca genennet, habe ich denn wirklich „aus dessen Büchern de constantia (von der „Standhaftigkeit,) zugenommen? — Bin ich also

„ein

„ein Weiser? — Wohl mir! — Oder heisse ich „nur so? — O der Schande! das müßte ein un„würdiger Vater seyn, der dem Sohne hierüber „wollte Thränen blicken lassen. Ueber Papier? — „Da die Büchersammlung des Attalus zu Per„gamo, die Ptolemäische zu Alexandrien durch „die Flammen verzehret, die Heidelbergische nach „Rom geführt worden, und die Saracenen mit „der Alexandrinischen ganzer sechs Monate ihre „Bäder geheizt haben; was darf ich armer Mann „also mit meiner Bibliothek seufzen, die mich so „numero rotundo (in der runden Zahl, d. i. „ungefehr) acht tausend Thaler kommt? Nimmer„mehr. — Aber, meine Instrumente? — Der „Verlust ist groß, für mich unersezlich; alles ist „andem. Aber nicht wahr, wenn ich gestorben „wäre, so hätte ich meine Instrumente verlassen „müssen. Nun verlassen sie mich. Ist es nicht „einerley? Gott hatte mir solche nur gelehnt. „Denn, alles kommt vom Herrn. Kann er mir „solche demnach nicht wieder abfordern, wenn es „ihm gefällt? Nicht mir? — Vor achtzig Jahren „hatte kein einziger Deutscher Professor mehr In„strumente, als ich hier auf der Citadelle zu Mag„deburg habe, und waren doch würdige Männer.

„Ich

„Ich kann in Ewigkeit den Ruhm des Aristo-
„teles nicht hoffen; hatte der nur aber einen
„Begriff von der Luftpumpe? von meiner Electri-
„cität? von den Vergrösserungsgläsern? von Fern-
„gläsern, oder dergleichen? Was sollte ich dem-
„nach klagen? — Ich muß ohne Freiheit seyn! —
„Geduld! Aber ohne Instrumente? Und deswe-
„gen sollte mir die Ungeduld die Herrschaft über
„die Vernunft entreissen? das wolle der Herr
„nicht! — Von meinen übrigen Möblen hast Du
„also auch nichts gerettet? — Hier zittert mir
„die Hand. Unwürdige Hand! abhauen sollte
„ich dich, und ins Feuer werfen. Bist du die
„Hand eines Weisen, oder eines Thoren? Woll-
„test du dich sträuben, verrätherische Hand,
„die Denkungsart meiner Seele auszudrücken?
„Auf! folge, schreib was das Herz will! —
„Hast Du deine Tugend annoch, mein Sohn, so
„bist Du mein würdiger Sohn, mit mehr als
„goldenen Stücken bekleidet; und Caligula
„und Nero gehen in Sammt und Seide als
„nackende Missethäter in Vergleichung Deiner.
„Weißt Du annoch, mein Sohn, daß ich bey einer
„philosophischen Doctorpromotion aus dem Kopfe
„sagte:“

Si fortuna favet, caveto tolli! tollar nunquam!

Si fortuna tonat, caveto mergi, — mergar nunquam! *)

„Hier ahme doch Deinem Vater nach. „Augustus hatte gut reden, da alle Welt von „ihm geschäzt wurde: da der König der Indier „ihm über 1200 bis 1500 Meilen eine Ehrenam„bassade schickte. Aber da er ausrief: Vare, „redde legiones **)! lief er mit dem Kopfe wider „die Wand. Nimmermehr wirst Du ihm hier nach„äffen, und Deines armen Vaters Beyspiel vor„bey-

*) D. i. wenn dir das Glück günstig ist, so erhebe dich nicht! ich werde mich niemals erheben!

Wenn dir das Glück zuwider ist, so laß den Muth nicht sinken! ich werde ihn niemals sinken lassen!

**) D. i. Varus gib mir meine Legionen wieder! Dieser Feldherr führte die Römer gegen die Deutschen an, wurde aber gänzlich geschlagen, und verlor die besten und auserlesensten Legionen des ganzen Reichs.

Da ich gesehen habe, daß manche Frauenzimmer wünschten: die lateinischen Sentenzen ꝛc. in Herrn Müllers Emmerich ꝛc. möchten übersezt seyn, so habe ich es um dieser willen hier gethan.

„beylassen. Ich bin ja mit dem von Gott mir „zugeschickten harten Kreuze nicht nur zufrieden! „nein, ich lobe ihn auch dafür. Warum wolltest „Du verzagen! Gedenke an diejenige Zeit, wo „mich Excellenzen, Durchlauchten, und königliche „Hoheiten selbst zu besuchen würdigten, um zu „sehen ob ich also sey, wie ich beschrieben bin. „Ja, gedenke doch an jenes beneidenswürdige „General-Adjutanten Collegium Sr. Königlichen „Hoheit des Prinzen Heinrichs! Gedenke an „den fünften und sechsten May. Zwey Scepter — „und Könige haben nur eines. Nun aber — „und doch lebe ich, und vergnügt, und ermun„tere Dich, und bitte Gott für Dich. So lange „als der noch lebet, wolltest Du zagen? So „lange als der Dein Vater ist, was brauchst Du „mich? Ja, überhaupt, was brauchst Du wei„ter? Hast Du alsdann nicht alles, ja mehr, „tausendmal mehr, als Dir Kayser und Könige „immer und ewig zu geben vermöchten. Gott „lebt ja noch, was willst Du zagen? Gott lebt „und stirbt auch nimmermehr. Den rufe an, „der gibt Gehör, der schickt das Kreuz, der „hilft es tragen. Wenn Du jezt ohne Vater bist, „halt Dich an Gott, der ganz ein andrer Vater „ist.

„ist. Meine Seele ist noch eben so frey, mein „Gemüth so edel, meine Gesinnungen so erhaben, „meine Denkungsart so Catonisch, als sie in mei„nem Purpur, oder in der vorigen Zeit war. „Freylich kann ich nicht läugnen, daß meine ganz „und gar vernichtete Bibliothek mich ein wenig „de mauvaise humeur *) gemacht hat. Unter„dessen, was ist zu thun? — Sey fleissig, und „freundlich gegen jedermann; und wenn es auch „Judas Ischariots wären, so sey großmüthig ge„gen sie. Liege Deinen Studiis ob, und mache, „daß Du Deinen Vater jezt schon übertreffen „mögest.“

Nichts ist verehrungswürdiger, als eine solche Gelassenheit, welche aus richtigem und bitterm Nachdenken endlich gewirkt wird; nichts liebenswürdiger, als ein ruhiges Antliz, auf dem die halbverwischte Thräne ein Zeichen der grossen Seele ist; nichts grösser, als ein Herz, das mitten im Sturme verheerender Unglücksfälle fest und unerschüttert, wie ein Fels im Meer dastehet, an dem die stürmenden Wellen sich nur brechen, und zurück.

*) d. i. übel disponirt: übel launig.

zurückprallen, ihn selbst aber nicht bewegen können.

Wie beruhigend und tröstend der Gedanke sey: daß unser Unglück von Gott komme, oder, uns ohne unsere unmittelbare Schuld betreffe, habe ich bey folgender Gelegenheit durch öftere Erfahrung bestätiget gefunden. Heftiges Regenwetter, das von einem Wirbelwind begleitet war, kündigte die schrecklichste Wasserfluth an, die meinen Wohnort jemals betroffen hatte. Kaum hatte der Regen 24 Stunden gedauert, so hörte man am folgenden Morgen *) mit Schrecken, daß fast die ganze Stadt mit einem See umgeben sey, der die fürchterlichste Verheerung anzurichten drohe. Man lief, rannte, schrie, weinte, arbeitete: aber der Sturm raſete immer heftiger, und das Wasser durchwühlte mit grausamem Toben Felder, Wiesen, Gärten, und Straßen: suchte eigene Wege: riß alles um, was es antraf, und führte es mit sich fort, als: Bäume, Zäune, Dämme, Steine; besonders aber hatte es mehrere Häuser eingeschlossen, die es mit wildem Grimm zu zerstören drohte. Da jammerte eine zweytägige

*) Den 29. Julius, 1789.

gige Kindbetterinn: dort schrie ein Greis, ihn zu retten; hier flehte ein Kranker, ihm beyzuspringen, und dort ein Armer, ihn der Lebensgefahr zu entreissen. Man sprang also vor allen Dingen diesen zu Hülfe, und entriß Kindbetterinnen, Gebährende, und Kranke, den schon fürchterlich angeschwollenen Wellen. Die Gesunden entkrochen indessen auf queer über das Wasser gelegten Leitern der Lebensgefahr, bis auf ein zehnjähriges Mädchen, das vom Krachen eines Hauses geschröckt, und schwindlich gemacht ins Wasser fiel, jedoch aber, nachdem es eine Weile fortgeschwommen, wieder gerettet wurde.

Wie wenn der Sturm aus Aeols Höhle fährt,
Und heulend Staub in finstre Wirbel drehet,
Den Himmel schwärzt, dem Sonnenstrahle wehrt,
Die grüne Flur mit Sand und Kies besäet,

so tobte, und stürmte, der Wind und der Regen: das Wasser riß alles mit sich fort, bedeckte Wege, Wiesen, Gärten, Felder, und zerstörte sie jämmerlich. Einem ehrlichen Wagner, der zehn lebendige Kinder, und kein Brod für sie hatte, überschwemmte es sein einziges Aeckerchen mit Schlamm, und entzog ihm einen schönen zu hoffenden Fruchtseegen. Weib und Kinder weinten,

und schrieen um Brod. „Getrost, Kinder, Gott hat's gethan! antwortete der betrübte Vater, der wird uns nicht verlassen.“ Diß hörte ein vorbeygehender guter Mann, und schickte ihm nach wenigen Augenblicken Brod und Geld.

Mehrmalen schlug man an einem Tag Sturm, lief hinzu, watete ins Wasser; warf Bäume hinein, zog Holz heraus, jammerte, wollte helfen, und — konnte nicht.

Schon lang hatten die Wellen an einem Eisenhammer getobt, und ihn nicht überwältigen können: aber jezt rissen sie die, darangebauete Wasserstube mit gräslichem Geräusch hinweg, und führten sie mit sich fort. Ein sehr niedliches darneben liegendes Gärtchen wurde ganz überschwemmt, und die schönsten Blümchen mit Schlamm bedeckt. Hausrath, Feldgeräthe, Holz, Heu, Stroh, schwammen auf dem Wasser umher, und vermehrten die Furcht der Gefahr. Haus hoch stiegen die Wellen, und grimmig tobten die Stürme noch immer fort. Aus mehreren herumliegenden Bergen sprudelten noch nie gesehene Quellen hervor, und vermehrten, mit dem noch immer anhaltenden Regen, das Wasser von Stund zu Stund. Es war nicht anders, als ob sich

alle

alle Brunnen der grossen Tiefe geöfnet hätten. Unaufhaltbar drang das Wasser in viele Keller, und mit vieler Mühe wurden die Weinfässer daraus gerettet. Von den Bergen und Felsen fiel ein Steinregen auf die Felder und Gärten herab, und drückte und quetschte sehr viele Gewächse nieder. Gegen die Nacht mußte man in mehr, als 40 Häusern ausziehen, wenn man dem Wasser nicht zum Raub werden wollte. Manche wußten nicht, wohin, weil die ganze Stadt den Ausbruch eines grossen, schröcklichen Sees besorgte. Dem gewöhnlichen Gottesdienst lief alles zu; und noch nie vielleicht ist das Lied: Gott wills machen, daß die Sachen gehen wie es heilsam ist ꝛc. mit so heisser Andacht gesungen worden, als dißmal. Thränen entquollen den Augen der meisten Zuhörer, und tausend Seufzer stiegen zum Himmel empor, der noch immer drohend und zornig herab blickte. In banger Erwartung durchwachte man die Vormitternacht, die noch immer von stürmischen Regengüssen schauervoll gemacht wurde, als um 1. Uhr nach Mitternacht ein fürchterliches Krachen von der ganzen Stadt gehört wurde. Man lief, und fand, daß der so schöne Eisenhammer zusammengebrochen sey. So bald der Him-

mel graute, sahe man mit Entsezen das halbe Gebäude weggerissen, und eine nicht weit davon gestandene Sägmühle, ohne daß ihr unbemittelter Besizer etwas daraus retten konnte, beynahe ganz von den Fluten weggenommen. Da konnte man die Unmacht der Menschen, und die Allmacht Gottes: die Unbeständigkeit der irrdischen Güter, und den Werth der Tugend augenscheinlich einsehen! Da rief auch der sonst Gefühllose aus: das ist Gottes Finger! und bewunderte den, der mit frommer Gelassenheit sagte: Geduld, Gott hat's gethan!

Die Sturmglocke kündigte den dritten fürchterlichen Tag an, woran zwar der Regen aufhörte, aber das Wasser noch immer fortwüthete, der nahe Ausbruch des grossen, die ganze Stadt zu überschwemmen drohenden Sees, und der bevorstehende Einsturz einer Papier- und Oehlmühle angekündigt wurde. Jezt beschien die Sonne den grausenvollen Schauplaz, und noch nie fand man ihr Licht so erquickend. Aber jezt sahe man auch die erst, mit vielen Kosten gemachte, Brücke der Hauptstrasse weggenommen, den schönen Hochweg an vielen Orten 4 bis 5 Schuh tief zerrissen, die Passage abgeschnitten, daß kein Both kommen,

kein

kein Fremder fort, und kein Einheimischer nach Haus reisen konnte, und alle Brunnenteiche ruinirt. Dadurch wurde der Stadt das Quellwasser gänzlich entzogen, und man mußte sich mit trübem Regen- oder Bachwasser begnügen. In den Wegen durch und an den Wäldern sahe man aufrecht stehende Bäume, die mit Erde und Wurzeln von den Bergen herab gesunken waren. Die schönsten Spaziergänge, worauf man in der Einsamkeit seinen Meditationen nachhängen, und sein Herz zum Himmel erheben konnte, sind dadurch ganz unwegsam gemacht worden. Ein herrliches Wiesenthal wurde grösstentheils zu einer Kies- und Sandwüste, und die fruchtbarsten Bäume ausgerissen, und vom Strom fortgenommen. Eine grosse Strecke von Gärten wurde mit Schlamm bedeckt, und dadurch die Gartengewächse ungenießbar gemacht, und ein sehr unangenehmer, und ungesunder Geruch über die ganze Gegend, ja bis in die Vorstadt verbreitet.

Unter allen diesen Unglücksfällen hörte ich immer den Haupt-Trost: Gott hats gethan! und: was Gott thut, das ist wohlgethan! Auch dankte man Gott, daß das Unglück nicht noch grösser geworden sey, wie man zu

vermuthen Ursache hatte. Mancher hielt schon alles für verlohren, und auf einmahl (am 4ten Tag) gebot Gott dem Wasser: bis hieher, und nicht weiter! Darüber vergaß man den geringern Verlust, und war froh, daß der gefürchtete grössere nicht eingetreten war.

Unsere Nachbarn haben mehr verlohren, als wir. Diesen nahm das Wasser 20 Gebäude weg, und uns nur 3. — war ein anderer Trostgrund meiner verunglückten Mitbürger. So leidig und betrübt auch dieser Trost ist, so beruhigt er doch beym ersten, empfindlichsten, Gefühl des Unglücks, und leitet unvermerkt zu edleren Gedanken, nemlich zum Mitleiden und zur Gutthätigkeit gegen diejenigen, die noch mehr gelitten haben als wir. Daher er wohl nicht so verwerflich ist, als er von manchen dafür gehalten wird.

Gott nahm uns nur, was uns schädlich war, oder hätte werden können. Reichthum macht insgemein stolz, üppig, leichtsinnig, Gottesvergessen: sollten wir also Gott nicht vielmehr danken, als klagen, daß er uns einen Theil unsers Vermögens genommen, und uns dadurch vor jenen Lastern verwahrt hat? Wie bescheiden, leutseelig, mässig, tugendhaft,

ist mancher nach dem Verlust seines Vermögens geworden; und wie sehr hat er dann Gott gedankt, daß er ihn den Werth irrdischer Güter besser hat einsehen gelehrt!

Aber, diß ist es nicht allein: sondern wir lernen auch das wahre Gute, nemlich Weisheit und Tugend, besser kennen und lieben, und werden auf höhere Güter und unser wahres Glück aufmerksam gemacht. Wenn die zerbrechliche Stüzen gefallen sind, woran sich manche gehalten haben, dann lernen sie erst einsehen, wie viel mehr Ruhe und Zufriedenheit uns Weisheit und Tugend gewähren, als alle Güter der Erde, und wie viel glücklicher der sey, welcher höhere Güter kennt, und sucht, als ein anderer, der im Reichthum allein sein Glück findet. Haben sie also nicht mehr gewonnen, als verlohren? Statt unedler Vergnügungen kennen sie nun edlere: statt kurz dauernder Freuden — ewige Güter: statt der Erde — Gott und Ewigkeit — und zwar eine glückliche Ewigkeit. Sollten diese Gedanken nicht vieles zur Gelassenheit beym Verlust irrdischer Güter beytragen: sollten sie nicht allein diese edle Tugend hervorbringen?

Das Mitleiden und die thätige Unterstützung unserer Nebenmenschen haben einen fernern, nicht unwichtigen, Einfluß in unsere Beruhigung beym Verlust unsers Vermögens. So sehr manche Tugenden unter den Menschen verloschen sind, so finden sich doch noch viele Beyspiele der Gutthätigkeit gegen Verunglückte. Man erinnere sich nur, wie großmüthig die Einwohner von Gera, Göppingen, Tübingen nach der erlittenen Feuersbrunst beschenkt, und unterstüzt worden sind! Man erinnere sich nur, wie freygebig manche einzelne Verunglückte unterstüzt werden: so wird man in ähnlichen Fällen seine Fassung nie ganz verlieren, und auch beym Verlust seines ganzen Vermögens nie trostlos jammern. Freilich ist diß eine starke Aufforderung an einen jeden, sich immer gegen seine Mitmenschen so zu betragen, daß man ihres Mitleidens nicht unwürdig wird. Denn es muß in allweg schmerzlich seyn, wenn niemand über unsern Schaden weint, und niemand an unserm Verlust Antheil nimmt. Es muß in allweg schmerzlich seyn, wenn man uns unsern Verlust wohl gönnt, und nur bedaurt, daß er nicht noch grösser ist. Wollte Gott! diese Beyspiele wären seltener, als sie wirklich sind! Aber —

so lang Uebermuth, Habsucht, Ueppigkeit, Ungerechtigkeit, Betrug, nicht seltener unter uns werden, so lange werden auch Menschen gefunden werden, deren Verlust man so wenig bedaurt, daß man ihn vielmehr für einen verdienten Lohn der Ungerechtigkeit, Ueppigkeit, des Betrugs, und anderer Laster, hält, und noch obendrein mit bitterm Spott gönnt.

Da es aber manchem sehr demüthigend vorkommen möchte, vom Mitleiden anderer, das öfters nur allzubald erkaltet, zu leben, und sich die Folgen desselben, Mißachtung, und Hintansezung, gefallen zu lassen, so haben wir von der Vorsehung selbst noch eine andere Stüze, nemlich unsere Kräfte, Fähigkeiten, Kunst, und Geschicklichkeit erhalten, wodurch wir uns selbst den nöthigen Unterhalt verschaffen, und uns vor der Verachtung schüzen können. So lang wir also noch Kräfte, und Geschicklichkeiten fühlen, womit wir andern dienen und nüzen können: so lange ist nicht alles verlohren, so lange dürfen wir von niemands Gnade leben, sondern können uns das Nothwendige noch selbst erwerben, und dürfen nicht besorgen, andern lästig und beschwerlich zu werden.

Es ist bekannt, daß Bias, und Simonides,

zween weise Männer des Alterthums, sich vorzüglich mit diesen Gedanken beym Verlust ihres Vermögens tröstéten. Jenem nahm es der Feind: und dieser verlohr es durch einen Schiffbruch: allein beyde, da sie erinnert wurden, auch etwas von ihrer Habe mitzunehmen, antworteten ganz gelassen: sie trügen alles das Ihrige bey sich, und hofften also durch ihre Weisheit, Tugend, und Geschicklichkeiten, immer so viel zu erlangen, als zu ihrer Nothdurft hinreichend wäre. Und die Geschichte sagt, daß sie nicht nur dieses, sondern auch noch mehr wieder bekommen haben. Lasset uns also immer vorzüglich auf die Erwerbung solcher Güter denken, die uns weder Feinde noch Zufälle entreissen können!

Endlich ist mancher durch den Verlust seines Vermögens zu mehrerem Fleiß und Betriebsamkeit in seinem Beruf, wie auch zu einem festeren Vertrauen auf Gott ermuntert, und nachher weit glücklicher worden, als er vorher war. Der Färber Hoppe zu Bernstadt in Schlesien, hatte an einem Tag seine, noch nicht bezahlte, Farbe durch das Feuer und seine geliebte Gattin durch den Tod verlohren. Wer schien nun unglücklicher, als er? Betrübt und Kummervoll

nahm

nahm er seinen Reisebündel auf den Buckel, um wieder Arbeit als Geselle zu suchen. Allein er fand auch diese nicht. Nun ermunterte ihn ein rechtschaffener Kaufmann zu Erkaufung einer andern Farbe, und streckte ihm das Geld hiezu vor. Da er aber in den ersten vier Wochen schlechterdings nichts, als ein einziges Halstuch zu färben bekam, so dünkte er sich wieder unglücklicher, als vorher. Nun erhielt er von den Herrenhuthern eine Kiste voll Waaren zur Zurichtung. Bald folgten wegen Zufriedenheit mit dieser Arbeit, deren mehrere, und in der Folge so viel, daß wöchentlich 16 bis 20 Pferde bey ihm volle Ladung fanden, wodurch er in wenig Jahren schuldenfrey, Eigenthümer einer der besten Färbereyen, und einer der vermöglichsten Männer seiner Wohnstadt wurde. Mit gerührter Seele rühmt er nun *): „Mein ehemaliges seltenes Mißgeschick ist nun für mich tägliche Aufforderung zu frommem Staunen, und zum Preis meines Gottes geworden, so schwer mir's auch sonst zu tragen

*) Diese Geschichte stehet weitläuftiger in Herrn Fest's Beyträgen zur Beruhigug für Leidende, 1. Stück pag. 113 — 125.

tragen war. Er hat mir nicht nur weit mehr wieder gegeben, als ich verlohr: sondern auch durch dieses alles mich näher zu sich gezogen, mich nachdenkender, mitleidiger, geduldiger, und getroster in jeder neuen Verlegenheit, und ich hoffe, überhaupt besser und frömmer gemacht. Schon mancher ist in seinem Unglück durch meine Geschichte gestärkt worden. Ich wiederhohle sie daher gern, weil sie ein redender Beweis ist: daß Gott uns oftmals durch Trübsal und Unglück erst zu einem bessern Glücke hinführt, wenigstens die härtesten Schläge, wenn man nur seine Hülfe mit Geduld und Vertrauen erwartet, gewiß zu heilen weiß."

Diese Gründe und Beyspiele lasset uns öfters vorhalten, und uns so im Glück aufs Unglück vorbereiten, so werden wir es gewiß so weit bringen, daß wir bey jedem Verlust mit Hiob ausrufen können: Der Herr hat's gegeben: der Herr hat's genommen: der Nahme des Herrn sey gelobet!

Wenn uns unglückliche Zufälle, die Bosheit der Menschen, ja, welches nichts seltenes ist, selbst unsere Rechtschaffenheit, unsere Aemter und Würden rauben, so können wir uns, ausser den

obigen

obigen *) Gründen, noch mit folgenden beruhigen, und zur großmüthigen Gelassenheit dabey ermuntern.

Bey unglücklichen Zufällen haben wir uns ja nichts vorzuwerfen, und können alle diejenigen Trostgründe auf uns anwenden, die bisher vorgetragen wurden. Wir können uns besonders mit der Hofnung trösten, daß Gott, ohne dessen Zulassung nichts geschiehet, uns bey frommem Vertrauen auf ihn, gewiß weder verlassen, noch versäumen werde: daß es uns unter seiner Aufsicht ganz gewiß wieder wohl gehen, und früher oder später die Stunde kommen müsse, wo wir uns eines bessern Schicksals freuen werden.

Ist es aber die Bosheit der Menschen, die uns um unserer Rechtschaffenheit, oder, um der aufrichtigen Neigung willen, immer zu thun, was recht und gut ist, und unserer Pflicht, ohne uns an die Hindernisse, und Ränke der Bösen zu kehren, unveränderlich getreu zu bleiben, um unser Amt bringen, so liegt ja eben darinn eine sehr grosse Beruhigung, ja sogar eine gewisse Freude über

unser

*) Beym Verlust der Ehre und des Vermögens.

unser Schicksal. Wir sind es also unter den wenigen Edlen, können wir dann zu uns selbst sagen, die Großmuth genug besizen, lieber alles zu verlieren, als unsere Tugend, und Rechtschaffenheit: die Muth genug haben, den weisen, guten und gerechten Willen unsers höchsten Herrn, dem so oft unweisen, unbilligen, und ungerechten Willen der Menschen vorzuziehen: die ihren Mitmenschen ein schönes, und nachahmungswürdiges Beyspiel geben, wie man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen: die beweisen, daß es noch Männer gebe, die der Tugend alles andre, auch das, was kleine Seelen am höchsten schäzen, willig aufopfern. Wir können dann im Gebet zu Gott sagen: „Herr um deinet — und der Wahrheit und Gerechtigkeit willen habe ich mein Amt verlohren! Bessere du meine Verfolger, und lehre mich und sie immer mehr thun, was wahr und recht und gut ist!“

Diese Gedanken leiten uns zu der festen Hofnung zu Gott, daß er's uns im Ganzen nie werde übel gehen lassen. Wurde diese Hofnung nicht an manchen augenscheinlich erfüllt? Fanden sie nicht Beschüzer, Gönner, Freunde, die ihre Rechtschaffenheit erkannten, und belohnten? Ge-

nossen Sie nicht den allgemeinen Beyfall guter Menschen? Hörten sie sich nicht die Worte öfters zurufen: das ist noch ein Mann, wie es viele geben sollte: ein Mann, auf den zu zählen ist! Sezten sie sich nicht durch ihre Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit, an einem andern Ort in eben so gute, oder noch bessere Umstände? War ihr Unglück nicht der Weg zu einem grössern Glück?

„Wie aber, wenn ich arm bin, und von meinen Feinden überall angeschwärzt, und verfolgt werde, daß ich nirgends, nirgends, eine bessere Aussicht sehe, sondern das Opfer der Wuth meiner Feinde bleiben muß?“ So lern' entbehren, wie Socrates: Wurzeln und schwarz Brod essen, wie Diogenes; Heuschrecken und wild Honig geniessen, wie Johannes: dabey darfst du doch niemands Knecht seyn, und niemand kriechen; da darfst du dann doch die Wahrheit sagen, und das Böse tadeln: da darfst du doch zu deinem Gott hoffen, daß er gnädiger, und barmherziger seyn werde, als deine harte und fühllose Mitmenschen. Da gelangst du bälder zu der Vollkommenheit, nach der alle Menschen empor streben sollen: da lernst du dich bälder über das Irrdische erheben, als deine Mitbrüder, und hast

Hofnung zu einem grössern Glück in der bessern Oberwelt! Dort wartet denn eine grössere Ehre auf dich, nemlich der Lohn der Rechtschaffenheit, und der unverdienten Trübsal, den Er, der gerechte Richter geben wird allen, die ihn lieben, und um seinetwillen hienieden Unrecht und Trübsal erlitten haben.

Und, wenn du edel, und groß, und göttlich denkst, so wird dich auch der Gedanke erfreuen: daß du durch dein Unglück das Glück eines andern beförderst, durch dein Abtreten einem andern Plaz machst. Wenn man es für edel hält, wenn ein Mann sein Amt einem andern aus Liebe und Freundschaft abtritt: so muß man es für groß und erhaben halten, wenn sich einer im Unglück über die Beförderung eines andern zu seinem Amt freut. „Aber, sagst du, wie kann ich „mich über das Glück dessen freuen, der keine „oder wenig Geschicklichkeit zu meinem verlassenen „Amt hat: der gewiß dem gemeinen Wesen nicht „so nützlich wird, als ich war?“ Hoffe, und erwarte das Beste, lieber Bruder! Vielleicht findet dein Nachfolger weniger Feinde, und Hindernisse: und mehr Gönner und Beförderer, als du hattest! Vielleicht hat er mehr Körper-Kräfte, und Unempfind-

empfindlichkeit, als du! Vielleicht bessert er sich schnell, und übertrift deine Erwartung! Darum freue dich des Glücks anderer! denn Freudengefühl befördert zugleich deine eigne Glückseligkeit.

§. 16.

Großmüthiges Verhalten,

3. in Gefahren.

Gefahren, die den Menschen seiner Güter, seiner Aemter, seiner Freunde und Beschützer, ja selbst seines Lebens zu berauben drohen, erfordern Unerschrockenheit, d. i. Gegenwart und Festigkeit des Geistes, wodurch er sich über Furcht, Schrecken, und Entsetzen erhebet. Es würde eine seltene angebohrne Kraft der Seele seyn, wenn sie bey dem Aufstossen unvermutheter Gefahren nicht eine kleine Erschütterung, nicht einige Bewegungen empfinden sollte. Fast immer spüret sie einige Anwandelungen der Furcht, die sie aber bald wieder unterdrückt. Selbst die unerschrockensten Helden, deren Leben Jahre hindurch den Gefahren ausgesezt gewesen, bekennen hier die Schwachheit der menschlichen Natur. Die Unerschrockenheit bestehet also nicht so wohl in einer gänzlichen Abwesenheit der Empfindungen

des Schreckens und der Furcht, sondern in der Stärke und Fertigkeit der Seele, diese Empfindungen durch stärkere Ideen zu unterdrücken, und sich ihrer so zu bemächtigen, daß sie nicht von ihnen aus ihrer gesezten Fassung gebracht wird. Ein Gemählde davon erblicken wir in der Königin Henriette von Engelland, das uns ein Meister in der Abbildung erhabener Tugenden, Bossuet, geliefert hat. Zehn Tage lang ward ihre Flotte von einem wüthenden Ungewitter beunruhiget. Die Schifsleute wurden so sehr erschreckt, daß sie den Gebrauch des Verstandes verlohren, und einige von ihnen sich in die Fluthen stürzten. Sie aber, die allezeit unerschrocken blieb, so lange auch die Wellen bewegt waren, beruhigte jedermann durch ihre Gleichmüthigkeit wieder. Sie ermunterte die, welche sie begleiteten, auf Gott zu hoffen, der ihre ganze Zuversicht war; und um aus ihren Gemüthern alle die schädlichen Vorstellungen des Todes, der sich von allen Seiten her zeigte, zu entfernen, sagte sie mit einer so heitern Mine, die schon die Stille wieder zu verkündigen schien, daß eine Königin niemals im Wasser umkommen würde. Kaum war sie dem schrecklichen Ungewitter auf dem Meere

ent-

entgangen, worinn ihre Schiffe untergegangen waren, und sie auf dem Admiralschiff an die holländischen Häfen geworfen ward, so wagte sie elf Tage darauf schon wieder, sich der Wuth des Oceans, und der Strenge des Winters zu überlassen, und ihrem Gemahl zu Hülfe zu kommen. Sie versammelt einige Schiffe wieder, füllt sie mit Officieren und Kriegsbedürfnissen, und kehrt nach Engelland wieder zurück. Aber nachdem sie sich aus den Fluthen gerettet hat, wird ein anderes Ungewitter ihr fast eben so gefährlich. Hundert Kanonen donnerten auf sie, als sie ankam, und das Haus, worein sie trat, ward von den Kugeln durchbohrt. Aber sie bleibt unerschrocken, und als man ihr den Urheber einer so schwarzen That gefangen bringt, vergibt sie ihm, eben so erhaben über Rache, als Furcht Bald darauf erscheint sie in einem neuen Aufzuge. Sie ziehet an der Spitze eines königlichen Kriegsheers durch Provinzen, welche die Aufrührer ganz besezt hatten, belagert und erobert mit Sturm, was sich ihrem Zuge widersezt, und dringt durch tausend Hindernisse zu ihrem Gemahl hin. Sie muß sich wieder von ihm trennen, begibt sich nach Exeter, wo sie belagert wird; und zwölf Tage nach ihrer

Entbindung sieht sie sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und sich nach Frankreich in Sicherheit zu begeben. Sie reiset aus den Häfen von Engelland im Angesicht der Schiffe der Uebelgesinnten ab, die sie so lange verfolgten, daß sie fast ihr Geschrey, und ihre übermüthigen Drohungen, vernehmen konnte. Ganz verschieden war diese Reise von der, die sie auf eben diesem Meere that, um den großbrittannischen Thron in Besitz zu nehmen. Nunmehr verjagt, von ihren unversöhnlichen Feinden verfolgt, welche die Frechheit gehabt hatten, ein Urtheil wider sie zu sprechen: bald gerettet, bald beynahe gefangen, in jeder Viertelstunde einem andern Schicksal ausgesezt, indem sie nichts, als ihr Vertrauen auf Gott, und ihre Unerschrockenheit für sich hatte, fand sie weder hinlänglichen Wind, noch Seegel genug, um ihrer eilfertigen Flucht zu Hülfe zu kommen. Endlich langte sie zu Brest an, wo sie sich nach so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren ein wenig erhohlen konnte.

Eben so unerschrocken war der grosse Friedrich mitten unter den fürchterlichsten Gefahren. Nach dem Zufall bey Collin sah ihn sein Kriegsheer unbeweglich wie einen Fels bey dem Toben

der

der Wellen. Die Verse, die der König mitten in der grösten Unruhe an Voltären schickte, schildern sein königliches Herz mit den natürlichsten Zügen. Welch eine philosophische Grösse ist in dem Schluß derselben:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l' orage,
Penser, vivre, et mourir en Roi.

Das heißt:

Nur ich, dem jezt ein Schiffbruch dräut,
Muß, trotz dem Tod und dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben.

Und worauf stützet sich denn diese großmüthige Unerschrockenheit mitten unter den fürchterlichsten Auftritten?

1. Unter andern besonders auf das Gefühl ihrer Kräfte.

Dem Menschen ist grosse Kraft verliehen, so daß er allen Widerwärtigkeiten auf eine oder die andere Art gewachsen seyn kann, wenn er seine Kräfte nur recht gebraucht. So bald der Mensch sich stark genug fühlt, etwas zu thun, so glaubt er auch, daß er es thun könne, und dieser Glaube vermehrt seine Kraft, fordert ihn auf, sie anzu-

wenden, und macht so Dinge möglich, die andern unmöglich scheinen, und überwindet so Gefahren, die andern unüberwindlich vorkommen.

2. Auf den Beystand und die Mitwirkung des Allmächtigen.

Denn, wenn wir irgend etwas Schweres zu unternehmen anfangen, so stossen wir bald auf Schwierigkeiten, die wir nicht vorher sahen, die oft so groß sind, daß sie unsere Kräfte weit zu übersteigen scheinen. Wenn wir nun bey dem Anblicke derselben keine andern, als unsere eignen Kräfte kennen, und fühlen, daß sie zu schwach sind, diese Schwierigkeiten zu überwinden, so muß nothwendig alsdann auch unser Muth fallen, und mit ihm auch unsere Kräfte, so muß unser Anschlag fehlschlagen. So bald aber diese Ueberzeugung da ist: Gottes Macht steht mir bey, alle Kräfte der Natur müssen zu meiner Absicht beförderlich seyn, so wird der Mensch sehr mächtig: er verachtet jede Gefahr, spottet jeder Schwierigkeit, und räumt jedes Hinderniß weg, weil er gewiß überzeugt ist, daß der Allmacht, die ihn schützt, nichts widerstehen könne.

Dieses Vertrauen zu Gott kann aber freilich nur alsdann statt finden, wenn wir uns bewußt

sind,

sind, daß wir gute, uneigennützige, auf Gottes Ehre und Menschenwohl abzielende, Absichten bey unsern Handlungen haben. Denn, wenn wir nur arbeiten, um Ruhm zu erwerben, wie können wir denn von Gott so niedrig denken, daß er alles in der Welt so eingerichtet habe, daß gerade wir berühmt werden sollen? Wenn wir thätig sind, um Reichthum zu sammeln, aus was für einem Grunde können wir denn erwarten, daß der Allweise eine so niedrige Absicht begünstigen werde? Wenn wir aber gewiß wissen, daß das, was wir thun, zur Absicht habe, mehr Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott in die Welt zu bringen, das menschliche Elend zu mindern, die menschliche Glückseligkeit zu vergrössern, so wissen wir auch, daß wir gerade das wollen, was Gott will, wir arbeiten mit dem allgemeinen Vater der Menschen nach einerley Absicht, und können also mit Gewisheit erwarten, daß Er uns beystehen und unterstützen werde.

Columbus war sich einer guten Absicht seiner Fahrt nach America bewußt, und bewieß daher unter den fürchterlichsten Stürmen, unter den augenscheinlichsten Lebensgefahren, eine Unerschrockenheit, die kaum ihres Gleichen hat.

Heinrich der IVte hatte eine gute Sache, daher hofte er zu Gott, daß er ihm beystehen werde. Kurz vor dem Gefechte bey Arques, wo er mit einer Handvoll Leute die Armee der Ligue mehr als 30000 Mann stark aufhielt, kurz vor dem Angriff hieß dieser Prinz einige seiner Officiere in ein Gehölze, das nahe bey Arques lag, vorrücken, um, wo möglich, einige Gefangene zu machen. Sie kamen sogleich wieder und brachten den Grafen Belin mit sich, der ihnen in die Hände gefallen war. Der König gieng ihm entgegen, und umarmte ihn mit Lächeln. Der Graf, welcher mit seinen Blicken eine Armee suchte, und fast niemand sahe, bezeugte sein Erstaunen, so wenige Leute um den König zu sehen. Sie sehen nicht alle, sagte ihm der König mit eben dem freudigen Wesen, denn sie zählen nicht dazu Gott, und meine gute Sache, die mir beystehen.

3. Auf den Beystand anderer.

Wenn wir es nicht allein sind, die eine Gefahr auszuhalten und zu überwinden haben, sondern von andern unterstützt werden, so wird unsere Unerschrockenheit nicht nur befestiget, sondern auch erhöhet. Ein Kind läuft beherzter,

wenn

wenn seine Mutter nur in der Nähe ist. Ein Soldat geht muthiger in den Streit, wenn er von braven Cameraden begleitet wird. Ein General greift den Feind kühner an, wenn er beherzte und erfahrne Soldaten unter sich hat. Ein Patriot widersezt sich muthvoller gemeinschädlichen Unternehmungen, wenn er einsichtsvolle Gehülfen zur Seite hat. Ein Fürst ist unüberwindlich, und bietet kühn jedem die Spitze, wenn er auf treue und biedere Unterthanen zählen darf. Hiezu kommt.

4. Der Gedanke von Pflicht, wenn die Gefahren, welchen wir uns aussetzen wichtige gute Folgen, auch für andere, und besonders fürs gemeine Beste haben: oder uns von unserm Gewissen, oder von einem gemeinnützigen, und der Gesellschaft unentbehrlichen Berufe aufgelegt werden.

Hierinn fehlen viele unserer heutigen, so genannten Weltklugen. Sie fliehen vor jeder Gefahr, die ihrer Ehre, ihrem Interesse und Vergnügen im Weg zu stehen scheint: und, indem sie eine geringere Pflicht (der guten Lebensart) beobachten wollen, versäumen sie eine weit wichtigere gegen Gott und das Gemeine Beste.

Sie scheuen sich, die Wahrheit zu reden: die Unschuld zu vertheidigen: sich den Lastern zu widersetzen: um als gute, friedfertige, brave, Leute gepriesen zu werden. Und so scheint es der Modeton unserer wirklichen, aufgeklärt seyn wollenden, Welt zu erfordern. Aber, das gemeine Beste wird dann hintangesezt: die Unschuld verlassen: die Wahrheit verläugnet, und die Laster geduldet. Ist das Rechtschaffenheit? Ist das Großmuth? Fordert nicht die Vernunft, und Religion von uns, daß wir in Collisions-Fällen die wichtigere Pflicht der geringern, das gemeine Beste dem Privatvortheil vorziehen, und ohne Menschenfurcht nur das thun sollen, was vor Gott recht ist: ja, daß wir dabey keinen Schaden, keine Gefahr, und keine Widerwärtigkeit scheuen sollen?? Allein, wo findet man unter Christen, unter Christlichen Lehrern, diese, der Vernunft und Religion gemässe Großmuth? Wie selten findet man einen andern Luther, Reinbeck, Burnet, Weller, Beausobre, die allein dem folgen, was sie nach gewissenhafter Prüfung für wichtigere Pflicht halten? Wie wenige findet man überall, die schlecht und recht einhergehen, und den aus der Vernunft und

Schrift

Schrift erkannten Willen Gottes zur einzigen Richtschnur ihrer Handlungen machen? Mir scheint es, doch wünsche ich zu irren, als ob die Tugenden der Uneigennützigkeit, der Unerschrockenheit, der Standhaftigkeit, kurz: der Großmuth, in Christlichen Moralen (D. Leß, und Reinhard nehme ich aus) und in Christlichen Hörsälen und Kirchen gar nicht, oder nur zum Schein gelehrt würden. Denn, man zeigt gemeiniglich in Beurtheilung großmüthiger Handlungen, daß man sie für fehler- ja lasterhaft, und nur Kriecherey, Gehorsam, Friedfertigkeit, für wahre Tugenden halte. Ich wenigstens weiß viele Beyspiele, wo edle Unerschrockenheit für Hochmuth, Standhaftigkeit für Eigensinn, Eifer fürs Gemeine Beste für unruhiges Wesen, ausgeschrieen, und, sollte man es glauben? hart bedroht wurde. Kein Wunder demnach, daß die Sittlichkeit immer mehr abnimmt, da man sie an manchen Orten mit Gewalt unterdrückt.

Bey unsern edlen Vorfahren war Muth, Unerschrockenheit, Großmuth, doch noch Tugend: aber, unser jetziges Zeitalter hält sie zum Theil wo nicht für Laster, jedoch für Fehler, die man sich nicht zu Schulden kommen lassen dürfe. Es ist da-

daher kein Wunder, wenn sie wirklich in Fehler ausarten. Wohin werden wir noch gerathen, wenn wir nicht in den Mittelweg zurückkehren, die Religion und besonders die Moral allseitiger studiren, und diesen erhabenen Tugenden ihr altes Recht, und gebührendes Lob wieder einräumen.

Es bleibt also dabey: wo uns die Pflicht ruft, dahin müssen wir gehen, ohne den Schaden, ohne die Verfolgung, ohne die Gefahren zu scheuen. Nur dann sind wir edle und großmüthige Männer: nur dann sind wir Christen.

Fragst du aber: warum gerade du diese Gefahr aushalten müsseſt, so höre die Antwort des Seneca, und freue dich, daß dich die Vorsehung zu einem solchen Muster auserwählt hat, und spiele deine Rolle als ein Mann. Das Unglück, sagt Seneca, flieht jeden Feigen, als einen Gegner, der unter seiner Würde ist; aber es mißt sich mit jedem Starken, der ihm die Stirne bietet, und den Kampf erschweret. Es prüft die Tugend eines Mucius durch Feuer, eines Fabricius durch die Armuth, eines Rutilius durch die Landsverweisung, eines Regulus durch die Folter, eines Socrates durch den

Gift-

Giftbecher, eines Cato durch den Tod. Unglück und Gefahren sind dem grossen und starken Geist, was dem Kriegsmann die Schlachten. Hier ist es, wo er zu Hause ist.

Wie kannst du groß seyn, ohne Gelegenheit, deine Grösse zu äussern? Wie die Stärke deiner Kraft kennen, ohne sie zu üben? Wie sie üben, ohne Gegner, die du bekämpfest? Und an einem andern Ort: Wer Gott wohl gefällt, wen Gott liebt, den härtet er ab, den läßt er durch die Musterung gehen, und übet ihn; die hingegen, für die er Nachsicht zu haben, deren er zu schonen scheint, bey denen spart er ihre ganze Empfindlichkeit für kommende Uebel auf. Ihr betrüget euch, wenn ihr glaubet, daß einer davon ausgenommen sey: auch jenen so lange Glücklichen wird einst sein Antheil treffen. Was euch völlige Entlassung zu seyn scheint, ist nur Aufschub. Fraget ihr, warum Gott fast allezeit den Rechtschaffensten Krankheiten oder andere Widerwärtigkeiten zuschicke? so frage ich: warum werden im Felde gefährliche Unternehmungen jedesmal den Tapfersten aufgetragen? Muß man bey Nacht den Feind aus einem Hinterhalt überfallen, die Wege auskundschaften, die feindliche Besatzung aus einem

Posten

Posten verjagen, so sendet der Feldherr jedesmal die Auserlesensten. Und doch sagt keiner von denen, die gehen müssen: der Feldherr war schlecht auf meinen Vortheil bedacht. Eher sagt er: er hat von mir eine gute Meinung. So sollen alle die reden, denen zu leiden auferlegt wird, was verzagte und feige Memmen Thränen kostet: Gott hielt uns für würdig, an uns einen Versuch zu machen, wie viel die menschliche Natur ertragen möge.

5. Endlich unterstüzt auch der Gedanke unsere Unerschrockenheit in Gefahren: daß wir nach Ueberwindung derselben Lob, Ehre, und Belohnungen erlangen. Welche schimmernde Belohnungen, welche vorzügliche Ehre, wurde dem Eroberer von Belgrad, dem grossen Laudon zu Theil! Sein Kaiser nimmt sein kostbarstes, sein vom Vater ererbtes, und daher besonders schäzbares Diamant-Kreuz, vom eigenen Kleide herab, und schmücket die Brust des Helden damit. Die Kaiserstadt weiß nicht Worte genug zu seinem Lob zu finden. Ganz Europa bewundert den Mann, der nach der Prophezeyung Friedrichs II. die Thürme Stambuls zittern machte. Welch einen eben so glänzenden Ruhm hat sich der gleich

tapfere

tapfere Prinz von Koburg durch seine wichtigen Siege erworben!

Wie mancher Minister, Gelehrte, Geschäftsmann, hat sich im bürgerlichen Leben ähnliche Ehre und Belohnungen durch wichtige, und gefahrvolle Thaten errungen: wie mancher dadurch seinen Ruhm unsterblich gemacht!

Freylich ist oft auch die Ungerechtigkeit der Welt so groß, daß sie die gefahrvollsten Unternehmungen mit Undank belohnt. Columbus hatte einen neuen Welttheil entdeckt, und mußte sich in demselben von einem mehr als ungerechten Richter der ihm zugesicherten Würde eines Statthalters ohne Grund berauben lassen. Vergebens mußte dieser grosse und wohlverdiente Mann den Abend seines mühseligen und gemeinnüzigen Lebens dem unwürdigen Geschäfte widmen, die Gerechtigkeit eines ungerechten Richters, und die Gnade eines ohne Ursache ungnädigen Königs anzuflehen, bis endlich der Himmel selbst seinen langen und bittern Leiden ein Ende machte. Wie noch mancher andre, von dessen gefahrvollen Bemühungen fürs gemeine Beste man die Früchte nicht so gleich, und so augenscheinlich einsieht,

wird dafür mißkannt, verfolgt, und mit Undank belohnt! Aber, der darf dann hoffen, daß Gott, der alles mit unpartheyischer Gerechtigkeit abwägt, und nicht nur die Erfolge, sondern auch die guten Absichten, und mißlungenen Bemühungen, seines Beyfalls würdiget, seine guten Thaten nicht nur ans Licht bringen, sondern auch desto herrlicher belohnen werde, je mehr sie von den Menschen mißkannt worden sind. Dorthin lasset uns also sehen, verkannte Brüder! Dort werden wir dann die wahre Ehre, nemlich den Beyfall Gottes, und aller Guten, erlangen! Dort für unsere kurze Mühseligkeiten mit grössern Freuden belohnt werden, als wir je gehoft haben! Dort für unsere, auch widrige Schicksale, Gott ewiglich preisen! —

§. 17.

Großmüthiges Verhalten 4. in Armuth.

In den ersten Zeiten des römischen Volks waren eine freywillige Armuth und eine allgemeine Simplicität des Lebens durchaus zu ihrem Wohlstande nothwendig, und eben darum ruhmvoll und geehrt. Gleich jungen Anfängern in

allen

allen Professionen und Handelsarten waren sie genöthigt, Sparsamkeit auszuüben, und sie dadurch allgemein zu machen, daß sie sie angesehen machten. Diß thaten sie nicht allein deßwegen, weil es an sich selbst einen solchen unmittelbaren Vortheil zu wege bringt, sondern weil es auch die Quelle mancher andern Vortheile und Tugenden ist, und weil sie wohl wußten, daß das Gegentheil Geiz, und dem zu Folge Ungerechtigkeit und Niederträchtigkeit aller Art hervorbringen müsse. Diese einmal festgestellte Maxime wurde ihnen natürlich, und in der Folge der Zeit übten alle diejenigen, die sich dem Staate nützlich erweisen wollten, und die dazu gebohren waren, die Grösse und Macht von Rom zu vermehren, beständig diese Tugend aus, und so wie sie eine wahre Verachtung gegen das Geld hatten, so hatten sie sie auch gegen alles, was allein durch dasselbe erkauft und erworben werden kann. Diese edle Art zu denken verließ sie nicht eher gänzlich, als bis sie völlig ausgeartet, und für alle andere Tugenden verlohren waren. In diesem Anfange der römischen Macht war es gewöhnlich, daß sie ihre Generale hinter dem Pfluge wegnahmen. So groß war die Armuth dieser Zeiten. Hievon

haben wir ein berühmtes Beyspiel an dem Q. Cincinnatus, und Attilius Regulus, die beyde viel zu sehr bekannt sind, als daß ich mich lange bey denselben aufzuhalten nöthig hätte. So waren auch Curius und Fabricius von gleicher Niedrigkeit des Lebens. Und damit wir nicht etwa glauben, daß eine solche Armuth nicht eine Sache ihrer freyen Wahl gewesen, so bemerke man das Verhalten des Fabricius bey einer heftigen Versuchung.

Als Pyrrhus den kühnen Versuch auf Italien wagte, so sandten die Römer, nach einigen zwischen jenen und ihnen vorgefallenen Actionen Gesandte an den Pyrrhus, die mit ihm über die Auslösung der Gefangenen, unter welchen auch Fabricius war, tractiren sollten. Die Minister des Königs unterrichteten ihn bald von dem Verdienste dieses Römers, und zu gleicher Zeit auch von seiner äussersten Armuth. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß diß seine freye Wahl sey, und daher machte es Pyrrhus zu seinem Geschäfte, ihn auf die Probe zu stellen, und bot ihm daher eine grosse Summe als ein blosses Geschenk an, das aber Fabricius durchaus nicht annahm.

Curius

Curius war in Ansehung seiner einfältigen Lebensart und Verachtung des Gelds von gleichem Character. Denn, als die Abgesandten der Samniter mit Geschenken an ihn geschickt wurden, so fanden sie ihn in seiner kleinen Wohnung Wurzeln und die allergewöhnlichsten Dinge speisen, wobey er sich eines hölzernen Löffels bediente. Die Antwort, die er ihnen gab, war groß; denn, er sagte ihnen: er überlasse es ihnen selbst zu urtheilen, was diejenigen Menschen, die so, wie er leben könnten, mit Geld thun sollten, und daß er für seinen Theil es für besser halte, ein Herr derer zu seyn, die Geld besässen, als selbst Geld zu haben. Aristides blieb unerachtet der grösten Aemter, die er bekleidet hatte, bis auf den lezten Augenblick arm, und bewieß eine standhafte und edelmüthige Verachtung der Reichthümer und aller ihrer Folgen. Die grosse Ehrfurcht, welche so wohl die Athenienser, als andere für diesen Mann hatten, erhellet aus einem merkwürdigen Beyspiele. Einer seiner Verwandten Nahmens Callias ward wegen eines Verbrechens angeklagt. Als er nun vor seinen Richtern stand, warf ihm sein Gegner, um ihn desto härter zu beschuldigen Niederträchtigkeit der Seele vor, indem er, der so

reich wäre, seinen nahen Verwandten, den würdigen Aristides, in solcher offenbaren Armuth liesse. Callias bemerkte bald, daß dieser Vorwurf mehr als irgend etwas, das gegen ihn vorgebracht wurde, die Richter erbittere. Er bat daher den Aristides, zu bekennen, wie er sich bisher gegen ihn betragen habe. Hierauf trat dieser vortrefliche Mann hervor, und sagte der Versammlung: Callias habe oft in ihn gesezt, seinen Reichthum mit ihm zu theilen, aber er habe lieber bleiben wollen, wie er gewesen, weil er glaube, daß mehr Grösse des Geistes darzu gehöre, freywillige Armuth zu ertragen, als den grösten Reichthum zu besitzen. Plutarch sagt: es sey in der ganzen Versammlung keine einzige Person gewesen, welche nicht mehr Liebe für die Armuth des Aristides, als für allen Reichthum des Callias mit nach Hause genommen hätte. Er starb, wie er lebte, denn er hinterließ nicht so viel, daß man ihn begraben konnte.

Eben so zufrieden in der grösten Armuth lebte Phocion. Alexander der Grosse, der ihn persönlich kannte, war von seinen Tugenden so entzückt, daß er ihm jederzeit besondere Ehre erwieß. Und als dieser Fürst zu der Höhe des

Ruhms

Ruhms gelangt war, wozu ihn die Eroberung Persiens erhob, so schickte er Gesandten an den Phocion mit Geschenken von unendlichem Werthe. Phocion fragte die Gesandten, warum ihn ihr Herr zum Gegenstande seiner Güte ausersähe? Weil er, antworteten sie, deine Redlichkeit kennt. Wenn das ist, erwiederte er, warum will er mir sie nicht lassen? Warum will er mich zu bestechen suchen? Und damit schlug er sie schlechterdings aus. Aber damit noch nicht zufrieden, folgten sie ihm nach Hause. Da fanden sie seine Frau Brod knäten, und er selbst gieng vor ihren Augen an seinen Brunnen, und zog Wasser herauf, seine Füsse zu waschen. Bey dem Anblick einer so ungewöhnlichen Lebensart eines so grossen Mannes sezten Alexanders Gesandte noch mehr in ihn, die Summen anzunehmen, die sie mitgebracht hatten, und führten an, es sey für den Freund eines so grossen Fürsten, als Alexander, eine Schande, so arm zu leben. Gerade in dem Augenblick gieng von ungefehr ein Bürger in einem alten zerrissenen Kleide vorbey. Glaubt ihr, sagte Phocion zu denen, die ihn überreden wollten, daß ich an Tugend diesem ehrlichen Manne nachstehe? Ferne sey es von uns, erwiederten sie, so zu den-

ken! Und doch, sagte Phocion, lebt er von noch wenigerm, als ich; mit einem Wort, warum sollte ich diß Geld annehmen, da ich es nicht brauche? Und nähme ich es an, so würde ich mich selbst und euren Herrn in der Vorstellung meiner Mitbürger herabsetzen. Alexander fand sich über diese Weigerung beleidigt, und bestand darauf, daß er einige Gunstbezeugung von ihm annehmen sollte. Phocion bat sich blos die Freiheit von vieren seiner Freunde aus, die aus einer gewissen Ursache zu Sardis gefangen saßen; diese wurden sogleich losgelassen und zu ihm geschickt. Als Phocion ein andermal die Geschenke des Königs Philippus verschmähete, glaubten die Gesandten ihn zu deren Annehmung zu bewegen, indem sie ihm vorstellten, daß, wenn er ihrer auch entbehren wollte, sie seinen Kindern doch zu statten kommen könnten. Er antwortete: wenn meine Kinder nach meinem Beyspiel sich bilden, so wird sie dasselbe kleine Gütchen ernähren, bey dem ich mich der höchsten Aemter würdig gemacht habe. Wollen sie aber der Ueppigkeit sich ergeben, so sollen sie es wenigstens nicht durch mich, und auf meine Kosten thun können.

Aber freylich schäzte damals auch noch eine ganze Nation eine tugendhafte Armuth. Das Athenienſiſche Volk war bei der Vorſtellung von einem Schauſpiele des berühmten Euripides zugegen, worinn der Poet einer der vornehmſten Perſonen eine Rede zum Lobe des Reichthums in den Mund gelegt hatte, die ſich mit dem Gedanken ſchloß: Reichthümer machten das höchſte Glück des Menſchen aus, mit Recht werden ſie von Göttern und Menſchen geſucht und geachtet. Sogleich ſtand die ganze Verſammlung voll Unwillen über ſolche Geſinnungen auf, und würde den Augenblick den Poeten aus Athen verbannt haben, wäre er nicht ſelbſt vor auf die Bühne gekommen, hätte ſie um Geduld gebetten, und geſagt: ſie würden bald ſehen, daß er an der Perſon, die ſolche niederträchtige und ſchädliche Geſinnungen hegte, die gehörige ſpartiſche Gerechtigkeit ausgeübt hätte.

Was für Urſachen aber ſollen wir von dieſem Adel der Geſinnungen, von dieſer wahren Großmuth in Verachtung des Gelds, und in der Geringſchäzung aller der überflüſſigen Dinge, welche die vornehmſten Gegenſtände des heftigen Verlangens der meiſten Menſchen ſind, angeben? Wenn

ich einen ganz natürlichen Grund angeben sollte, warum eine willkührliche Armuth und Simplicität der Sitten die beständigen Begleiter einer wirklich grossen Seele sind, so glaube ich, er liegt darinn, daß nichts eine so grosse Niederträchtigkeit und Schwäche der Seele verräth, als wenn man viele Bedürfnisse hat, und wenn man seine Glückseligkeit von äussern Dingen abhängig macht.

Und diß ist gewiß da der Fall, wo Reichthümer, Luxus, und Pracht zu unserer Glückseligkeit nothwendig sind. Derjenige ist aller Wahrscheinlichkeit nach der vollkommenste Mensch, derjenige nähert sich am meisten der Gottheit, der machen kann, daß seine Zufriedenheit in ihm selbst bestehet, und der am wenigsten den Eindrücken des Glücks, es mag gut, oder schlimm seyn, unterworfen ist.

Hiezu können wir noch mehrere Gründe setzen, um uns insbesondere zu großmüthiger Ertragung der unwillkührlichen Armuth zu ermuntern.

1. Ursprünglich ist nichts unser eigen. Nackt und dürftig kommen alle Menschen auf die Welt: und eben so müssen sie sie wieder verlassen. Lasset uns also nicht klagen, wenn wir wenig Güter

besitzen, sondern vielmehr den Mangel desjenigen, wozu wir von Natur kein Recht haben, als Menschen ertragen, die auch das nicht wollen, was ihnen nicht mit Recht zugehört. Nahrung und Kleider können wir uns durch redliche Anwendung unserer Kräfte erwerben: und weiter verlangt unsere Natur nicht.

2. Bey der Armuth kann man doch zufrieden, und vergnügt leben, wenn man nur tugendhaft ist, wie Socrates, und Phocion, und Johann der Seifensieder. Und wer zufrieden und vergnügt lebt, der ist weit glücklicher, als mancher beym grösten Reichthum und Schimmer des Glücks, dessen habgierige Seele nie genug hat, und beym mindesten Verlust sich oft fast der Verzweiflung überläßt.

3. Entbehren, und mit Wenigem leben können, ist schön und groß. Kleine Seelen halten sich für unglücklich, wenn sie schöner Kleider, leckerhafter Speisen, kostbarer Meublen ꝛc. entbehren müssen: grosse Seelen hingegen schränken sich nur auf die wahren Naturbedürfnisse ein, und verlangen viele Dinge gar nicht, wornach jene so sehnlich streben. Als Socrates einst

über den Markt gieng, wo eine grosse Menge von Dingen zum Verkauf da stund, rief er aus: wie viele Dinge, die ich nicht brauche! Epictet, der edle Epictet, war zufrieden, wenn er nur hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu, daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es auch für einen göttlichen Wink an, jezt durch seine Aufführung zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseeligkeit und Ruhe des Gemüths von äusserlichen Dingen unabhängig sey. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsack so vergnügt, als mancher nicht auf dem weichsten Sopha, oder Eiderbette: Weil sein Hausrath keine Diebe reizte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl beschloß: und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen ward, so schaffte er nur eine irrdene an, damit sie niemand der Mühe werth achte, wegzunehmen. Man hat folgendes Distichon von ihm, darinn er sich ganz schildert:

Ich Epictet, ein Knecht, an einem Fusse gelähmet,
Und wie Irus so arm, bin den Göttern doch lieb.

Er erkannte also, daß es ein grosser Irrthum wäre, wenn man Armuth und äusserliche Gebrechen für einen Beweis ansehen wollte, daß man von den Göttern hintangesezt sey. Er stellte sich zum Zeugen und lebendigen Beyspiel dar, daß man auch in den elendesten Glücksumständen die wahren Güter, eine grosse Seele, ein rechtschaffenes Gemüth besitzen, und der Huld Gottes versichert seyn könne. Und diß war in der grösten Armuth sein vorzüglichster Trost. Casaubon hat diesen Ausspruch dem Davidischen, Ps. 40, v. 18, an die Seite gesezt: Ich bin elend und arm: der Herr aber sorget für mich.

Noch werden einige Stellen aus Epictets Reden an diejenigen, welche die Armuth fürchten, hier nicht am unrechten Orte stehen. „Schämest du dich nicht," sagt er beym Arrian B. 3. Rede 26. „furchtsamer und feiger, als ausgerissene Sclaven zu seyn? was gibt ihnen Muth, von ihren Herren wegzulaufen? Worauf verlassen sie sich? Auf welche Aecker? Auf welche Schaffner?

Nehmen

Nehmen sie nicht nur etwas weniges, das nur für die ersten Tage zureichend ist, mit sich weg? Schwärmen sie nicht hernach doch zu Lande und See herum, und wissen eine Gelegenheit, sich durchzubringen, nach der andern ausfindig zu machen? Wo ist je ein entlaufener Knecht vor Hunger gestorben? Du hingegen zitterst vor Furcht, es möchte dir einmahl an allen Nothwendigkeiten gebrechen, und bringst ganze Nächte schlaflos zu. — — Man sieht nicht bald einen Bettler, der nicht alt, der nicht steinalt sey. Sie stehen Tag und Nacht Frost aus: (und erfrieren auch zuweilen,) sie liegen auf der blossen Erde, haben gerade nur so viel zu essen, als die äußerste Nothdurft erheischt, und bringen es doch beynahe so weit, daß sie nicht sterben können. Kannst du nicht schreiben? (Aber, wenn man dir's ohne Grund verbietet?) Kannst du nicht Kinder unterrichten? (Aber, wenn man dich nicht nach Verdienst dafür belohnt?) Kannst du nicht bey jemanden Thürhüter seyn? Ja, aber es ist eine Schande, wenn es mit einem so weit kommt, daß er sich mit solchen Sachen behelfen muß? Ey, so lerne zuerst, was Schande sey, und dann erst gib dich für einen Philosophen aus. Ist dir das

eine

eine Schande, was nicht deine Handlung ist, woran du keine Schuld hast, was dir zufälliger Weise begegnet, wie z. E. Kopfweh, Fieber? Wenn du arme Eltern gehabt hast; wenn sie viele Kinder hinterlassen haben; wenn sie bey Lebzeiten ihre Haushaltung kaum durchbringen konnten; ist dir das eine Schande? Hast du niemals gehört, daß nur das Schande sey, was man tadeln kann, und daß man nur das tadeln kann, was Tadel verdient? — — — Schau, wie Socrates gelebt hat, und er noch dazu mit Weib und Kindern: wie Diogenes, wie Cleanth gelebt hat, der studirte, und — Wasser trug. Wenn du es haben willst, wie es diese gehabt, so wirst du das aller Orten haben können, und voller Zuversicht leben. — Kannst du denn nicht einmal so viel Dienste leisten, als ein Hund, oder ein Hahn? Warum willst du denn noch leben, wenn du so gar nichts taugest? Fürchtet wohl irgend ein Tugendhafter, es möchte ihm an den Nothwendigkeiten des Lebens gebrechen? Es gebricht dem Blinden, es gebricht dem Lahmen daran nicht. Wird es denn einem tugendhaften Mann daran gebrechen? Keinem guten Soldaten fehlt es an jemand, der ihm Sold gebe.

Ein

Ein jeder Taglöhner, ein jeder Schuster findet jemand, der ihm etwas zu verdienen gibt. Sollte denn ein tugendhafter Mann niemand finden? Sollte Gott wohl seine Beamten, seine Diener, seine Zeugen, so sehr vernachlässigen, die einzigen, die er bey den Rohen, und Unwissenden noch zu Beweisthümern brauchen kann, daß er sey, daß er die Welt wohl regiere, und die menschlichen Begebenheiten nicht aus der Acht lasse, und daß einem tugendhaften Manne weder im Leben noch im Tode ein Uebel widerfahre. — — Wie? wenn ich aber krank werde? So sollst du dich in der Krankheit anständig betragen. — Wer wird meiner pflegen? Gott, und gute Freunde. — Ich werde auf einem harten Bett liegen müssen? — Aber, du wirst wie ein Mann liegen! Ich werde kein bequemes Zimmer haben. — So wirst du in einem unbequemen krank seyn. Wer wird mir das Essen zubereiten? — Die, so es andern zubereiten. Aber, was wird meine Krankheit für einen Austrag haben? Was für einen andern, als den Tod?" So ein leidiger, und schlechter Trost im Ende dieser Rede enthalten ist; so wird doch im Ganzen mancher richtige, und brauchbare Gedanke zur Beruhigung in der Armuth angewandt

gewandt werden können. Uebrigens können die Beyspiele der alten Weltweisen von denen, die helfen können, darum wohl nicht ganz als Muster vorgestellt werden, weil es bey ihnen freywillige Armuth, — ohne Einschränkung des Vollkommenheitstriebs, — ohne Amt, — ohne Sclaverey, — ohne Verachtung, — ja grösstentheils auch ohne drückende Nahrungssorgen, wie beym Socrates, den Crito unterhielt, war. Wohl aber mögen sie vom Freund, vom Moralisten, unter andern — denn allein möchten sie schwerlich tröstend seyn — nicht ohne allen Nutzen gebraucht werden.

4. Manche, die noch besser, oder doch nicht schlimmer sind, als wir, sind noch ärmer, haben noch weniger, als wir. Manche haben im strengsten Winter weder Holz noch gute Betten, und wir kennen vielleicht diesen Mangel nicht einmal. Manche wissen nicht woher sie auf den morgenden Tag Brod nehmen, und uns ist vielleicht das Mehl in Cad noch nie ausgegangen. Manche sind krank, und entbehren der nöthigen Arzney, Wart', und Pflege: und wir, wenn es uns auch gleich schwer fiel, die Kosten aufzutreiben, haben in Krankheiten noch immer die nöthige

Pflege gehabt. Manche finden keine Gelegenheit, sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben, und wir hatten noch immer das Glück, dieselbe zu bekommen. Unser Schicksal ist also im Ganzen noch immer weit erträglicher, als mancher andern. Und über dieses sollten wir murren, und die Vorsehung anklagen? Ferne sey diß von einem jedem! Danken lasset uns vielmehr der gütigen Vorsehung, daß sie uns noch ein so erträgliches Schicksal zugetheilt hat!

5. Armuth hält uns vor vielen Fehlern ab, und treibt uns zu manchen Tugenden an. Sie macht, wie jedes andere Leiden, vorsichtig, weise, klug, erfinderisch, kunstreich: wie hingegen der Reichthum träge, unwissend, unverständig, thöricht. Sie bewahrt uns vor Hochmuth, Stolz, Verachtung anderer, Ueppigkeit, Wollust, Faulheit, und allerley Ausschweifungen: und macht dagegen arbeitsam, ordentlich, mässig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienstfertig, mitleidig.

Armuth und Elend verursacht, daß wir das Gute im Leben, wenn es auch gering ist, desto mehr schmecken, und empfinden, aber gegen die widrigen Zufälle hart werden. Dagegen der

Reichthum und das Glück Gelegenheit gibt, daß Menschen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit geniessen, und gegen die geringste Unlust desto zärtlicher werden. Sie verschafft der menschlichen Gesellschaft die nüzlichsten Menschen, die brauchbarsten Bürger, weil sie klug, weise, mässig, ordentlich, geduldig, arbeitsam macht. Und sie bringt uns selbst wieder grossen Nutzen, weil wir uns durch diese Tugenden, Liebe, Mitleid, Gunst, und Beystand anderer erwerben. Sie bringt uns endlich unserer moralischen Vollkommenheit näher, und macht, daß wir die Belohnung der Tugend nicht im Aeusserlichen, sondern in der Tugend selbst, in der Pflicht, und dem guten Gewissen suchen: daß wir desto fleissiger an Gott denken, und unser Vertrauen auf seine weise Führung stärken: daß wir unsere Gedanken und Hofnungen desto eifriger auf ein besseres Leben richten, desto weniger furchtsam sind vor dem Tode, und desto gelassener sterben.

6. Oft schickt uns die Vorsehung gerade zu der Zeit Hülfe zu, wenn wir ihrer am bedürftigsten sind. Dem berühmten D. Knapp war einst, als er in Jena studirte, sein Geld ausgeblieben. Um sich nun nicht selbst durch Erborgung einer

Geldsumme in Schulden zu setzen, und andern nicht dadurch beschwerlich zu fallen, so schränkte er seine Ausgaben, so viel möglich war, ein. Er hatte so gar die Verleugnung, während daß seine häuslichen Umstände so schlecht waren, statt des guten Tisches, dessen er sich bisher bedient, eine Mahlzeit von Brod und Wasser zu thun: und um desto weniger Spöttereyen desfalls ausgesezt zu seyn, so gieng er täglich um die Mittagsstunde aus der Stadt, sezte sich in das Gras an dem Ufer der Saale, und genoß mit vergnügtem Herzen sein Mittagsmahl, zu welchem er Brod mit sich nahm, und Wasser aus dem vorbeyfliessenden Strome schöpfte. Da ihm aber diese Lebensart um des eintretenden üblen Wetters, und anderer Umstände willen, sehr beschwerlich zu werden anfieng, erhielt er unverhoft wieder Geld. Eben diß rühmt der liebenswürdige Heinrich Stilling (Herr Hofrath Jung in Marburg) öfters in seiner Lebensgeschichte. Einst sollte er Abends um 6 Uhr 6. Carolin für ein Collegium zahlen, und um 5 Uhr hatte er noch keinen Kreuzer, wußte auch nicht, woher er einen nehmen sollte. Während dieser Verlegenheit kam sein Hauswirth, und bot ihm diese, und noch mehr dazu von freyen

Stücken an. Ein andermal sollte er siebenzig Thaler Hausmiethe zahlen, die man durchaus haben wollte. Der bestimmte Tag war bereits erschienen, und auch zum Theil verflossen, und er wußte zu seinem unaussprechlichen Kummer noch immer nicht, woher er sie nehmen sollte? Endlich kam der Briefträger, und — brachte ihm einen Brief mit 125 Thlr. für den ersten Theil seiner Geschichte, die Herr Geheime-Rath von Göthe ohne sein Wissen hatte drucken lassen.

Aehnliche Hülfe erfuhren noch mehrere, die der Vorsehung vertrauten; und diß soll alle Hülfbedürftigen ermuntern, auch in den dürftigsten Umständen ihre Hofnung nicht sinken zu lassen, sondern im Vertrauen zu Gott ihr Schicksal mit unbeweglicher Großmuth zu ertragen.

7. Endlich hindert uns die Armuth auch nicht, so glücklich, als der reichste, in der Welt zu werden, sondern sie kann den grossen Gedanken in uns erzeugen, durch Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit über unser Schicksal zu siegen, und durch uns selbst groß zu werden. So haben schon viele hunderte über ihr Schicksal gesiegt, und sind, ihrer Armuth unerachtet, grössere Män-

ner geworden, als mancher Reiche. Agathokles war eines armen Töpfers Sohn, und wurde König in Sicilien: Willigis eines Wagners, und wurde Churfürst in Mainz: Hadrian eines Zimmermanns, und wurde Pabst: Greifenheld eines Weinhändlers, und wurde dänischer Minister: Luther eines Bergmanns, und wurde der Schrecken des Pabsts: Flögel eines armen Schulhalters und wurde Professor: Rambach eines Schreiners, und wurde Doctor und Professor der Theologie: Düval war ein Kuhhirt, und wurde Kaiserlicher Rath, und Bibliothekar: Heinrich Stilling ein Schneider und ist nun Professor und Hofrath in Marburg.

Diese, und ähnliche Gründe mögen uns die Armuth richtig beurtheilen, und mit großmüthiger Zufriedenheit ertragen lehren!

§ 18.

Großmüthiges Verhalten in einer fatalen Lage.

Viele Menschen sind von Jugend auf in der besten Lage, und Laufbahn, und kommen, ohne sich viel Geschicklichkeiten und Verdienste zu erwer-

ben, in Aemter und Ehrenstellen, die sie sich nicht vortheilhafter wünschen könnten. Ihr Geld, ihre Familie, ihr Stand, macht, daß sie jedermann lobt, erhebt, und befördert, und ihren ganzen Weg mit Rosen und Veilchen bestreuet.

Andere hingegen müssen von Kindheit an über steile Dornenwege hinwallen, und wie Schaafe, die keinen Hirten haben, durch dick und dünn herumirren. Sie sind ohne Vater: ohne Vermögen: ohne Familie: ohne Unterstützung: müssen bey jedem Schritt mit dem widrigsten Schicksal kämpfen, und werden, weil sie arm, und verwayset sind, überall gestoßen, getreten, und zurückgeworfen. Jedermann will sie unter seine Füsse treten, und, wenn sie sich unter denselben nur krümmen, so werden sie aufs unbarmherzigste mißhandelt, und verfolgt. Man wundert sich, als über etwas Ungewöhnliches, wenn sie ein Recht zur äußerlichen Glückseligkeit zu haben glauben, wie andere, ihres Gleichen: läßt sie die Folgen ihres unverschuldeten Wayfenstandes lebenslänglich empfinden: und weiset sie, wie von Rechtswegen ab, wenn sie, gleich andern, eine bessere Lage wünschen. So müssen sie unter tausend Widerwärtigkeiten ihr Leben hinschleppen,

alle ihres Gleichen sich voreilen sehen, und unter Armuth, Nahrungssorgen, Körperleiden, Druck und Verachtung zurücke bleiben. Diß nenne ich eine fatale, unglückliche, Lage: und führe zum Beyspiel die Geschichte eines Mannes an, den ich Magister Leidemit nennen will, weil sein ganzes bisheriges Leben ein — langes — Leiden ist. Sein frühzeitiger Waysenstand sezte ihn in die Nothwendigkeit, unzählige Stürme und Ungewitter über sich ergehen zu lassen, von welchen tausend andere Kinder niemals etwas erfahren. Gänzlicher Mangel des Vermögens schien ihn zur Lebensart seines Stiefvaters, d. i. zum Bauernstand zu bestimmen, unerachtet sein leiblicher Vater ein Beamter gewesen war. Er mußte sich auch schon in seinen frühen Schuljahren zu Feld- und Bauerngeschäften gebrauchen lassen, mußte früh und spät — schneiden: dreschen: ackern: säen: pflanzen ꝛc. Doch — zogen ihn die Bücher mehr an sich, und selten war er auf dem Feld, oder im Wald, ohne ein Buch in der Tasche zu haben, und im Hin- und Hergehen darinn zu lesen, und seine Lectionen für die Schule zu lernen. Diß gieng so fort bis in sein vierzehntes Jahr, da er sich, zu einer gewissen Lebensart entschließen

schließen sollte. Studiren möchte ich wohl, sagte er oft zu sich selbst, denn ich kann ja so viel, als meine Cameraden, die nun ihre Laufbahn antreten. Aber — wovon? fiel ihm dann gleich dabey ein, und er sahe seinen Cameraden mit traurigem Herzen, und weinenden Augen nach. Jezt hob sich eine Periode an, an die er nie ohne Wehmuth zurückdenken kann, und die ich, zumal er sein Leben einst selbst beschreiben, und die Führung der Vorsehung rühmen wird, übergehen muß. Ich führe nur das an, daß er nach viel besiegten Schwierigkeiten endlich auf die Universität ziehen konnte. Hiezu versprach man ihm eine geringe, und nicht einmal auf ein halbes Jahr hinreichende Unterstützung mit Geld, wenn — er sich schriftlich reversiren würde, daß er lebenslänglich auf der untersten Stuffe seiner Laufbahn stehen bleiben, und keine andere Stelle suchen wolle. Der Jüngling, dessen Sinn von keiner solchen Prädestination was wissen, sondern, das, jedem Menschen zukommende Recht sich zu vervollkommnen, gleich vielen schlechtern geniessen wollte, konnte sich nicht entschliessen, eine so harte Bedingung einzugehen, und wollte lieber keine Unterstützung, als einen Theil seiner Menschenrechte

dafür aufopfern. Denn er glaubte damals schon mit gutem Grund, ein gleiches Recht an sein Vaterland zu haben, wie andere. Oder sollte ihn etwa der Umstand, daß er ein verlassener Wayse war, von einem Recht ausschliessen, an dem von seiner ganzen Familie noch kein einziger Theil gehabt hatte? Er glaubte das Gegentheil, und das darum, weil er ein armer, verlassener, Wayse war, dessen Versorgung ja Gott dem Staat vorzüglich empfohlen hätte. Kurz, er wollte die Bedingung nicht eingehen. Endlich aber brachten ihn gute Freunde dahin, sich folgendermassen zu erklären: „daß er sich zu der bestimmten Stelle vorzüglich tüchtig zu machen trachten wolle.“ Und diese Erklärung wurde acceptirt, folglich genehmigt, folglich er nicht ganz allein und lebenslänglich dazu verbunden. Nun bezog er mit — funfzig Gulden die Universität, fand aber daselbst weder eine öffentliche noch besondere Gelegenheit, sich zu der bestimmten Stelle Kenntnisse einzusammlen. Er dachte also bey sich selbst: ultra posse nemo obligatur (d. i. niemand kann zu demjenigen verbunden werden, wozu er keine Gelegenheit hat,) that mit grossem Fleiß für sich, was er konnte, und benuzte die Lehrstunden desjenigen

Fachs,

Fachs, wozu er Neigung und Gelegenheit hatte, so gut es ihm möglich war. Nach beynahe drey vollen, wohlangewandten, und durch besondere Proben der göttlichen Vorsehung bezeichneten, Universitätsjahren gieng zum Glück oder Unglück für ihn eine der Stellen auf, wozu man ihn prädestinirt hatte. Er wurde dazu berufen, weil man wußte, daß er sich vorzügliche Kenntnisse dazu erworben hatte: und Armuth, Mangel an Gönnern, und sein Versprechen, nöthigten ihn, sie anzunehmen. Aber hier war sein erstes Verbrechen diß, daß er nicht die Person heurathen wollte, die sein Vorgesezter für ihn prädestinirt hatte. Daraus entstand nun bald Herabstimmung des Lobs, das man ihm vorhin vielleicht in grösserm Maaße, als er verdiente, gegeben hatte: dann völliger Kaltsinn, und endlich offenbare Feindschaft. Da stand nun der junge Mann — ohne Leiter, ohne Gönner, ohne Klugheit, ohne Welt- und Menschenkenntniß. Leztere, die er aber noch nirgends weder gelernt hatte, noch hatte lernen können, hätte ihn ohne Zweifel vor manchen Widerwärtigkeiten, und Verfolgungen sichern können. Aber ohne diese dachte er sich genug zu verwahren, wenn er sein Amt gewissenhaft versehe, und sich

dann

dann mit kühnem Muth gegen das Unrecht seiner Feinde vertheidige. Allein, so gut der erste Grundsaz war, so unweise war der andere. Denn, wenige Vorgesezte sind so großmüthig, daß sie die Sprache der Unschuld annehmen, junge, rasche Männer mit Weisheit und Güte, leiten, und mit Sanftmuth und Liebe zurecht weisen. Viele hingegen denken und handeln so despotisch, als ob sie lauter Sclaven unter sich hätten: können nicht den geringsten Widerspruch, nicht die ehrerbietigste Vorstellung, ertragen: sondern fordern blinden Gehorsam, blinde Unterwerfung, oder drohen ihren Untergebenen im Gegentheil, sie durch Berichten *) schon dazu zu nöthigen, oder unglücklich zu machen.

Zum neuen Unglück für Leidemit bekam er zween Collegen, deren einem die nöthige Wissenschaft, und dem andern die nöthige Moralität fehlte: die aber beyde, weil sie sich schmiegten, und hudeln liessen, wie man wollte, beym Vorgesezten wohl gelitten waren. Leidemit sahe dieses

mit

*) Wie man berichtet, so richtet man, ist auch beym gemeinen Mann ein, eben so bekanntes als oft verwünschtes Sprüchwort.

mit Betrübniß, und wünschte herzlich, einige Verbesserung zu bewirken. Er sahe aber die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen bekam, nicht alle ein. Jedoch trieb ihn das Gefühl seiner Kräfte: seine gute Absicht, und die beste Meynung von den Menschen, an, einen Versuch zu wagen: ob er das Gemeinschädliche nicht hindern, und das Gemeinnüzliche nicht mehr befördern könne? Nach erlangter, genauer Einsicht des Ganzen, legte er also seinem Vorgesezten, wie er ihm gleich Anfangs selbst aufgegeben hatte, seine unmaßgeblichen Gedanken vor, und zeigte darinn: was seine Collegen nicht thun, und was sie zum Besten des Ganzen thun sollten? Weil es dem Vorgesezten selbst an Einsicht und Geschick zum Prüfen fehlte, und weil er indessen unserm Leidemit abgeneigt geworden war, so hatten jene zween Collegen sich leicht hinausgelogen, hinausgeleugnet, und hinausgewinselt, und die Sache wurde ohne weitere, genauere, Untersuchung, für eine Wirkung der Feindschaft, wozu er noch gar keine Ursache hatte, ausgeschrieen, und angesehen. So urtheilt man, so bald man einem Menschen abgeneigt ist, und so regiert das Herz in neun Fällen unter zehn den Verstand. Ist

man

man einmal einem Menschen gewogen, so glaubt man ihm, so schlecht auch seine Gründe, so unrichtig auch seine Sache seyn mag. Ist man ihm aber abgeneigt, so richten auch seine stärksten Gründe, seine einleuchtendsten Beweise nichts aus. Die Leidenschaften erregen in der Seele einen Nebel, der uns alle Sachen ganz anders zeiget, als sie sind, und einen Tumult, wobey man die Stimme der Wahrheit wenig oder gar nicht hören kann. So gieng es auch hier, und die redlichsten Absichten Leidemits wurden verkannt, verhindert, und in ein gehässiges Licht gestellt. Noch gab er seine Bemühung nicht auf. Allein, all' sein Eifer half nichts, und er hatte noch obendrein den Verdruß, die Sache immer ärger werden zu sehen. Er hüllte sich daher in seine Tugend ein, versah sein Amt getreu, und bekam auch von seinem andern Vorgesezten das öffentliche Zeugniß: „daß er mit Leidemits Amtsfleiß besser, als mit aller andern, die er unter seiner Aufsicht habe, zufrieden sey.“ Diß tröstete ihn unter mancherley andern Leiden, und machte den Wunsch immer aufs neue in ihm rege: wenn doch nur seine Collegen zu gleichem Zweck, und eben so treu mit ihm arbeiteten! Er nahm

sich auch, als der erste College, die Freyheit, diesen Wunsch gegen sie zu äussern, bekam aber die trotzige Antwort: daß ihn diß nichts angehe. . . Leidemit berief sich auf die vorhandnen, deutlichen Gesezze. Allein, diese drehte, und limitirte, und legte man aus, wie man wollte, und er richtete bey der besten Sache, und bey den reinsten Absichten, abermals nichts aus. Nun sezte er seine Hofnung noch auf einen andern Vorgesezten, und schmeichelte sich, dieser werde ihn in einer so gerechten, und gemeinnützigen Sache mehr unterstützen. Aber der erstere Vorgesezte war ihm zuvorgekommen, und hatte, um nicht als ein Mann angesehen zu werden, der sein Amt so schlecht beobachte, die Sache so gedrehet, daß jener, der sich ohnehin nicht gern viel Mühe gab, den Leidemit mit einer noch kränkernden Antwort abwieß, und die Sache nicht einmal obenhin untersuchte. Das — Clericus Clericum non decimat, (zu deutsch: es beißt kein Wolf den andern,) mußte also hier aus betrübter Erfahrung gelernt werden. Weil Leidemit sich indessen aus der Vernunft und Schrift immer mehr überzeugte, daß man um des gemeinen Besten willen auch etwas leiden und wagen müsse, so

beschloß

beschloß er, sich bey einer schicklichen Gelegenheit an seine höhern Vorgesezten zu wenden, und daselbst Raths zu erholen. Hiezu gab eine Abhandlung, die er bald darauf herausgab, nähere Veranlassung. Leidemit übersandte sie an seine höhern Vorgesezten, und fragte zugleich an: ob er nicht befugt sey, mit seinen Collegen über das gemeine Beste zu reden, und sie zu Beförderung desselben zu ermahnen, besonders da die Gesezе ihn hiezu berechtigen, welches ihm aber disputirlich gemacht werde? Zugleich führte er in einem Privatschreiben die Gründe an, (die ich aber hier übergehen muß) welche ihn hiezu veranlaßt haben. Wahrscheinlich hatte diß Aufmerksamkeit erregt, und sich als Wahrheit vor Augen gestellt. Es wurde daher um Bericht an eben den Vorgesezten geschickt, der's ihm vorher schon abgeschlagen hatte, und, wie man sagen wollte, mit einem Verweiß begleitet, daß dergleichen Dinge nicht schon längst verbessert wären. Jezt war Leidemit in der Hand seines Feindes, der, wie sich aus dem Erfolg schliessen ließ, ungefehr also lautete: die Collegen Leidemits seyen gute und ordentliche Leute: (diß hatten sie erkrochen und erbettelt — welches Leidemit nicht kann:) Er

aber

aber ein unruhiger und seinen Vorgesezten ungehorsamer Kopf, der sich noch dazu — vielleicht seinem Amte zum Nachtheil — (aus Noth, hätte man sagen sollen, um nicht seiner Gattinn Vermögen vollends einzubüssen, und dann mit seinen Kindern Mangel zu leiden) mit Bücherschreiben abgebe. Lezteres hatte man vermuthlich darum mit angeführt, weil man gehört hatte, daß Leidemits Abhandlung, welche er auch seinem erhabenen Fürsten überreicht hatte, nicht ungnädig aufgenommen worden sey. Denn man besorgte vielleicht, er möchte dort seine Noth klagen, und wie es die Gewohnheit dieses Fürsten ist, wider willkührliche Bedrückungen geschüzt werden. Es stund nicht lange an, so kam der eben genannte Vorgesezte, und kündigte bey einer öffentlichen Gelegenheit mit sichtbarem Unwillen, und mit vielen beugenden Ausdrücken gegen den guten Leidemit, feyerlich an: „er habe höhern Orts Befehl erhalten, (den hielt er in der Hand,) den Zustand des Ganzen, und die Zwistigkeiten — diesen Nahmen gab man jezt Pflichtmässigen Bemühungen fürs gemeine Beste — zu untersuchen, die Leidemit mit seinen Collegen habe.“ (Wie arme Sünder, und personae miserabiles stellten

sich diese hin: jener aber blieb, wie ein rechtschaffener Mann, gerade stehen.) Nun waren zween gleichgesinnte Vorgesezte beysammen, und es konnte nicht fehlen, Leidemit mußte den Kürzern ziehen. Man gieng sehr schnell über die zween Collegen hin, sah, was man wollte, fand sie bey sichtbaren Defecten ganz gut: bey Leidemit hingegen wollte man das Gute, wie oben das Fehlerhafte, nicht sehen, und fand diß und jenes an ihm zu desideriren *), ungeachtet er sich besonders gut gefaßt gemacht hatte. Nach geendigter, so genannten, Untersuchung wurde die vorher schon beschlossene Sentenz publicirt: Leidemit habe vorm Jahr mehr Früchte seines Fleisses gezeigt, (vom Gegentheil war er so fest, als von seinem Daseyn überzeugt:) mit den zween Collegen sey man ganz wohl zufrieden: (sie neigten sich sehr tief für dieses unverdiente Compliment:) ersterer solle hinführo nur in Einigkeit mit ihnen leben." (d. h. fünf gerade seyn, und sie machen lassen, was sie wollen; auch ja nicht gewissen-

*) Magnum est, dachte Leidemit, esse laudabilem, et non laudari. d. i. Es ist groß, lobenswürdig seyn, und — nicht gelobt werden.

wissenhafter seyn wollen, als seine Vorgesezte.) Leidemit antwortete: ihm geschehe Unrecht: ob denn diß, und diß, und diß, keine schädliche Defecte seyen? Da man sich aber ein für allemal vorgesezt hatte, nur zu sehen, was man wollte, und einem Untergebenen das Besserwissen-Wollen zu entleiden, so wurde keine weitere Vorstellung angenommen, und es blieb beym Gesagten, welches auch wieder berichtet wurde. Mein Gott! wie oft werden die höhern Vorgesezten durch dergleichen Berichte verblendet, und wider ihren Willen zu Ungerechtigkeiten verleitet! Wie oft werden die brauchbarsten Menschen dadurch unglücklich gemacht, weil man den nicht immer richtigen Grundsaz hat: die niedern Vorgesezten berichten immer nach bestem Wissen und Gewissen, und verdienen daher immer mehr Glauben, als ihre Untergebene. So lang daher diese nicht frey und ungehindert zu ihren höhern Vorgesezten, wie zu Friedrich dem Einzigen, kommen, ihnen ihre ganze Noth klagen, und sich von ihm Unterstützung beym Unrecht versprechen dürfen, so lange wird Druck, und Verfolgung, und kleiner Despotismus nicht aufhören. Doch, es gibt ja solche weise, selbst prüfende, und gerechte, Für-

sten: solche einsichtsvolle, menschenfreundliche, und unpartheyische Räthe, und Minister, wovon vielleicht Leidemit selbst ein redender Beweiß werden wird.

Nach einiger Zeit kam etwas vor die Augen der höhern Vorgesezten, womit sie, vermuthlich auf abermaligen Bericht nicht zufrieden waren. Nun gab zwar Leidemit eine Erdbeere für keine Ananas aus, und verlangte auch nicht von seinen Vorgesezten, daß sie sie dafür annehmen sollten. Aber diß erwartete er von ihrer Gerechtigkeit, daß sie von ihm nicht verlangen sollten, eine, ihm in die Hand gegebne unreife Erdbeere in kurzer Zeit zur vollkommenen Ananas zu machen. Und diß wurde ihm versagt. Denn unvermuthet bekam er von dem abwesenden Vorgesezten folgendes Schreiben: „Es sey ihm höhern Orts aufgetragen worden: den Leidemit zum Nichtschreiben, (und doch gab man ihm weder eine Zulage, noch eröfnete man ihm eine bessere Aussicht. Gibts auch etwas härteres, und despotischeres?) zu getreuer Erfüllung seines practischen Amts: (also das theoretische wollte man nicht antasten, weil man sich sonst, wie schon mehrmals, bloß gegeben hätte:) zur Subordination gegen alle seine

Vorgesezte: (und darunter rechnete man Crethi und Plethi:) und zu Lieferung besserer Früchte zu ermahnen ꝛc.“

Es läßt sich leicht erachten, wie empfindlich diß Schreiben dem so hart und ungerecht behandelten Leidemit gewesen sey. Er war daher fest entschlossen, seine höhern Vorgesezten um eine andere, unpartheyische, Untersuchung zu bitten, weil er überzeugt war, daß ein Sachverständiger, gerechter, Mann die Sache ganz anders finden würde, als oben gesagt wurde. Erfahrne Leute riethen ihm aber aus folgenden Gründen davon ab: weil ein Geringerer es fast immer gegen einen Höhern verliere: weil man manche Sachen drehen könne, wie man wolle: weil Unpartheyische doch wissen, daß er unschuldig sey: weil er sich ja nach einiger Zeit bey einem und dem andern seiner höhern Vorgesezten mündlich vertheidigen könne. ꝛc. Leidemit, der diese Gründe richtig fand, sahe nun wohl ein, daß er sich vor der Uebermacht zurückziehen, und seine Ueberwindung mit Standhaftigkeit ertragen müsse. Jedoch schrieb er dem eben genannten Vorgesezten zurück: daß ihm groß Unrecht geschehe, daß er es alle Augenblicke auf eine strenge, aber unpartheyische

Untersuchung ankommen lasse, ob er sein Amt nicht recht verstehe, und gewissenhaft versehe: daß er seinen wirklichen Vorgesetzten zwar Subordination gelobe, sie aber von der Subjection *) mit Grund unterscheide: daß er noch viele, bessere Früchte habe, die man aber nicht sehen wolle, daß er es für sehr ungerecht halte, ihm das Bücherschreiben zu verbieten, da ihm selbst sein Feind (der anwesende Vorgesezte) weder jemals nachgesagt habe, noch mit Grund nachsagen könne, daß er nur das mindeste in seinem Amt darüber versäume. 2c.

Diese Antwort hatte aber eine sehr schlimme Wirkung: und der anwesende Vorgesezte suchte nun durch Ausbreitung jenes Schreibens den Credit Leidemits ganz in den Staub zu treten. So kam ein Sturm nach dem andern, und Leidemit fand allein in seinem guten Gewissen, in seiner Standhaftigkeit, und in seinem Vertrauen zu Gott, Trost, und Beruhigung. Nur das schmerzte ihn am meisten, daß er seinen Endzweck, die

*) S. Feders Recht der Natur, pag. 104. Und St. Gregor hat gesagt: admonendi sunt subditi, ne plus, quam expedit, sint subjecti.

die Besserung seiner Collegen, so wenig erreicht hatte. Dazu kam noch, daß er bey zunehmender Familie, bey vielen und schweren Krankheiten, und bey einer nicht hinreichenden Besoldung, alle Jahr etwas von dem Vermögen seiner Gattinn zusetzen mußte, und — daß seine Gesundheit durch harte, und unnnterbrochene Arbeiten, durch vielen Kummer und Verdruß ganz zerrüttet worden war. Er faßte also den Entschluß, in die Hauptstadt zu reisen, seinen höhern Vorgesezten seine Unschuld, seine schlechte Besoldung, seine zerrüttete Gesundheit, und andere Umstände ehrerbietig vorzustellen, und sie um eine bessere Stelle eben so dringend, als ehrfurchtsvoll zu bitten. Denn, er sahe oft und viel, daß schlechtbesoldete Männer seines Gleichen, ja wohl noch unbrauchbarere, sehr gute Stellen erhielten: und dazu glaubte er ein gleiches Recht zu haben, zumalen er einen brennenden Trieb in sich fühlte, seinem Vaterlande in einem grössern, nicht so sehr eingeschränkten Wirkungskreise nüzlich zu werden, und seine theuer erkauften Erfahrungen und Kenntnisse anzuwenden. Einige seiner höhern Vorgesezten behandelten ihn weit humaner, und liberaler, als seine Untervorgesezten: hörten seine

kurze Vertheidigung liebreich an, und schienen wirklichen Antheil an seinen widrigen Umständen zu nehmen: auch liessen sie ihn nicht ohne Hofnung von sich gehen, ob sie sich gleich sehr unbestimmt hierüber ausdrückten. Einer verstand ihn ganz, erfüllte ihn mit tiefer Hochachtung gegen sich, und versprach ihm seines Theils alles zu seiner Verbesserung beyzutragen. Zween aber waren hart gegen ihn, machten ihm gar keine Hofnung, und — doch hierüber ein Vorhang!!

Mit welcher Heiterkeit, und mit welchem Muth konnte nun Leidemit seinem Amt wieder entgegen gehen, da die meisten Stimmen ihm gar keine heitrere Aussicht eröfneten! Hier nicht zu ermatten, und verdrüßlich zu werden, dazu gehörte, wahrlich! mehr als gewöhnliche Standhaftigkeit. Denn, wiederhohltes Leiden des Unrechts, entnervt wie der Domherr von Rochow sehr wahr sagt, allmählich die Seele, und den Körper. Und, da dieser bey unserm Leidemit schon vorher durch Verdruß und Arbeit sehr geschwächt war, so ist sich nicht zu verwundern, wenn seine Standhaftigkeit etwas wankte, und seine Gesundheit immer mehr zerrüttet wurde. Doch jezt, nachdem er über 10 Jahre unter seiner

will-

willkührlichen, und harten Herrschaft geseufzet, und unzählige Mißhandlungen von ihm erlitten hatte, die er ohne Noth nicht sagt, erlöfete die gütige Vorsehung den guten Leidemit von seinem anwesenden Vorgesezten, und führte ihm einen menschenfreundlichern zu. Einige Zeit darauf gab Leidemit eine andere Abhandlung heraus, und faßte dabey den Entschluß, sie seinem weisen Landesvater zu überreichen, Ihm seine geringe Besoldung, — seine Einbusse von seiner Gattinn Vermögen, das immer mehr abnehme, — seine Kinder, — seine geschwächte Gesundheit, — und seine ganze, übrige, betrübte, Lage, unterthänigst vorzustellen, und Ihn um Eröfnung einer heitreren Aussicht, — nur einer Aussicht, — ehrerbietigst anzuflehen. Gnädig nahm sie der großmüthige Fürst auf, und schickte die Bitte an die Ortsvorsteher um Bericht zurück. Mit grosser Theilnehmung kam der Erste davon zu unserm Leidemit, und redete von einer bessern Stelle, weil man ihm bereits, und nach genauer anderwärtiger Erkundigung, mit Grund der Wahrheit, ein sehr gutes Zeugniß an Seine *** Durchlaucht gegeben habe. Mehrere andere gratulirten ihm: Er aber bezeugte, daß er

dieses erst am Ende der Sache annehmen wolle. Nun schickte der Fürst Leidemits Bitte sammt dem Zeugniß an die höhern Vorgesezten in der Hauptstadt. Allein — diese sollen es sehr übel aufgenommen haben, daß Leidemit sich an den Fürsten immediat wandte, und sich für präterirt gehalten haben, da doch Leidemit, wie er mich hoch versicherte, nicht einmal den Gedanken, sondern diese Absicht hatte, sich dem Fürsten zu einer derjenigen Stellen, die Er immediate vergibt, ehrerbietigst zu empfehlen. Nun wurde vermuthlich aus obigem gehässigen Bericht (alle andere müssen gut lauten, oder man hat anders mit ihm geredet, und anders berichtet — welches sehr schändlich wäre!) ein Bericht an den Fürsten gemacht, und mit dem Anhang begleitet: daß man ihn zu der und der Stelle bestimmt habe. Was konnte nun der großmüthige Fürst anders thun, als — in den Vorschlag dieses Berichts einzuwilligen, der von den höhern Vorgesezten dem Ortsvorgesezten mit folgenden Worten zugeschickt wurde: „Es hat zwar der ... Leidemit bey uns immediate um gnädigste Beförderung unterthänigst gebeten: da wir aber denselben mit seinem Gesuch ab — und hingegen dahin angewie-

sen

sen haben wollen: daß er sich seiner, ihm gleich mit dem Anfang der ihm eröfneten Laufbahn zur Condition gemachten Bestimmung zu*** (Siehe oben!) hinkünftig gewissenhafter, als bisher nicht geschehen, erinneren — (Mein Gott — Er, und seine höhern Vorgesezten wußten nicht alles, wozu sie ihn bestimmten; und kann ein Vater sein Kind zur Armuth, zur Verachtung, zu Leistung des Unmöglichen bestimmen? Kann und darf er den in dasselbe von Gott gelegten Vollkommenheitstrieb unterdrücken?) und in dieser Gemäßheit nach seiner Bestimmung (S. oben!) in seinem Amt alle Treue und Application erweisen — (diß that ihm am wehesten, weil ihm sogar sein Feind deswegen mit Grund nichts vorwerfen konnte:) gegen seine Collegen verträglich — (Man sehe oben: wo er sie zur Beobachtung der Geseze ermahnte, das sie für Druck, und wer weiß, was noch mehr, ausgaben:) und gegen seine Vorgesezte sich gehorsam (o, diß sehr gern: aber — bey gesezmäßigen, weisen, und gerechten Befehlen, deren er sich bisher weniger bewußt war:) bezeugen: und durch ein widriges Betragen sich nicht selbst die Schuld zuziehen solle, wenn er zu keinem bessern ähnlichen Amt, (das seine soll von

den

den bessern eins seyn, und hat keine hinreichende Besoldung, und so viel Arbeit, daß er ihr um seiner zerrütteten Gesundheit willen nicht mehr lange gewachsen ist;) — massen er in * (eine andere Laufbahn) nicht recipirt werden kann, — befördert werde: — Als habt Ihr ihm solches zu eröfnen ꝛc.“

Ueber acht Tage sagte der Ortsvorgesezte unserm Leidemit nichts von diesem Befehl: und da dieser endlich nach der Resolution fragte, antwortete er mit einer theilnehmenden Mine: sie sey widrig, er habe sie ihm darum noch nicht gegeben, weil sie ihn zu sehr betrüben möchte. Und wenn sie noch so widrig ist, antwortete Leidemit, so kann ich sie sehen: genug, wenn ich sie nicht verdiene! Ich habe schon so viel Unrecht ertragen: und glaube auch dieses, als ein Mann, ertragen zu können. — Es vergiengen abermals acht Tage, und er bekam sie nicht. Endlich gieng er zu seinem Vorgesezten, und bat sich dringend aus, was dieser ihm aus Schonung bisher vorenthalten hatte. Er nahm sie mit nach Haus, las sie, schrieb sie ab, (denn, er behält sie, wie Columbus seine Ketten:) und legte

ein

ein Zettelchen mit Nahmen, Zeit, Ort, und folgenden Worten, hinein:

Hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa!

Das heißt:

Diß ist mir eine eherne Mauer,
Wenn ich mir nichts vorzuwerfen habe, und wegen keines Vorwurfs erröthen muß.

Indessen war der Innhalt dieses Befehls auch ins Publicum gekommen und hatte darinn mancherley Sensationen verursacht. Einige freuten sich hierüber, und sagten, jezt sey Leidemit von seinen Vorgesezten selbst auf lange Zeit um sein Ansehen und Credit gebracht, und werde nun von selbst andern darinn ähnlich werden, daß er mit weniger Muth und Interesse fürs Ganze arbeite. Andere glaubten, ihn nun verächtlicher behandeln und drücken zu können. Doch bedauerten ihn auch einige Edle, Selbstdenkende, Männer, daß er ein Märtyrer des Guten geworden sey....

Also war er nun viel weiter zurück, als Anfangs, und besonders wegen seiner zerrütteten Gesundheit in einem bedaurungswürdigen Zustand. Ueberall alles wie verriegelt — nirgends nur Aus-

sicht,

sicht, die doch oft den Schlechten nicht verbauet ist. — Auf seine so dringenden Bitten und Vorstellungen wegen seiner geringen Besoldung, seiner Einbusse, seiner schwachen Gesundheit, und seiner zu versorgenden Kinder — — keine andere Antwort, als: daß man ihn ab — und dahin anweise, daß — er — ohne Kahn und Ruder, hofnungslos im stürmenden Meer herumschwimme, bis er endlich versinke — — O, das würde manchen auf immer, und gänzlich zu Boden gedrückt haben. Er aber erhob sich bald wieder über diese Centnerschwere Lasten. Und diß durch die bisherigen und folgenden Gründe, davon ich einige aus seinen Briefen anführen will.

„Der grosse Nutzen, schrieb er mir einmal, „den meine moralische Vollkommenheit durch „meine Leiden gewinnet, macht mir dieselben so „erträglich, daß ich ihre Last nur halb fühle, „und Gott öfters dafür danke, daß er mich da„durch frömmer, weiser, einsichtsvoller, brauch„barer, gemacht hat. Schon öfters habe ich „daher den edlen Herrn Fest in meinem Herzen „für die Mühe gesegnet, womit er die Vortheile „der Leiden so gründlich, als schön auseinander „gesezt hat. Wahrlich, mein Freund, morali-

„sche

„sche Vollkommenheit, das gröste Gut des Men-
„schen, erkauft man nie zu theuer. Und, wer
„sollte sich darüber betrüben, wenn er sie früher,
„als andere, sich zu erwerben Gelegenheit be-
„kommt? Wer sollte denen nicht vielmehr danken,
„die ihm dieselbe sobald verschaffen?“

In einem andern Schreiben heißt es:

„Vorzüglich tröstet mich, daß jeder unpar-
„theyische, einsichtsvolle, Mann hiesigen Orts
„mich unschuldig findet: und, daß ich mir selbst
„zwar mancher Fehler, aber doch derjenigen nicht
„bewußt bin, die man mir ungerechter Weise vor-
„wirft. Möchte ich nur auch so glücklich seyn,
„diß meinen höhern Vorgesezten darzuthun.
„Aber, durch das leidige Berichten werden diese
„oft so verblendet, daß sie schwer, oder gar nicht
„hinter die Wahrheit kommen. Möchte man da-
„her doch manche Berichte recht genau prüfen,
„und nicht eher einen Schluß fassen, bis man
„von der Wahrheit derselben vollkommen über-
„zeugt ist! Möchte man doch den andern Theil
„auch vor hören, ehe man über ihn abspricht!
„Auf diese Art möchte wohl manchen der Eifer
„fürs Gute, und gemeine Beste, bald vergehen,

„wenn

„wenn sie bemerken, daß man so schlecht dafür „belohnt wird.“

Wiederum schrieb er mir:

„Ein Schreiben von meiner guten Fürstin, „worin es unter andern heißt:“ „Sie könne mir „zum Trost sagen: daß auch die strengsten Ge„setze eine weise Ausnahme leiden“ — hat erqui„ckenden Balsam in meine Wunden gegossen. Sie „denkt also so weise, und gütig und menschenfreund„lich, wie Titus, dessen Grundmaxime es war, „niemanden ohne Hofnung von sich zu lassen: „und so groß wie Friedrich, der einen armen, „hintangesezten Candidaten für des Königs Vet„ter erklärte, und ihm dadurch schnell half. Ihre „edle Seele dringt vielleicht jezt schon durch den „Nebel der Berichte, und ahndet Unschuld, wo „von nichts, als Vorwürfen geredet wird ꝛc.“

Abermal sagt er:

„Die Erinnerung an meine bisherigen Schick„sale, und an die unerwarteten Hülfen der Vor„sehung, gerade wenn es am dunkelsten um „mich her war, und ich gar keinen Weg vor „mir sahe, macht meine Geduld, und Stand-

„haftig-

„haftigkeit, immer fester und unerschütterlicher.
„Als man im Jahr 1765. dem Kaiser Franz das
„erste mal Trauer läutete, war ich an einem stür-
„mischen Regentage gerade auf dem Rübenacker,
„und rupfte nebst meinem jüngern Bruder Rüben.
„Mir träumte damals nicht von der Möglichkeit,
„jemals studiren zu wollen, oder zu können: zu-
„malen mir auch damals, da andere ihre Lauf-
„bahn schon antraten, weder die Gesetze, noch
„die wohlthätigen Anstalten meines Vaterlands
„bekannt waren. Wer wird einem armen Way-
„sen, der weit von der Hauptstadt entfernt ist, die-
„ses sagen? Im Jahr 1775. bezog ich mit —
„50 Fl. die Universität, konnte nur im folgenden
„Jahr auf andere 50 Fl. rechnen — und kam
„doch ohne Schulden durch... Fünf Jahre
„nachher war ich am Rande des Grab's, und
„wurde wieder gesund. Oft war ich seither in
„Geldverlegenheit, und hatte allemal Hülfe, wenn
„die Noth am dringendsten war. Einmal war
„ich in Lebensgefahr, und gerade im entscheiden-
„den Augenblick kam mir jemand zu Hülfe. So
„soll mich denn auch weder das zu Ende gehende
„Vermögen meiner Gattinn, noch meine zerrüt-
„tete Gesundheit, ängstlich und kleinmüthig

„machen, weil eben die Vorsehung, die mir „bisher geholfen hat, noch für mich wacht, und „mir entweder eine bessere und minder beschwer„liche Stelle verschaffen, oder im Grab Ruhe „geben, und den Meinigen Gönner und Verfor„ger erwecken wird. In dieser Hofnung wurde „ich sehr oft gestärkt, wenn ich mit meiner Gat„tinn das Lied: Gott wills machen, daß die „Sachen gehen wie es heilsam ist ꝛc. oder: Got„tes Güte leitet mich und dich ans Grab ꝛc. „zum Clavier sang. O da floß sanfte, süsse, „Ruhe in mein Herz: und die erhabenen Gedan„ken, nebst den Silbertönen des Claviers brachten „meine Affecten in eine solche sanfte Harmonie, „die mich weit über meine Leiden, und über „meine widrige Lage erhob.“

Ein andermal versicherte er mich, daß er alle seine Leiden bey einem schönen Wasserfall ganz vergessen habe, und beschreibt dann denselben, sammt der herumliegenden Gegend, folgender massen: „zwischen zween hohen Bergen „liegt ein schönes Feld. Zur rechten Seite zieht „sich der eine Berg abwärts, und man erblickt an „demselben bald ein schüchternes Reh, bald einen „schnellen Hirsch, bald einen geschwinden Hasen,

„und

„und sieht zur Abendzeit die Sonne in grosser Ma-
„jestät sich gleichsam hinter demselben verbergen.
„Im Hintergrund desselben stand ehmals ein ein-
„sames Closter, wovon man noch jezt manche Ue-
„berbleibsel entdeckt, und die stille, angenehme,
„Lage, und artige Aussicht bewundert, die man
„besonders ehmals von demselben mag gehabt
„haben. Nicht weit davon zieht ein künstliches
„Wasserwerk, wodurch das Wasser über einen
„hohen Berg hinauf getrieben wird, die Auf-
„merksamkeit des Beobachters an sich. Das
„Wasser desselben versteinert alles, und hat sich
„selbst den Berg herab ein steinernes Bettchen ge-
„bildet, worinn der Ablauf davon mit muthwilli-
„gen Tänzen herabhüpft. In der Mitte liegt ein
„runder, einem Heuschober ähnlicher Berg, der
„dicht mit Bäumen besezt ist, die einander so gleich
„sind, als ob sie so wären beschnitten worden.
„Links ist ein dicker Wald, der sich einen gähen
„Berg hinauf bis an die Ruinen einer ehmals
„schönen Festung ziehet. Auf dieser saß unter
„andern einmal ein Wahrheitsfreund gefangen,
„der, um sich in Freiheit zu setzen, seine Betttücher
„entzwey schnitt, einen Strick daraus wand, und
„sich daran vom Felsen hinab lassen wollte. Aber,

„getäuscht durch das Mondslicht, wählte er ge-
„rade den steilsten Ort; der treulose Strick brach,
„und der gute Mann lag am folgenden Morgen
„da jämmerlich zerschmettert. Oben auf der Fe-
„stung hat man die herrlichste Aussicht in die
„grosse Schöpfung, ins Unendliche hin. Da wird
„die Seele mit grossen Gedanken erfüllet, über
„alles Irrdische, und über die Wolken erhaben.
„Da empfindet der Geist seine Grösse, und daß er
„von hoher Natur, und mit dem Himmel ver-
„wandt sey. Zwischen dieser, und dem runden
„Berg zieht sich ein enges Thal hin, das auf bee-
„den Seiten von zwey spiegelhellen Bächlein durch-
„strömt wird. Hie und da bilden sie einige,
„grosse, lateinische S, die einen sehr schönen An-
„blick gewähren. Man sieht jezt nichts, als drey
„hohe Berge, und je und je einen flüchtigen Hirsch:
„und findet in dieser Stille, die nur das sanfte
„Gemurmel der Bächlein unterbricht, die beste
„Gelegenheit, sich die Vortheile der Einsamkeit
„zu verschaffen. Die allgemeine Stille dieser Ge-
„gend theilt sich auch der Seele des Menschen
„mit, und erfüllt ihn mit einem so stillen und rei-
„nen Vergnügen, das ihn seinen ganzen äusserli-
„chen Zustand vergessen macht, und nur der Ge-

„gen-

„genwart genieſſen läßt. Das Blut nimmt einen „ſtillern und leiſern Gang, und alle Lebensgeiſter „wirken nach einem Gleichgewicht, das zwiſchen „Leidenſchaft und träger Unthätigkeit die Wage „hält; man befindet ſich in Abſicht auf Cörper „und Seele in jenem behaglichen Zuſtande, der „dem Menſchen nach ſeiner Natur am eigenthüm„lichſten zu ſeyn ſcheint. Dieſer ruhige und zu„friedene Zuſtand iſt das Bild, das die ſichtbare „Natur die ſo ruhig und heiter vor uns da liegt, „und deren Stille wir ſo auffallend und lebhaft „empfinden, in uns abdrückt. In dieſem Zu„ſtande erheben ſich unſere Gedanken gern und „ungezwungen von der Erde zum Himmel, und „unterhalten ſich mit Gott, dem Urheber und Er„halter der Natur. Wir ſcheinen gleichſam von „ſeiner Allmacht umgeben zu ſeyn; unſer Herz „eröfnet ſich zu ſtillen Seufzern, die, obgleich mit „ſtillen Zähren vermiſcht, nicht ohne innige, herz„liche Wonne ſind; es iſt ganz zur Andacht ge„ſtimmt; wir halten hier einen Gottesdienſt, der „deſto feyerlicher und wahrer iſt, da er hier in „dem freyen Anblicke der Werke geſchieht, durch „die ſich das Weſen aller Weſen geoffenbaret hat, „und durch Gedanken und Empfindungen began-

„gen wird, die nicht fremdes, sondern unser ei-
„genes Werk sind; da es Ausbrüche von Eindrü-
„cken sind, die die Gott offenbarende Natur auf
„unser Herz selbst gemacht hat.“ . . .

„Je näher man dem gerade vor dem Angesicht
„stehenden Berg kommt, desto stärker rauscht das
„Wasser, und desto grösser wird die Erwartung,
„weil man immer noch nicht sieht, wo es her-
„kommt? Jezt muß man den steilen Berg hinan,
„klimmen, und sich durch Gebüsche mühsam hin-
„durcharbeiten, biß man endlich einen 50 — 60
„Schuh hoch herabstürzenden, dreyfachen, präch-
„tigen, Wasserfall erblickt. Mitten am Felsen
„fällt das Wasser hie und da auf, und bildet
„Ohrgehänge von Perlen: dann sammelt es sich
„wieder, und fließt von da an in mehreren Milch-
„und Silberbächen noch 60 — 80 Schuh den
„Berg hinab ins Thal. Die Felsenwand ist
„schwarz, und gewährt einen finstern, ernsten,
„Anblick. Man wird vom Wasser besprengt,
„wenn man ihn recht sehen will: aber der nähere
„Anblick macht auch desto mehr Vergnügen.
„Links sprudelt ein kleinerer Wasserfall, oben wie
„Springbrunnen, und Brunnenröhren: weiter

„unten aber wie ein Staubregen. Rechts ist „noch ein anderer, und zwar nach meiner Empfin„dung der schönste. Eben quoll die majestätische „Sonne hinter dem Berg hervor, und durch das „Wasser hindurch, als ich ihn zum erstenmale sah. „Da erblickte ich nicht nur mehrere Regenbogen, „sondern auch viele tausend Perlen (denn jeder „Tropfen Wassers bildete eine Perle,) deren Cry„stall und Glanz mich innigst erfreute. Lang „stand ich wie entzückt da, sah den herrlichen „Staubregen, lauschte auf das Gemurmel des „hinabrollenden Wassers, und freuete mich über „diese schöne Naturscene.“ . .

„Nun war ich auch begierig, die Quelle des „Wassers zu entdecken: klimmte mit vieler Mühe „noch weiter hinauf: und kam dann auf eine „grüne Ebene, wo zwey Bäche (an denen gerade „einige Dächse sassen) aus einem, hinter der „Ebene sich wiederum erhebenden hohen Berg her„vorrauschen, und über die, einige 60 Schuh „breite Ebene hin — den Felsen hinab hüpfen. „Auch hier hat man eine sehr schöne Aussicht, „sieht auf einem erhabenen Berg den Ursprung, „Fall, und das Fortrollen des Wassers, das sich

BIBLIOTHEK D. STADT. MUSEUM SALZBURG

„in mehreren Krümmungen durch das ziemlich „lange Thal hindurchschlängelt, bis es sich end„lich aus den Augen verliert.“

„Währender Zeit, als ich mich mit Betrach„tung dieser prächtigen Naturscenen unterhielt, „hatte sich der Himmel mit schwarzen Gewitter„wolken überzogen, aus welchen schon in der Ferne „Blitze hervorleuchteten. Auch der Donner folgte „bald darauf, und ich gewann kaum noch Zeit, „mich durch den fürchterlich brausenden Wald her„ab, in eine am Fusse des Bergs stehende schlechte „Hütte zu retiriren. Jezt brach ein Gewitter aus, „dergleichen ich noch selten eins erlebt habe; denn „ich glaubte nicht anders, als — der schnell ent„standene Sturmwind werde die Bäume, Felsen, „und Berge selbst umreissen. Diese fürchterliche „Naturbegebenheit brachte mir auch mein übriges „Schicksal wieder ins Gedächtniß, und schien mei„ner Standhaftigkeit gleichsam zu spotten. Un„erachtet ich aber in dieser einsamen Gegend ganz „allein war, und jezt weder einen Menschen um „mich wußte, noch ein Thierchen sah oder hörte, „so fürchtete ich mich doch nicht. Denn die Ge„fahr erhöhte meinen Muth, und die Worte

„Da-

„Davids: Der Herr ist bey mir: Er ist meine „Zuversicht und Stärke: auch vielleicht das Ge„fühl der mich stärkenden Allmacht — machten „mich so unerschrocken, daß ich eine, mir gegen„über stehende, vielleicht hundertjährige, grosse „Eiche aufmerksam betrachten, und von ihr auf „eine ganz sinnliche Weise Standhaftigkeit „in meinen Widerwärtigkeiten lernen konnte. „Wie fest sie unter den schrecklichsten Stürmen, „unter dem drohendsten Ungewitter da steht!! „Aber sie ist tief gewurzelt, und hat vielleicht „viele tausend Stürme ausgestanden, bis — sie „zu einem so starken Baum, der Stürmen und „Winden trozt, aufgewachsen ist!“

„Noch unbeweglicher steht jener Fels, der „die Stürme und Winde gar zu verspotten scheint. „Und ich, dachte ich bey mir selbst, ich, ein Ge„schöpf, das von Gott, Verstand, und Freyheit, „Muth, Tugend, und Kraft, bekommen hat: dem „er selbst mit seiner Allmacht nahe ist: ich sollte „unter diesen, und ähnlichen Stürmen, zagen, „beben, kleinmüthig werden? Nein — sondern im „Vertrauen auf Ihn, den grossen und mäch„tigen Herrn, will ich vielmehr in allen Widerwär-

„tigkeiten fest stehen lernen, wie ein Fels, und
„mich selbst vom einstürzenden Weltbau eher
„decken, als schrecken lassen.“

„Drum zittr' ich nicht, wenn Gottes Donner schläget,
„Er, der ihn schuf, und seine Zügel träget,
„Der Herr des Donners, Gott, weiß mehr, als allzuwohl,
„Wo er nur drohn, und wo er treffen soll.
„Sein Ungewitter ist das Spielwerk seiner Rechte,
„Womit er nur die bösen Knechte,
„Die oft vergessen, daß er lebt,
„So überzeuget, daß man bebt. —
„Drum, meine Seele, zage nicht!
„Sey froh, und stolz, ihn donnernd gar zu lieben.
„Einst werd' auch ich hoch über Donnern gehen:
„Und Blitze mir durch Nächte leuchten sehen,
„Und meine Fußtritt' werden schwarze Wolken seyn.“

§. 19.

Großmüthiges Verhalten 6. bey Unrecht und Verfolgung.

Wenn Recht ist, was mit den Gesetzen der Natur, mit den unveränderlichen Einrichtungen und Verhältnissen der Dinge völlig, oder am meisten

sten übereinstimmt, und eben deßwegen mit dem göttlichen Willen übereinstimmend seyn muß. (S. Feder, vom menschlichen Willen, Thl. 3. 184.) so folgt: daß es recht ist, wenn ein Mensch seine eigne Wohlfarth sucht, wenn er sich so zufrieden und glückselig, und also so vollkommen zu machen sucht, als ihm möglich ist. Denn dazu treibt ihn seine Natur unabläßig an. Und es muß also Gottes Wille seyn. Wenn auch Gott, als das vollkommenste, allgütigste, Wesen die Vollkommenheit und Glückseligkeit des Ganzen will, so muß er ja die Glückseligkeit und Vollkommenheit eines jeden einzelnen Menschen auch wollen, so weit sie nach seiner Natur und seinen Verhältnissen möglich ist.

Aber Unrecht wäre es, wenn ein Mensch dabey gegen die Wohlfarth, Zufriedenheit, und Vollkommenheit anderer Menschen gleichgültig seyn, oder sie gar hindern wollte. Denn so müßte er den eben so natürlichen, obgleich nicht eben so starken Empfindungen und Antrieben des Mitleidens und Wohlwollens sich widersetzen: er müßte den allgemeinen Gesetzen seiner Vernunft, seinen Empfindungen von Wahrheit und Schicklichkeit entgegen handeln, und widerstreben: wenn

er

er bey Anerkennung derselben Natur, derselben Bedürfnisse und Triebe, wie er in sich selbst fühlt, und als Gründe seiner Pflichten und Rechte betrachtet, nicht eben dieselben Rechte und Pflichten auch bey andern Menschen anerkennen, und in seinem Verhalten darnach sich richten wollte. Er würde den Vorwurf eines inconsequenten, widersinnigen, und grundlosen Betragens sich selbst machen müssen. Denn, was dem einen Recht ist, das muß, bey gleichem Grunde, dem andern auch Recht seyn. So lehret der unbefangene, gemeine, Menschenverstand.

Da man aber so selten, oder gar nicht an diese Grundsätze denkt, sondern sich mehrentheils von den Leidenschaften regieren läßt, daher kommt es, daß so viel schreyendes Unrecht in der Welt geschieht: daß man die Rechte seiner Mitmenschen kränkt, oder sie ihnen gar entreißt: daß man mit Gesetzen spielt, wie mit Charten, und Willkühr und Interesse an ihre Stelle sezt: daß man daher einmal das aite, und ein andermal das neuere Gesez gelten läßt, oder erdichtet: daß man dem Recht gibt, der es erwinselt, und erkriecht, und den andern ungehört verdammt, der hiezu zu edel denkt: daß man es oft so einrichtet, daß dieser

nicht

nicht einmal weiß, wo und auf was er sich verantworten solle: daß man durch falsche Berichte den andern anschwärzt, und unglücklich macht: daß man einen kriechenden Dummkopf überall durchschlüpfen, und seine Tücke im Finstern treiben läßt: und dort einem rechtschaffenen Mann sogar seine Tugenden zu Fehlern macht: daß man seine guten Absichten hindert, seinen Credit ohne Grund schwächt, sein Gutes nicht sehen will, ihn nach Affecten und Willkühr beurtheilt, ihm die Gelegenheit, sich zu rechtfertigen abschneidet: daß man fremde Fehler ihm beymißt, Unmöglichkeiten von ihm verlangt, und ihm Dinge zumuthet, die kein braver Mann thun kann: daß man die Wahrheit nicht hören kann, und blinden Gehorsam verlangt: daß man nicht einem jeden gibt, was ihm gehört: daß man den Geringern nicht schüzt, sondern nur dem Höhern Recht gibt: daß man Gewissenhaftigkeit für unruhiges Wesen ausgibt: daß man den Menschen oft so gar um seiner Rechtschaffenheit willen drückt, und verfolgt? ꝛc.

Zweifelt ihr hieran, Leser, so merket auf die tägliche Erfahrung, und höret die Geschichte. Es gehört zu den alltäglichen Vorfällen in der Welt, sagt ein grosser Menschenkenner, daß der Stär-

kere den Schwächern, und Bosheit die Unschuld unterdrückt, und daß Habsucht und Raubgier plündern, wo sie können. Wir leben in einer Welt, wo man Ursache hat, den Menschen zu danken, wenn sie uns nur nichts Böses thun: das Gute, was sie uns thun sollten, muß man ihnen gern erlassen. Diß bestätiget auch die Geschichte aller Zeiten. Phocion und Socrates tranken den Giftbecher. Epaminondas und Scipio wurden auf den Tod angeklagt. Der ältere Cato mußte sich vierzigmal als Beklagter vertheidigen. Der von Utica, und Brutus nahmen sich selbst das Leben. Columbus wurde in Fesseln gelegt und seiner Rechte beraubt. Der König Stanislaus aus seinem Reiche vertrieben: Coligny ermordet. Zaupser ward ungehört verdammt, und ihm das Bücherschreiben verboten. Weishaupt ward bedeutet, die höchste Stelle unbehelligt zu lassen, d. h. wie ein bayrischer Patriot schreibt: der durch Intriguen gestürzte Mann sollte nicht zum Throne treten, und sagen dürfen: Herr, ich bin gedrückt: meine Unschuld erweiset sich aus diesen und jenen Umständen. Wenn dem Beklagten oder Verleumdeten alle Wege zur Vertheidigung abgeschnitten

sind,

sind, dann ist der Despotismus aufs höchste gestiegen. Riedel, der Verfasser der Theorie der schönen Künste, wurde verleumdet und abgesezt, ohne ihn weiter zu hören. Durch lange, unverdiente Leiden war seine Gesundheit so zerrüttet worden, daß er in die Hypochondrie, und zulezt in einen völligen Wahnsinn fiel....

Wie verhält sich nun der edle Mann bey so vielem und mannigfaltigem Unrecht? Nicht kriechend, niederträchtig, und kleinmüthig, wie gewöhnliche Seelen: sondern edelfrey, standhaft und großmüthig tritt er selbst seinen Verfolgern unters Angesicht, vertheidigt sich mit Anstand und Freymüthigkeit, und sucht das Unrecht klar darzustellen, und von sich abzuwenden. Die Verleumdungen widerlegt er ohne Bitterkeit, und sucht seine Ankläger zu beschämen, und die Widersprüche, und Ungereimtheiten ihrer Beschuldigungen zu zeigen. Uebrigens will er weder seine Richter durch einen jämmerlichen Anblick, und durch die Klagen und Thränen der Seinigen zum Mitleiden bewegen, noch sein Recht kriechend erbetteln, sondern lieber das schreyendste Unrecht leiden, lieber die gröste Verfolgung über sich ergehen lassen. Standhaft erträgt er daher

das,

das, durch edle Mittel nicht abzuwendende, Unrecht, und stärkt und ermannt sich dabey durch folgende Gründe:

1. Mit dem Gedanken, daß gerade die edelsten und besten Menschen am meisten verfolgt werden. Eben darum, weil sie sich vor andern durch Tugend und Rechtschaffenheit auszeichnen, kann man es ihnen nicht verzeihen, daß sie nicht sind, wie andere Menschenkinder: eben darum haben sie von der grössern Anzahl weder Nachsicht noch Gerechtigkeit zu erwarten: eben darum sind tausend Augen in keiner andern Absicht auf sie geheftet, als um Fehler an ihnen zu finden: eben darum stellt man ihre Handlungen in einem falschen Lichte dar, und sucht sie durch Gewalt und Uebermacht zu stürzen. Man hatte den Phocion fälschlich im Verdacht wegen Verrätherey des Pyräeischen Seehafens, und hauptsächlich darum, daß er sich gegen das Interesse des Volks im hohen Alter zu der Parthey des Adels gehalten hatte. Man klagte ihn also an, gab ihm aber keine Erlaubniß, zu seiner Vertheidigung vor Gericht zu reden, sammelte die Stimmen seiner Feinde und sprach das Verdammungsurtheil über ihn aus. (Welch schreyen-

des Unrecht — deßgleichen man auch noch heut zu Tage begehet!) Als nach geschlossener Versammlung die Verurtheilten ins Gefängniß abgeführt wurden, umarmten die andern ihre Freunde und Anverwandten, und giengen mit Heulen und Weinen ab. Phocion aber behielt eben die Miene bey, mit welcher er sonst aus der Versammlung gegangen war, wenn ihn das Volk zum Feldherrn erwählt, und nach Hause begleitet hatte, so, daß jedermann die Gleichgültigkeit, und Erhabenheit dieses Mannes bewundern mußte. Seine Feinde liefen neben ihm her, und schimpften auf ihn; einer von ihnen spie ihm so gar ins Gesicht, wobey Phocion nur die Archonten angesehen, und gesagt haben soll: wird niemand diesem Unverschämten Einhalt thun? Emphyletus, der vordem sein vertrauter Freund gewesen war, begegnete ihm, als er ins Gefängniß, worinn er den Giftbecher trinken mußte, geführt wurde, und sagte zu ihm mit Thränen in den Augen: Ach, Phocion, wie wenig verdienst Du dieses Leiden! Worauf Phocion versezte: „wahr ist es, aber ich sah es vorher: haben doch die meisten grossen Athenienser ein solches Ende genommen.“

Dieser Gedanke hat gewiß sehr viel stärkendes und erhebendes. Man fühlt eine gewisse Freude, andern edlen Männern ähnlich zu werden: beruhigt sich mit ihrem Beyspiel, und stählt denn seine Seele gegen alle Anfälle der Ungeduld und Zaghaftigkeit. Schlechte Seelen, die sich schmiegen, und bücken, und kriechen, und das was ihnen nicht gehört, erbetteln, beneidet man nicht einmal, sondern will ihnen unähnlich seyn, und lieber mit Socrates, und Phocion, und Aristides, ungerecht leiden, als mit ihnen durchschlüpfen. Denn, unschuldig leiden schmeichelt grossen Seelen, wie Herr Schiller in seinem Don Carlos so wahr als schön sagt.

2. Der Verfolger macht uns vollkommener, und wird dadurch wider seinen Willen unser grosser Wohlthäter. Wir trauen unserer Schwachheit zu viel zu, sagt der seelige Jerusalem, wenn wir uns, auch ohne Widerwärtigkeiten, — ohne Feinde und Verfolger, — eben die Mässigung, die Vorsicht, die Bescheidenheit, und Sanftmuth zutrauen. Wo findet man die gröste Klugheit, wo die gröste Standhaftigkeit, wo findet man die edelsten Gesinnungen von Großmuth, wo, das zärtlichste Gefühl von Freundschaft,

schaft, Mitleiden, und Menschenliebe? Unter den verzärtelten, selbstischen, Lieblingen des Glücks gewiß am wenigsten. Die wahre Grösse und Würde der Seele gibt das Creuz. Diesem hatte ohne Zweifel der Graf Strafford, einer der grösten Männer, die jemals in England gelebt, seine Standhaftigkeit, Heiterkeit, und Gelassenheit vor Gericht, und im Tode zu danken. Vier Monathe lang war schon an seiner Anklage gearbeitet worden, und dennoch fehlte ihr noch Wahrheit und Beweiß. Er war nicht allein frey von dem Verbrechen des Hochverraths, dessen er beschuldiget ward, sondern hatte auch allezeit ein würdiges Verfahren beobachtet. Und auf seine Rechtschaffenheit und Tugend gründete er seinen gesezten Sinn. Man konnte ihn keines Raths, keiner Handlung wider die Geseze des Staats überführen: einige gebieterische Ausdrücke, die ihm unglücklicher Weise entfallen waren, machten vielleicht sein ganzes Verbrechen aus. Er suchte das Mitleiden nicht anders, als auf eine anständige und gerechte Weise zu erregen, und, indem er auf seine mutterlosen Kinder wies, denen er auch entrissen werden sollte, und deren Unglück er beweinte, so behielt er eine so edle Miene, die

selbst die über seine Wangen herabfallenden Thränen verschönerte. Er dankte Gott im Angesichte seiner Richter, daß er ihn vor der Eitelkeit der zeitlichen Dinge bewahret hätte, und bezeugte, daß er sich ihrem Urtheile mit aller Ruhe unterwerfe. Es war ihm zwar schmerzhaft, daß der König, sein Freund, durch die Unruhen des Volks genöthiget, sein Todesurtheil bestätiget hatte: aber erhaben über sein Schicksal gieng er mit einer unerschrockenen Seele, und mit dem gröſten Anstande zu dem Blutgerüste hin. Ob er gleich durch die Macht der Ungerechtigkeit umkam, so fehlte ihm doch der Trost, daß er von dem Mitleiden der Zuschauer wäre begleitet worden. Allein seine grosse Seele fand in sich selbst Mittel genug, den Triumph seiner Feinde, und sein Unglück zu ertragen: und seine lezte Rede, worinn er sich vergaß, und nur den Zustand des Staats beklagte, war voll Edelmuth und Unerschrockenheit. Welches Herz pflegt nicht bey der Herannäherung des lezten fürchterlichen Augenblicks zu zittern? Wie leicht und wie verzeihlich wird nicht die menschliche Natur bey der gewaltsamen Hinrichtung von der Empfindung des Schreckens bemächtiget. „Ich danke Gott, sprach aber dieser grosse Mann, als er

sich

sich auskleidete, den tödlichen Streich zu empfangen,) daß ich mich nicht vor dem Tode scheue, und daß mich kein Schrecken ergriffen hat, sondern daß ich jezt mein Haupt eben so willig niederlege, als ich sonst gethan habe, wenn ich zur Ruhe gieng.“

Besonders lehrt uns das Unrecht in vielen Stücken richtiger urtheilen, als unsere Bedrücker und Verfolger. Wie oft giebt man dem Recht, der am meisten winselt, und heult, und wehklagt: und verdammt den andern ungehört, der sich solcher Niederträchtigkeiten schämt? Wie oft hält man den für einen guten, braven, Mann, der sich recht schmiegt, und bückt, und kriecht, und glaubt seine Tücke, und Arglist, und — Eitelkeit nicht einmal! Wie oft hält man Gewissenhaftigkeit für unruhiges Wesen, Sprache der Unschuld für Trotz und Ungehorsam! Wie oft urtheilt man nach dem äussern Schein, nach Willkühr, nach Leidenschaften, und also einseitig, unbillig und falsch! Wenn wir betrübt sind, und unsere Betrübniß nur etwas verbergen, hält man uns oft für munter und vergnügt: wenn wir zufrieden sind, und nur nicht immer lachen, hält man uns für mißvergnügt. Wenn wir das

Unsrige redlich thun, hält man uns oft für saumselig, und den, der wenig thut, aber viel Wind macht, für fleissig. Wie mancher bekommt daher viele Jahre hindurch gute Zeugnisse, da er doch nicht eines verdient: und wie mancher bekommt gleichgültige, oder schlimme, da er doch, wenn man ihn nur unpartheyisch kennen lernen wollte, lauter gute verdiente. Selten denken dann Vorgesezte, wie der grosse Luther, der wenn er auf seinen Visitationen von den Bauern hören mußte: sie seyen nicht mit ihrem Pfarrer zufrieden, er sey so strenge ꝛc. den oft sehr richtigen Schluß machte: das muß ein braver gewissenhafter Mann seyn! — Und, wenn er hingegen hörte: der Pfarrer sey ein guter, braver, Mann, sich verlauten ließ: es müsse ein schwacher, schläfriger Mann, seyn; und es öfters auch in der That so fand. Selten, sage ich, denkt und handelt man so: läßt es oft beym unrichtigen Bericht bewenden, und häuft so Unrecht auf Unrecht, und Verantwortung auf Verantwortung. Wenn wir nun alles dieses sehen, und selbst erfahren, so wissen wir nicht nur gewiß, daß jene falsch urtheilen, sondern lernen auch von ihnen, diese Fehler zu vermeiden, und in allen unsern Urtheilen, be-

sonders wenn sie das Glück oder Unglück der Menschen betreffen, sorgfältiger, vorsichtiger, und gewissenhafter, als jene, zu werden, und uns weder vom äußern Schein, noch von einem einseitigen Bericht, noch von unsern erregten Leidenschaften zu falschen Urtheilen hinreissen zu lassen.

3. Ein anderer sehr tröstender Gedanke beym Unrecht, und Verfolgung ist der: daß der Verfolger nur so weit gehen darf, als Gott will, daß er gehen soll: und, wenn diß ist, so darf er nie zu weit gehen. Unzählig viel Böses wird so von Gott eingeschränkt, und verhütet, das wir oft gar nicht erfahren. Manchem rechtschaffenen Manne wird das Aergste gedroht: aber Gott spricht durch einen kleinen Umstand: biß hieher, und nicht weiter! Vor Rousseaus Bette fiel einmal ein Stein nieder, der ihn vermuthlich treffen sollte. Ludwig XIV. wollte mit seinen Flotten in den Texel einlaufen, und die Handlung der ganzen Welt an sich ziehen. Weder Holland, noch Oesterreich konnte ihm damals widerstehen. Aber eine Stunde entschied alles. Die Ebbe blieb zwölf Stunden, und die Fluth kam nicht. Indessen sezten sich die Holländer in Verfassung, und die französischen Flotten

mußten den Rückweg suchen. Dort machen vierzig Juden einen Bund wieder das Leben des Apostels, und glauben gar nicht, daß ihr Anschlag mißlingen könne; sie sprechen ganz laut davon, und eben durch diese Unbesonnenheit hintertreibt die Vorsehung den Mord eines so wichtigen Mannes, als Paulus war. Apostel-Gesch. 23, 12 — 24. Ein junger Mensch, aber gerade der Verwandte des Apostels, also der, der unter den vielen jungen Leuten, die dort herumliefen, es am meisten hören mußte, hört das, vielleicht nur mit dem halben Ohr, und das Geheimniß der Bosheit ist verrathen. So werden noch viel tausend Anschläge des Lasters empfangen, und gebohren, und reifen, oft bis auf den Augenblick, wo sie ausbrechen sollen, aber zehntausend sterben als Embryonen, oder bald nach ihrer Geburt, oder in dem Augenblicke des Ausbruchs. Die Bosheit bereitete andern ein Unglück: der Plan war gemacht: aber ein Umstand, den niemand sahe, eine Begebenheit trat dazwischen, welche dem Laster einen Strich durch seine Rechnung machte, und den Rath der Bosheit in der Geburt hemmte, oder der Ausführung in den Weg trat. Eben das, was Menschen nicht wirken konnten, weil

sie

sie es nicht sahen, war eine Wirkung der Vorsehung, die irgend etwas in dem Lauffe der Begebenheiten so gestellt hatte, daß jene Rathschläge vereitelt wurden. Auch die Grösten und Mächtigsten der Erde können nicht alles Böse thun, was sie thun wollen. Wer erinnert sich nicht jener so genannten unüberwindlichen Flotte Philipps des zweyten, Königs in Spanien, die Englands Untergang geschworen hatte, und welcher auch menschlichem Ansehen nach erfolgen mußte. Aber Wind und Wellen zerstreueten und zerscheiterten sie, ehe sie ein Wort von ihrer Drohung ausführen konnte. Wer erinnert sich nicht jenes Krieges, wo mehrere Mächte verbunden waren, einen kleinern Staat zu unterdrücken, und von dessen Fürsten sein Dichter sang:

Da wider ihn mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und er sich mit entschloßner Seele zweyen Welten
Allein entgegen warf.

Wie mancherley Umstände traten zulezt zusammen, den ganzen Plan, der seit Jahren entworfen war, zu vereiteln, daß ihm von seinen Staaten nicht ein Dorf entrissen wurde.

Da nun dem Feind und Verfolger von einer höhern Macht solche Schranken gesezt sind, die er nicht überschreiten darf, so lasset uns nie ganz kleinmüthig werden, sondern vielmehr mit entschlossener Standhaftigkeit den Zeitpunkt erwarten, wo unserm Verfolger das: Bis hieher, und nicht weiter! von einer höhern Macht zugerufen wird! Und, er wird gewiß erscheinen, dieser erwünschte Zeitpunct, wie er schon bey so vielen unserer Mitbrüder erschienen ist, wenn nur wir Vertrauen genug zu Gott haben, und ihn mit unbeweglicher Gelassenheit und Rechtschaffenheit erwarten. Denn, ewig hat noch nichts in der Welt gewähret: und, ewig kann und wird auch ferner nichts währen!

4. Ein anderer, sehr kräftiger Trost, beym Unrecht ist unser gutes Gewissen. O, wenn uns dieses das Zeugniß giebt: daß wir das Gute, nach bester Erkenntniß, ernstlich gewollt, und nach Vermögen gethan haben: wenn uns dieses bey falschen Beurtheilungen, boshaften Verleumdungen und Anschwärzungen, lossspricht: wenn uns dieses bey ungerechten Verurtheilungen unschuldig erklärt: wenn wir mit Hiob (Cap. 16, 19) sagen können: mein Zeuge ist im Himmel, und der

mich

mich kennet, ist in der Höhe: dann fühlen wir uns bey dem grössesten Unrecht ruhig, und zufrieden: dann erhebt uns die herzlichste Zufriedenheit mit uns selbst hoch über die, uns verfolgende, Welt: dann freuen wir uns mit entzückender Freude auf das Urtheil dessen der recht richtet, und ohne Ansehen der Person einem jeden giebt nach seinen Werken. O wie oft habe ich diese Zufriedenheit schon empfunden, wenn man mich nur nach dem äussern Schein und einseitig beurtheilte: wenn man meine Handlungen aufs lebhafteste verdrehete, und die unrichtigsten und gehässigsten Consequenzen daraus herleitete: wenn man mich endlich ungehört und ungerecht verdammete! Und, wahrlich, diese Zufriedenheit mit sich selbst ist die stärkste Stütze der Standhaftigkeit beym schreyendsten Unrecht, und bey der grösten Verfolgung. Mit dieser stärkte, ermannte, und ermunterte sich auch Raleigh, jener englische Seecapitän bey den falschesten Anklagen, und bey der ungerechtesten Verurtheilung. Dieser edle Mann wurde von seinen Feinden mancher Verbrechen beschuldigt, weswegen er zum Tode verdammt wurde. Aber dißmal siegte seine Unschuld so weit, daß grosse Rechtsgelehrte frey behaupte-

haupteten, die Untersuchung wider ihn sey durchgängig unregelmässig, und die Beschuldigungen wider ihn wären auf keine mit den Gesetzen übereinstimmende Art erwiesen worden. Darum wurde auch das Todesurtheil nicht an ihm vollzogen: aber er mußte über zwölf Jahr im Tower gefangen sitzen. Nach seiner Befreyung aus dieser Gefangenschaft, die er sich durch Studiren erträglich machte, und in welcher er eine Allgemeine Weltgeschichte schrieb, empfieng er neue Gnadenzeichen des Hofes. Mit patriottischem Eifer suchte er seinen alten Plan wegen der Besiznehmung und Anbaunng des Landes Guiana auszuführen. Bey dieser Ausführung aber begegneten ihm manche unglückliche Zufälle, ob er gleich alles that, was ein ehrlicher, kluger, und tapferer Befehlshaber thun kann. Dieses zog ihm die Ungnade des Königs Jacob zu. Seine Feinde, besonders der spanische Hof, ruheten nun auch nicht. Sein Tod wurde jezt schlechterdings beschlossen, aber es war nicht leicht, hinlängliche Ursachen zu seiner Hinrichtung anzugeben. Sein Verhalten bey seiner lezten Unternehmung konnte, wenn man Gesezmässig verfahren wollte, kein Todesurtheil nach sich ziehen.

Aber,

Aber, man suchte andre nichtige Ursachen dazu hervor, wodurch sich der Hof mit Recht dem Abscheu aller nachfolgenden Zeitalter, und der grösten Verantwortung vor Gott, ausgesezt hat. Mit dem getrosten Muth, und der Standhaftigkeit eines Verurtheilten, der ein gutes Gewissen hat, berief er sich vor seinen partheyischen Richtern auf seine Unschuld. „Ich rufe Gott zum Zeugen an," sagte er, „daß ich dem Könige nie untreu gewesen bin! Dieses will ich noch da erweisen, wo ich das Angesicht keines Königes der Erde mehr zu fürchten haben werde." Eben so ruhig sahe man ihn am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages. Als er zum Richtplatze geführt wurde, grüßte er jeden mit der freudigsten Miene. Er hielt zulezt noch eine Rede, die seine Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, das Bewußtseyn seiner Unschuld und Redlichkeit bey allen Beschuldigungen seiner Feinde, und seine Versöhnlichkeit gegen dieselben, auf eine hervorleuchtende, freymüthige Art in der rührenden, vollen Sprache des Herzens anzeigte. Nur einige Stellen daraus. „Was habe ich jezt noch mit Königen zu thun? Ich habe nichts mit ihnen zu thun, und ich darf sie

nicht

nicht fürchten. Nur mit Gott habe ich jezt zu thun, vor dessen Gegenwart ich stehe. Es wäre also vergebens, eine Unwahrheit zu reden, wenn sie mir auch die Gnade des Königes gewinnen könnte. Ich vergebe meinem Ankläger, und dem Sir Ludwig Stewkely von ganzem Herzen: aber daß sie Meineidige sind, bin ich aus Christlicher Liebe verbunden zu sagen, damit sich alle Menschen vor ihnen hüten können." Bey den Anstalten zu seiner Hinrichtung bewieß er sich, wie er bey seinem guten Gewissen thun konnte, frey und gleichmüthig: ersuchte aber auch die Umstehenden, Gott zu bitten, daß er ihm Kräfte verleihen möchte. Als man ihn fragte: wie er sich auf den Block legen wollte? antwortete er: Wenn nur das Herz aufrecht bleibt, so mag der Kopf liegen, wie er will. Und so empfieng er ohne die geringste Zückung oder Bewegung den tödlichen Streich.

5. Endlich kann die zuversichtliche Hofnung: daß unsere Unschuld noch einmal hier, oder — doch gewiß dort an den Tag kommen werde — unsere Standhaftigkeit nicht nur sehr stärken, sondern auch erhöhen.

Die

Die Vorsehung hat tausend Wege, diß zu bewerkstelligen: besonders aber ist der unpartheyische, und edlere Theil der Menschen das gesegnete Werkzeug hiezu. Ist so z. E. Columbus Unschuld nicht aufs deutlichste ans Licht gebracht worden? Haben nicht Robertson und Campe aufs einleuchtendste bewiesen, wie Unrecht man ihm that, daß man jedem tückischen Verleumder Glauben beimaß? Haben sie nicht aufs rührendste dargethan, wie ungerecht ihn Aguado, der nach Hispaniola abgeschickte, und ihm abgeneigte, Commissar, richtete: wie schändlich Bovadilla mit ihm verfuhr, daß er allen falschen Anklagen Gehör gab, ihn ungehört verdammte, in Ketten legen, und zur Hinrichtung nach Spanien abführen ließ: wie unbillig ihm der König Ferdinand die zugesicherte Statthalterschaft versagte: und wie man ihm nicht einmal am Ende seines so Ruhm- als Mühvollen Lebens Gerechtigkeit widerfahren ließ? Haben sie nicht alle diese Personen aufs nachdrücklichste gebrandmarkt, und der Nachwelt zum Abscheu dargestellt? Und welche Verantwortung mögen sie sich vor Gott, dem allwissenden, und gerechten Richter, deßwegen zugezogen haben! Schaudere zurück, Ungerechter,

wenn

wenn du anders noch einen Gott, und eine Ewigkeit glaubst, denn auch deine Ungerechtigkeit, so heimlich und fein sie sey, wird einmal hier, oder doch gewiß dort an den Tag kommen, und dir Schande, Schmach, und Strafe zuziehen.

Ist nicht eben so die Unschuld des Socrates, Phocion, Straffords, Raleighs, Sidney's, Morus, Bernstorfs, Calas, und noch vieler andern, durch unpartheyische Männer ans Licht gebracht worden? Und eben so muß und wird auch unsere Unschuld offenbar werden. Diß dürfen wir um so sicherer hoffen, da es noch immer rechtschaffene, edle, Männer giebt, die sich ein Geschäft daraus machen, es zu thun, und da selbst ein würdiger Canzelredner, der Herr Consistorial-Rath Sintenis, (S. des Freyherrn von Mosers Patriotisches Archiv. Thl. 9. pag. 555.) also zur Vertheidigung der Unschuld ermahnt: „Wenn der Unschuldige auch längst ausgelitten hat, wenn er so gar schon tod ist, und wir werden nach Jahren oft durch unerwartete Entdeckungen in den Stand gesezt, darzuthun, daß er ein Unschuldiger gewesen sey, so lasset uns seinem Schatten noch Gerechtigkeit verschaffen. Da er uns jezt auf der Stelle nicht dafür

für danken kann, so handeln wir dadurch desto uneigennütziger und schöner. Vielleicht daß er in der Stunde, da wir es thun, schon Kenntniß davon empfängt, und uns unaussprechlich dafür liebt. Aber gewiß, gewiß wird er uns einst in der Heimat der Geister dafür segnen, daß wir sein Andenken auf Erden wieder von der Schande befreyten, womit Unvorsichtigkeit, oder gar Bosheit seiner Untersucher, Richter, Verleumder und Verfolger es befleckte. Die Geschichte nennet die Nahmen der Edlen, welche verdammten Rechtschaffenen im Tode noch, und wohl gar nach Jahrhunderten noch Ehrenrettung schaffen, mit einer Hochachtung, der nichts gleicht. Ist es uns nun um wahrhaftig erhabenen Ruhm zu thun, so öffnet sich uns hier ein Feld, auf dem die Erndte noch groß ist. Der Jugend reichen wir dadurch auch eine ganz ausserordentliche Stärkung, wenn sie sieht, daß die Sache der Unschuld, die hier verborgen war, es währe übrigens auch noch so lange, als es wolle, auch hier schon endlich dennoch ans Licht kommen müsse."

Wir wollen also, meine verfolgten Mitbrüder, auch beym schreyendsten Unrecht uns nie als Leute zeigen, die weggeworfenen Muths sind. Thrä-

nen und Seufzer wollen wir uns nicht verwehren: aber sie sollen keineswegs immer das erste und lezte seyn, wozu wir unsere Zuflucht nehmen. Wir wollen als Leidende die Schwachheit unserer Natur fühlen, ohne uns dadurch so weit hinzugeben, daß wir uns vor Menschen, die eben diesen Schwachheiten täglich unterworfen sind, wie vor Gott, demüthigen. Auch das schrecklichste Elend, und die ungerechteste Verdammung, soll uns nicht niederträchtig machen können. Unsere Standhaftigkeit zeuge von unserer Schuldlosigkeit. Keine Betäubung raube uns die äusserlichen Zeugnisse der Redlichkeit, welche Gott und die Natur der Unschuld verliehen haben, und an denen sie der Menschenkenner bald entdeckt. Unsere Stirn sey heiter, und unbewölkt, und unser Auge schaue edelfrey und ruhig in die Höhe, und auf jeden, der uns anredet, weil eine Seele aus ihm blickt, die sich keinen Vorwurf machen darf. Unsere Wangen erröthen nicht, wenn von unsern Leiden gesprochen wird, auch erblassen sie nicht. Unsere Zunge stammle nicht, wenn sie unser Elend klagt. Der Ton, in dem wir uns dabey hören lassen, sey weder zu rauh, noch zu ächzend. Männlichkeit gebe unserer Traurigkeit einen ehrwürdigen

digen Ueberstrich, und jeder, den wir um Hülfe ansprechen, mache die sichere Bemerkung an uns, daß wir auch darauf gefaßt sind, es großmüthig zu ertragen, wenn er uns den gesuchten Beystand abschlägt, oder gar, statt des mit Recht von ihm erwarteten Mitleidens uns mit Verachtung, und Härte behandelt. Immer drücke sich in allen Anstalten, die wir für die Erleichterung unserer Leiden treffen, die Hofnung aus, daß sie einen guten Ausgang nehmen, und daß die Vorsehung einmal gewiß sich zu unserer Rettung aufmachen werde. Ja, wenn unsere Leiden diß Leben überdauerten, so müsse jeder von uns sich der Welt als einen neuen Beweis für die Gewißheit eines noch zukünftigen aufstellen. . . .

§. 20.

Großmüthiges Verhalten

7. beym Verlust der Ehegatten: Eltern: Kinder: Angehörigen.

Es gehört mehr als gewöhnliche Weisheit und Standhaftigkeit dazu, den Tod seiner Eltern, Kinder, Ehegatten, besonders anfänglich, anständig und gelassen zu ertragen. Nur wenige

können es, weil die meisten vorher so selten, oder gar nicht über die Zufälle, denen das menschliche Leben ausgesezt ist, ernstlich nachgedacht haben. Und doch hat man diese Standhaftigkeit so oft und so sehr nöthig. Denn, wem sterben nicht manchmal unvermuthet und in der schönsten Blüthe der Jahre, einzige Kinder, getreue Ehegatten, zärtliche Eltern, die die Freude, Stütze, und der Trost unsers oft so mühseligen Lebens sind. Und, wenn sie auch ein höheres Alter, ja das Ziel menschlicher Jahre erreichen, so ist doch nichts gewisser, als daß wir durch den Tod einmal von ihnen, oder sie von uns werden getrennet werden.

Lasset uns also, meine Leser, die Gründe, womit sich weise Leidende in dergleichen Trauerfällen zur großmüthigen Gelassenheit ermuntern, uns jezt schon vorhalten, damit wir uns derselben wenn wir sie nöthig haben, gleich bedienen, und uns dann anständiger, und gelassener, als gewöhnliche Menschen verhalten können!

Zwar fordert die Weisheit keine kalte Unempfindlichkeit, und leichtsinnige Gleichgültigkeit von uns: sondern sie erlaubt uns stille Seufzer, und wehmüthige Thränen: aber, sie läßt uns

nicht trostlos jammern, unanständig weinen, verzweiflungsvoll klagen: sie erhält unsere Gegenwart des Geistes, unsere Geduld, und Gelassenheit mitten unter der Trauer aufrecht, und führt uns dadurch zu dem anständigen und großmüthigen Verhalten, das wir an den Weisen aller Zeiten so sehr rühmen, und bewundern.

Die Gründe, worauf sich der grosse Geist beym Verlust seiner Geliebten vorzüglich stützet, und dadurch seine Trauer mässiget, lindert, und stillet, sind folgende:

1. Wir können nicht ewig bey unsern Geliebten auf dieser Welt seyn, sondern müssen uns einmal gewiß von ihnen trennen. Da hilft kein Klagen, kein Seufzen, keine Thränen! Einmal gewiß, vielleicht diesen Monat, dieses Jahr schon, muß sich der Vater von seinen Kindern, der Ehegatte vom Ehegatten, der Freund von seinem Freunde trennen. Denn

2. Wir, und unsere Geliebten sind sterblich. Hieran erinnert uns der morsche Bau unsers Körpers, die mancherlei Krankheiten und Zufälle dieses Lebens, und die tägliche Erfahrung so nach-

drücklich, daß es fast unbegreiflich ist, warum manche Menschen so leben, als ob sie diese Wahrheit gar nicht glaubten. Ohne Zweifel kommt es aber daher, weil sie sie nicht auf sich anwenden, sondern ihren eigenen, und der Ihrigen Tod noch auf Jahrhunderte hinaussetzen, da sie doch alle Augenblicke diesem unerbittlichen Würger in die Hände fallen können.

Wenn daher der gewöhnliche Mensch kaum einen Augenblick vor dem Grabe erschrickt, so beschäftigt sich die grosse Seele öfters mit dem Gedanken, daß ihr Aufenthalt hier nicht ewig daure, und daß ihre Geliebten sterblich seyn, und vielleicht bald eine Beute des blassen Todes werden können. Wie sollte sie also jammern und wehklagen, wenn das, was sie sich schon so oft vorgestellt hat, nun wirklich eintritt? Gelassen nimmt sie es vielmehr an, wie Anaxagoras, der, da ihm der Tod seines geliebten Sohns verkündigt wurde, als ein Weiser antwortete: ich wußte wohl, daß ich einen Sterblichen gezeugt habe, — und so seinen Zuhörern, denen er eben die Ursachen der natürlichen Dinge erklärte, zugleich das schönste Beyspiel der Gelassenheit gab.

Mit diesem Gedanken richtet sich auch der Weise auf, dem der Tod seine Gattinn frühzeitig entrissen hat. „Meine Gattinn, spricht er zu sich selbst, war sterblich gebohren, und ich habe sie auf den Fuß geheurathet. Ihr Tod, den ich hatte vorhersehen können, und den ich wirklich vorhergesehen habe, ist erfolget. Was ist hierinn, das meine Klagen rechtfertigen könnte? Gott hatte sie mir auf eine Zeit geliehen, ohne diese Zeit zu bestimmen. Die Zeit ist verflossen; was für Unrecht thut er mir, indem er sie wieder zu sich nimmt. Zwar hatte ich nicht vermuthet, sie so bald zu verlieren. Warum aber nicht? Da Er mir nicht versprochen hatte, daß ich sie lange besitzen solle. Habe ich deßwegen Ursache, über ihn zu klagen, daß ich mir ohne Grund mit einer Sache schmeichelte? Es war eben so warscheinlich, daß meine Gattinn vor mir sterben, als daß sie mich überleben würde, und ich sollte es ausserordentlich finden, daß sie die erste ist? Hätte mich der Tod zuerst abgefordert, würde ich nicht alsdenn auch einen Vorwand zu klagen gefunden haben? Würde mir nicht ihr Schmerz über meinen Tod empfindlich gewesen seyn? Eins war aber doch nothwendig, entweder mußte ich vor ihr,

oder sie vor mir sterben. Oder wollte ich wohl verlangen, daß wir beyde in einem Augenblick gestorben wären? Und, wenn ich es auch wünschte, hätte ich deßwegen ein Recht, es zu fordern?“

3. Eben so unbeständig und vergänglich ist alles in der Welt. In dem ganzen Umkreise der Natur ist nichts zu finden, das nicht einer unaufhörlichen Abwechslung und Veränderung seines Wesens und Zustandes unterworfen wäre. Alles ist ein Spiel der Unbeständigkeit, und Vergänglichkeit. Nichts besitzt eine solche Dauerhaftigkeit, daß es sich immer gleich bliebe. Städte verbrennen, versinken ins Meer, werden zerstört und verwüstet. Rom, Athen, Palmyra, Babylon, Jerusalem, Lissabon, Messina, Gera, Göppingen, und viele andere, sind theils durchs Feuer, theils durch Erdbeben, und theils durch die Feinde, in Aschen- und Steinhaufen verwandelt worden. Grosse Königreiche, wie Aegypten, Assyrien, Persien, sind aufgehoben, und zertrümmert, und man findet ihre Nahmen nur noch in der Geschichte. Selbst am Himmel haben aufmerksame Beobachter einige Gestirne verschwinden gesehen. Und auch die Sonne hat ihre Flecken, die veränderlich sind, und dadurch beweisen, daß sie nicht

immer

immer in einerley Zustand verbleibe. Die Himmel veralten wie ein Gewand. Und selbst dieser Weltbau wird, nach dem Zeugniß der Schrift, einmal zusammenstürzen. — Und wir schwache, und baufällige, Menschen wollten allein von diesem unabänderlichen Gesez der Natur ausgenommen seyn? Wollten allein ewig dauern, und die Vergänglichkeit nicht erfahren?? Mit diesem Gedanken suchte auch Servius den Cicero wegen dem Verlust seiner einzigen Tochter zu trösten, und versichert, daß er selbst dadurch sehr aufgerichtet worden sey. „Ich will Ihnen sagen, schreibt er im 4ten Buch, im 5ten Brief, an den Cicero: was mir einen nicht geringen Trost eingeflößt hat, vielleicht möchte es Ihren Schmerz auch zu lindern vermögend seyn. Als ich bey meiner Rückkunft aus Asien von Aegina nach Megara hinschiffte, fieng ich an, die daherum liegenden Gegenden zu betrachten. Hinter mir war Aegina, vor mir Megara: zur Rechten der Pyräeus, zur Linken Corinth. Alle diese Städte waren einstmals sehr blühend, jezt liegen sie zerstört in ihren Ruinen vor unsern Augen. Hier stieg der Gedanke bey mir auf: Wir arme Menschen werden voll Unmuths, wenn einer von uns

stirbt, oder umkommt, da wir doch nur ein kurzes Leben haben können: und hier liegen auf einmal so viel hingeworfene Leichname von Städten? Solltest du, Servius, dich denn nicht fassen wollen, und, daß du ein Mensch gebohren bist, denken? Glauben Sie mir, durch diesen Gedanken bin ich nicht wenig gestärkt worden. Stellen Sie sich also, wenn es Ihnen beliebt, diß gleichfalls vor Augen!"

4. Unsere Geliebten waren nicht unser Eigenthum: sie waren nur Pfänder, die uns auf eine gewisse Zeit geliehen waren. Es ist also billig, daß wir sie wieder willig zurückgeben, wenn der Eigenthumsherr sie uns abfordert. „Sage einmal von keiner Sache, schreibt der gute Epictet, ich habe sie verlohren, sondern ich habe sie zurückgegeben. Ist dir dein Söhnchen gestorben. Du hast es zurückgegeben. Ist dir deine Frau gestorben? Du hast sie zurückgegeben." Mit dieser Vorstellung ließ sich Rabbi Meir beym Verlust seiner beyden Söhne beruhigen. Während er am Sabbat in der Lehrschule saß, und das Volk unterwies, starben sie. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette, und breitete ein weisses Gewand

wand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. „Wo sind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Seegen gebe?“ „Sie sind in die Lehrschule gegangen,“ war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen,“ erwiederte er, „und bin sie nicht gewahr worden.“ — Sie reichte ihm einen Becher: er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbats, trank, und fragte abermals: „wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Seegens.“ „Sie werden nicht weit seyn,“ sprach sie, „und sezte ihm vor zu essen.“ Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ „So sprich nur, meine Liebe,“ antwortete er. „Vor wenig Tagen,“ sprach sie, „gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jezt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?“ — „Diß sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sprach Rabbi Meir. „Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben?“ — „O nein!“ versezte sie, „aber auch wiedergeben wollt' ich ohne dein Vorwissen nicht.“ — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach meine

Söhne,“

Söhne," jammerte der Vater, „meine Söhne! und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesez." — Sie wendete sich hinweg, und weinte. Endlich ergriff sie ihn bey der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward: Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Nahme des Herrn sey gelobet!" — „Der Nahme des Herrn sey gelobet," stimmte Rabbi Meir mit ein.

5. Es ist unsern verstorbenen Geliebten wohl gegangen *). Sie sind nun von allen Leiden, Verführungen, und Widerwärtigkeiten, mit denen wir noch ringen müssen, gänzlich befreyet. Kein Schmerz, Neid, Haß, Verfolgung, trift sie mehr: sondern sie sind nun glücklich, ewig glücklich, und genießen im Umgang mit andern tugendhaften Vollendeten, eine süsse, ewige Ruhe, und Freude. Und wir wollten ihnen

*) Welchen Gott liebt, der stirbt in der Jugend, war schon zu Cicero's Zeiten ein Sprüchwort.

ihnen diese mißgönnen? Wollten klagen, daß sie vor dem Unglück weggerafft, und früher dieses ewigen Glücks theilhaftig worden sind? Wollten weinen, daß sie sich freuen mit unaussprechlicher und herrlicher Freude? Selbst rechtschaffene Heiden, als: Servius, Plutarchus, Socrates, fanden diesen Trost so wichtig, daß sie ihn vorzüglich gebrauchten, ihre traurige Freunde damit aufzurichten. Und Christen, die diß noch klarer, und gewisser, wissen, wenigstens wissen können, sollten diese ihre Ueberzeugung nicht durch eine grössere Gelassenheit, und standhaftere Großmuth an den Tag legen??

„Aber, wenn uns ein Vater, Ehegatte, unsere einzige Stütze, stirbt, kein Vermögen, und viele Kinder hinterläßt, die der betrübten Mutter nun allein zur Versorgung obliegen: muß diß nicht das Herz der Mutter und Kinder zerreissen??“ Allerdings, wenn — sie nicht von Gottes Gnade, und Vorsehung überzeugt sind. Allerdings, wenn sie die lezten Worte des sterbenden Ehegattten und Vaters nicht glauben: „Ich sterbe, aber — Gott wird mit euch seyn! dessen Schuz und Vaterhänden habe ich euch empfohlen, und empfehle ich euch nochmals mit mei-

nem lezten Seufzer. — Der wird euch väterlich leiten, und bey redlichem Fleiß weder hungern noch darben lassen. Dem vertrauet, den liebet, und fürchtet, der wird euch dann weder verlassen noch versäumen.“ Wer hievon überzeugt ist, der wird niemals trostlos weinen, niemals verzweiflungsvoll klagen, sondern sich und die Seinigen zur Gelassenheit, zum Vertrauen auf Gott, und zu desto grösserer Rechtschaffenheit ermuntern. Mancher wird ein braver, angesehener, Mann, bloß weil er seinen Vater, oder Mutter frühe verlohr: welches er ohne diß nicht geworden wäre. Denn Kinder, denen es in ihrer Jugend sehr wohl gehet, werden selten gut. Und mancher arme Waise hat sich schon zu einem grössern Glück emporgeschwungen, als ein reicher Zärtling, weil die anfängliche Dornenbahn jenen brav, muthvoll und standhaft, wie diesen die ersten Rosenwege, weichlich, lasterhaft, und unbrauchbar, machten.

6. Es ist einem Weisen unanständig, so lange zu trauern, biß die Zeit seine Trauer lindert. Sich von der Traurigkeit, und andern Affecten hinreissen und beherrschen lassen, ist nur die Eigenschaft kleiner Seelen: Grosse hingegen

suchen

ſuchen ſich gleich durch Weißheit und Nachdenken zu verſchaffen, was die Zeit, vielleicht erſt ſpät, mit ſich bringt, und beherrſchen mit ungewöhnlicher Stärke ihre Empfindungen und Leidenſchaften, um ſich bey jeglichem Todesfall, wie Pericles, und Fabius, und Xenophon, bezeigen zu können. Jener ertrug den Tod aller ſeiner Söhne mit der gröſten Standhaftigkeit. Fabius hielt die Leichenrede ſeines Sohnes ſelbſt ohne alle Bewegung. Xenophon opferte gerade, als man ihn von dem Tode ſeines Sohns Gryllus benachrichtigte. Auf dieſe Nachricht nahm er den Kranz von ſeinem Haupte ab. Alsdann fragte er: wie er umgekommen wäre? Als man ihm nun ſagte: daß er ſich durch ſeine Tapferkeit vor vielen andern hervorgethan hätte, und als ein Held geſtorben wäre, ſo ſezte er ſeinen Kranz wieder auf, vollendete das Opfer mit Heiterkeit, und gab alsdann folgende groſsmüthige Antwort: Ich habe es niemals von den Göttern zu erlangen geſucht, daß ſie meinen Sohn unſterblich machen ſollten, ſondern ich bat ſie nur, daß ſie ihn zu einem tugendhaften, und patriotiſch geſinnten Mann machen möchten. Dieſes Wunſches bin ich nunmehr gewährt worden.

7. Wir sind nicht die einzigen, die ein solches Unglück trift. Kein Mensch war vor uns, der nicht durch Trauerfälle wäre betrübt worden, und keiner wird nach uns seyn, der nicht den Tod eines, oder mehrerer seiner Geliebten erleben wird. Wie könnten wir also über dasjenige klagen, und weinen, was alle Menschen trift? Es ist einmal unbillig, in einer Welt wo alles leidet, nicht auch leiden zu wollen.

Hiemit beruhigte der Weltweise Democritus den König Darius. Diesem war seine eben so schöne, als tugendhafte Gemahlin gestorben, worüber er fast untröstlich war. Democritus ermahnte ihn, gelassen zu seyn, und sagte: es seyn noch Mittel vorhanden, die Todten wiederum im Grabe zu beleben: doch müsse der König selbst dasjenige anschaffen, was hiezu nöthig sey Der König wurde hierüber hoch erfreut, hieß ihn alle Kosten aufwenden, und sagte: er wolle ihm geben, was er nur verlange, wenn er sein Versprechen zu erfüllen sich getraue. Democritus antwortete: alles andere sey schon bereit: nur eines fehle noch, welches aber er, als ein so mächtiger König leicht würde verschaffen können. Er sollte ihm nemlich nur drey Nahmen

von

von solchen anzeigen, denen in ihrem ganzen Leben niemals ein Leid wiederfahren wäre: diese wolle er auf den Leichenstein der verstorbenen Königinn schreiben, so werde sie unfehlbar wieder lebendig werden. Darius besann sich hierüber hin und her, erkundigte sich in seinem ganzen Reich weit und breit, konnte aber dennoch niemand erfahren, der sein Leben bisher ohne alles Leiden, und besonders ohne einen Trauerfall, in seinem Hause hingebracht hätte. Worauf denn Democritus den König mit seiner gewohnten Freymüthigkeit also anredete: „So fordere denn auch du nicht, daß dir das Schicksal etwas besonders mache! Es ist sehr unbillig, daß du klagst, als ob dich allein ein unermeßliches Leid betroffen hätte, da du mir nicht einen einzigen Menschen nennen kannst, der nicht auch etwas widriges erfahren hätte. Du betrügst dich, wenn du meynst, weil du ein König seyst, so habest du hierinn etwas zum voraus. O nein! Du bist ein Mensch, wie ich, und meines Gleichen. Im Reiche des Glücks gehest du zwar vielen vor: im Reiche der Natur aber hast du kein besseres Recht, als dein geringster Unterthan. Und auch Fürsten und ihre Palläste sind

mit nichten von Unglücksfällen frey. Hierüber gab sich der König zufrieden, und ertrug seinen Verlust mit desto grösserer Gelassenheit.

Mit diesem Gedanken vorzüglich tröstet auch Horatius den Virgilius, der über den Tod des Quintilius Varus allzusehr trauerte.

Wen beschämet der Schmerz, oder wer klagt zu viel
Um solch' würdiges Haupt? *) Lehre, Melpomene,
Mich jezt Trauergesang, du, mit hellklingender
Stimm' und Cither vom Zevs begabt! **)

* * *

Schläft

*) Gerade das Gegentheil wollte Horatius seinem Freunde zu verstehen geben. Unter dem Schein der Entschuldigung macht er ihm einen Vorwurf, und will, daß Virgilius heimlich fühle, daß der Gram eines Vernünftigen seine Gränzen habe. Indessen weint er mit ihm.

**) Die Muse erhört den Dichter, und singt durch ihn. Er sieht Quintils Grabmal: er jammert um ihn: er rühmt seine Tugenden in wenig Worten.

Schläft Quintilius nun ewig? deß gleichen kaum
Je die sittsame Zucht, und der Gerechtigkeit
Zwillingsschwester, die Treu', keinem Geschenke feil,
Und die nackende Wahrheit sieht *).

* * *

Vielen Redlichen sank dieser beweinbar hin;
Dir vor allen Virgil! der du vergebens fromm,
Ihn von den Göttern, doch ach leider! nicht so vertraut,
Nun wehklagend zurückbegehrst **).

* * *

*) Durch dieses theilnehmende Mitleiden fand er desto mehr Eingang bey seinem Freund.

**) Jezt wendet er sich sanft zu ihm, stellt ihm den Willen der Götter vor, und erinnert ihn, daß ihm Quintilius nicht so geliehen gewesen sey, daß er nicht sterben sollte. In diesen Worten liegt ein feiner Tadel des übermässigen Grams. Er wird aber sehr kurz ausgedruckt. Denn ein gereiztes Herz erträgt keine langen Einreden, und ein feiner Kopf hat sie nicht nöthig.

Aber ob du dein Spiel schmeichelnder rührtest, als
Orpheus*) Saitengetön, Bäumen vernehmlich, klang,
Kehrt der Schatten doch nicht wieder ins Leben um,
Den mit seiner gefürchteten
* * *
Schlangenruthe Mercur **) jagte zur schwarzen Schaar,
Uner-

*) Der tröstende Freund führt nun ein Exempel von einem gleichen Unglück an. Eine geschickte Zerstreuung. Virgilius sieht nun nicht mehr sein eigenes Unglück, oder, wenn er es sieht, so sieht er es in dem Unglücke des Orpheus. Diesem war seine Gemahlin gestorben. Durch seine Leyer aber bewegte er den Höllengott, Pluto, daß er sie ihm mit dem Beding wieder gab, wenn er sich nicht nach ihr umsehen würde. Da es aber Orpheus dennoch that, so fiel sie wieder in die Hölle zurück. —

**) So bald ein Mensch todt war, trieb nach der Fabel, Mercur, der Götterbote, den Schatten des Menschen in den Orcus, und verschloß hernach die Pforten desselben, unerbittlich, sie jemand wieder zu eröffnen.

Unerbittlich dem Flehn, daß er des Schicksals Thor
Wieder öfne. Der Schmerz drücket *): doch macht Geduld
Leichter, was man nicht ändern kann!

* * *

8. Der Verlust unserer Geliebten lehrt uns gemeiniglich den Tod in der Nähe, und in Beziehung auf uns selbst zu betrachten, über unsern Zustand, und unser künftiges Schicksal nachzudenken, und so unserer wahren Bestimmung immer gemässer zu leben. Wie mancher rohe Mensch ist schon durch den Tod eines seiner liebsten Angehörigen dahin gebracht worden, daß er sich selbst auch als sterbend dachte, in sich gieng, sein voriges Leben änderte,

*) Nach und nach macht er ihn lenksam, und führt ihn auf eine Wahrheit, die er mit Fleiß allgemein ausdrückt, aus Furcht, die Deutung auf seinen eigenen Zustand möchte ihm allzuempfindlich seyn.

Ohne Zweifel verstund Virgilius wohl, was ihm sein Freund so fein als wahr, vorstellte.

und sich zu einem würdigen Einwohner jener bessern Oberwelt zu bilden suchte! Und wie mancher Tugendhafte ist durch einen Trauerfall noch mehr von der Welt ab-, und näher zu Gott hingezogen worden! Malania, eine vornehme, tugendhafte, Dame, verlohr auf einmal ihren Gemahl, und zween von ihren Söhnen. Jedermann glaubte, daß sie nun in die äusserste Traurigkeit verfallen würde. Allein, sie blieb ganz gesezt, und gelassen, fiel auf ihre Knie, und betete: o Herr, nun will ich dir noch freudiger dienen, nachdem du mein Herz auch von diesen so sehr geliebten Dingen loß gemacht hast!

Dieser wichtige Nutzen für uns wird uns standhaft und gelassen erhalten, und unsere Traurigkeit um so mehr lindern, je weiter wir in diesen ernstlichen Betrachtungen der wahren Weisheit fortrücken. Wir werden so gar eine gewisse Annehmlichkeit darinn finden, die Gräber der Unsrigen öfters zu besuchen, und dabey unsern Geist zu jenen Gegenden erheben, wo sie sich in stiller Ruhe befinden, und eine ununterbrochene, und ewige Freude geniessen.

9. Auch das gewährt Trost und Beruhigung, wenn wir unsere Geliebten durch ein ruhmvolles

Anden-

Andenken ehren, ihren Character rühmen, und ihre Tugenden andern zum Muster vorstellen können. So tröstete sich unter andern Göcking bey dem Verlust seines Söhnchens: Leß und Fest beym Tode ihrer Töchterchen: Sulzer, und der Poet Antimanus beym Plutarch über den Verlust ihrer Gattinnen: Friedrich der Einzige über den Tod seiner geliebten Schwester...

Und gewiß hat ein solches Andenken so viel angenehmes, und beruhigendes, daß man den Schmerz und Kummer darüber vergißt. Denn da gehen wir noch mit ihnen um, vergnügen uns an ihren guten Eigenschaften und Tugenden, und erhalten sie so gleichsam lebend bey uns zurück. Und wenn uns auf diese Weise ihr Geist immer umschwebt, und ihr Bild immer vor Augen steht: muß dieß nicht unsre Traurigkeit sehr vermindern, und dabey ruhige Gelassenheit in uns hervorbringen??

10. Unsere Geliebte Verstorbene wollen gewiß nicht, daß wir sie allzusehr bedauern. Dieß fand schon ein Heide wahrscheinlich: und der Christ hat noch mehr Grund, dieß zu glauben, je gewisser er von dem seligen Zustand seiner verstorbenen, frommen, Freunde versichert ist,

die ohne Zweifel nicht wollen, daß sich ihre Hinterlassenen vor Gram abzehren, und dadurch zum Dienst der Welt untüchtig machen. Sie sind glücklich — warum sollten wir sie bedauren? Dieser dunkle Gedanke, oder ein Traum, den man in eine Erscheinung verwandelte, da z. E. ein verstorbenes Kind in einem ganz kläglichen Aufzug seine noch lebende Eltern soll gebeten haben, doch ja nimmer zu weinen und zu trauern, weil es sonst keine Ruhe habe, hat mehrere Personen, die mir bekannt sind, so weit gebracht, daß sie von dem Augenblick an sich weder eine Thräne noch Klage mehr erlaubten. Hat nun ein dunkles Gefühl, oder ein Traum eine so grosse Wirkung auf die Gelassenheit des Menschen, warum sollte die Vernunft und Weisheit nicht eine noch gröffere haben??

11. Bald, nach wenig Jahren, nach wenig Monaten, vielleicht gar nach wenig Wochen, sehen wir unsre Geliebten wieder, und bleiben dann ewig mit ihnen verbunden. In jener bessern Welt sehen wir unsere Eltern, Gatten, Kinder, Freunde, wieder: freuen uns des Wiedersehens: erneuern unsere Verbindung und Freundschaft mit ihnen: und setzen sie unter un-

ausſprechlichen Freuden in Ewigkeit fort. — Damit tröſtete ſich ſchon der ältere Cato. O herrlicher, ſeeliger, Tag, ruft er beym Cicero (vom Alter, Cap. 23.) aus, an dem ich zu jener göttlichen Verſammlung der Geiſter reiſen, an dem ich aus dieſem Getümmel und Zuſammenfluß böſer Menſchen abziehen werde! Denn ich reiſe nicht bloß zu jenen Männern, die ich kannte, und von denen ich gehört und geleſen und geſchrieben habe, ſondern auch zu meinem Cato, (ſeinem Sohn,) dem beſten, dem rechtſchaffenſten Mann! Und damit kann ſich der Chriſt um ſo mehr tröſten, je überzeugender er ſich von dieſer Wahrheit aus ſeinen göttlichen Schriften vergewiſſern kann.

Durch dieſe, und ähnliche Gründe, die ſich der Weiſe oft und lebhaft vorſtellt, erhebt er ſich über gewöhnliche Seelen zu jener Gelaſſenheit, und Großmuth, die auch den Verluſt der liebſten Angehörigen, vernünftig, anſtändig, und ſtandhaft, erträgt, und ſich weder durch Kummer noch Traurigkeit niederſchlagen läßt...

§. 21.

Großmüthiges Verhalten im Gefängniß und in der Verbannung.

Man schauert, wenn man nur das Kupfer vor des Freyherrn von Trenks Leben betrachtet: aber man entsezt sich noch mehr, wenn man die ganze fürchterliche Beschreibung seines Gefängnisses lieset, und erstaunt, daß ein Mensch es zehn Jahre lang habe ausstehen können. Kerker, Ketten, Schmach, Mißhandlung, schlechte Pflege in Krankheiten, faule und stinkende Luft, Mangel an Bewegung, beständige, traurige, Einsamkeit, und dergleichen, sollten, kann man denken, den Standhaftesten niederdrücken, und den Großmüthigsten erschüttern. . . Und doch stellt uns die Geschichte Männer auf, die in den beschwerlichsten Fesseln, und in dem finstersten Kerker ihren hohen Sinn so gar nicht beugten, daß sie ihn vielmehr, wie der gedrückte Palmbaum seine Aeste, unter dem größten Druck noch mehr erhoben. Freylich waren es ganz, oder doch größtentheils unschuldige Männer, die das Gefängniß als einen Ehrenaufenthalt ansehen konn-

konnten, (denn, das war kein Kerker, sagt Seneca, wo ein Socrates war!) und denen ihr Gewissen, das trostvolle Zeugniß gab, daß sie es nicht verdient haben. Und dieß mußte ihren Muth schon sehr erheben: dieß mußte ihnen ihr schauervolles Gefängniß sehr erträglich machen.

Es giebt aber noch mehrere Gründe, womit sich großmüthige Männer im Gefängniß aufgerichtet, und zur Standhaftigkeit ermuntert haben.

1. Der Feyherr von Trenk schreibt im zweyten Theil seines Lebens von sich: Sicher ist es, daß allein der Stolz, oder die wahre Ehre, der Ehrgeiz, mir den Sieg zuzuschreiben, die Eigenliebe, oder vielmehr das unbegränzte Vertrauen auf meine gerechte Sache, besonders aber auf meine Entschlossenheit, auf die Kräfte meines arbeitsamen, erfindungsreichen, Kopfes, meine Standhaftigkeit, und mein Leben erhalten haben.

2. Durch Standhaftigkeit beweiset der Gefangene mehr Tugend, als andere, worüber er sich freuet: er beweiset sich als einen Mann, als einen edlen, vorzüglichen Mann, wodurch er sich anderer Achtung und Beyfall erwirbt: und dieß stärkt und

erhei-

erheitert ihn in dem scheuslichsten Kerker. Welche Mühe wendet mancher auf die Wissenschaften, auf diese oder jene Kunst, um sich vor andern auszuzeichnen, und Vorzüge zu erwerben! Und auf die Tugend, das edelste Kleinod des Menschen, sollten wir weniger Mühe wenden? Sollten die Uebungen, und Kämpfe, und Hindernisse, und Schwierigkeiten, die wir dabey zu überwinden haben, fliehen und scheuen? Wir wollen uns vielmehr auch dadurch vor andern auszeichnen, — ein edler Stolz! — daß wir grösser, und edler, und schöner, als andere denken, und handeln, und uns, besonders im Unglück, standhafter und großmüthiger, als andere, verhalten. Diesen erhabenen und vorzüglichen Ruhm hat sich der Churfürst Johann Friedrich erworben, und sich als einen Fürsten gezeigt, der nicht nur durch seinen Stand, und seine Macht, sondern auch durch Weisheit und Tugend über seine Unterthanen erhaben war. Als Kayser Carl V. den glücklichen sächsischen Herzog Moriz in die Churwürde seines unglücklichen Vetters, des genannten Johann Friedrichs, zu Augspurg feyerlich einsezte, wurde der leztere, der dahin als Gefangener hatte mitgehen müssen, durch das

Lermen

Lermen und Getöse bey dieser Feyerlichkeit, die nicht weit von seiner Wohnung vorgieng, ans Fenster gezogen. „Was für ein Frohlocken, sagte er. Da freuen sie sich nun über eine Würde, die sie mir wider Recht und Billigkeit geraubt haben. Gott gebe, daß Morizens Kinder sie in Zukunft so ruhig genieſſen, um meiner und der Meinigen Beystand niemals nöthig zu haben.“ Und damit ohne stärker durch diesen Anblick gerührt zu werden, sezte er sich wieder zu seiner gewöhnlichen Arbeit hin, dem Lesen der heil. Schrift. Gleiche Großmuth im Unglück bewies dieser unglückliche Fürst, als ihm der, über die abschlägliche Antwort der belagerten Churfürstlichen Hauptstadt Wittenberg erbitterte Kayser am 10 May 1547. im Lager vor Wittenberg den Proceß machen, und als einem Reichsächter das Leben absprechen ließ. Man errichtete bereits vor dem Lager auf freyem Feld eine Blutbühne, auf welcher die Hinrichtung des gefangenen Churfürsten im Angesicht seiner Residenz vollzogen werden sollte. Dieser Herr spielte eben in seinem Zelte, darinn er gefangen gehalten ward, mit dem gleichfals in kayserliche Gefangenschaft gerathenen Herzog Ernst von Lüneburg, Schach, als der kayserliche Commissar

missar hineintrat, ihm den Tod ankündigte, und das Urtheil vorlas, daß der Churfürst Johann Friedrich, ihm zur Strafe, und andern zum — Beyspiel öffentlich enthauptet werden sollte. Der Churfürst hielt währender Verlesung mit dem Spielen inne, und hörte das für einen Reichsfürsten schreckliche Todesurtheil, ohne einige Bewegung, mit gröster Gelassenheit an, und sagte nur so viel: „Er hätte doch gemeynet, Se Kayserliche Majestät würden etwas mehr Achtung für seinen hohen Rang. und fürstliche Geburt bezeigen. Er hätte sich also eine gnädigere Begegnung von ihm versehen. Sollte es aber mit seinem Tode im Ernst gemeynt seyn, so möchte man ihn dessen gewiß versichern, damit er in Ansehung seiner Gemahlin und Kinder noch eine und die andere Einrichtung und Verfügung treffen könne.“ Hierauf kehrte er sich sogleich zum Herzog, und sagte mit einer ruhigen und heitern Miene: „Nun wollen wir unser Spiel wieder fortsetzen!“ Der Kayser konnte sich nicht enthalten, diese großmüthige Gelassenheit, als sie ihm hinterbracht wurde, zu bewundern, und ihr seinen Beyfall zu geben, den sie so sehr verdiente. Indessen hatte der in Wittenberg gefangen gesessene Churfürst

Fürst Albrecht von Brandenburg, der in Freiheit gesezt, eben im kayserlichen Lager angekommen war, durch seine Vorstellungen den Kayser dahin vermocht, daß er dem gefangenen Churfürsten das Leben schenkte. Dabey wurden ihm aber nun acht Puncte vorgelegt, die er eingehen und unterschreiben sollte. Der vornehmste darunter war dieser: Er sollte annehmen, was das Concilium zu Trident, und der Kayser in Religionssachen beschliessen würden. Der großmüthige Churfürst antwortete aber aufs standhafteste: „Er wolle bey der Lehre und Bekenntniß, die er zu Augspurg neben seinem Vater, und andern Fürsten und Ständen des Reichs, öffentlich übergeben, beständig verharren, und lieber die Chur, auch Land, und Leute, und den Hals dazu, hergeben, als von Gottes Wort sich abreissen lassen.“ Von dieser Großmuth Johann Friedrichs ward der Kayser, der edle und grosse Handlungen zu schätzen wußte, dermassen eingenommen und gerührt, daß er diesen harten Punkt selbst ausstrich, und befahl, daß man den großmüthigen Fürsten nicht weiter darüber anfechten sollte.

Als der mitgefangene Herzog Ernst von Lüneburg über seine lange Gefangenschaft ungeduldig

duldig wurde, und sich etwas kleinmüthig erzeigte, so suchte ihn der großmüthige Churfürst mit diesen vortreflichen, und fürstlichen Worten zu trösten, und aufzurichten: „Bekümmert euch nicht! Sind wir gleich im Kriege untergelegen, so wollen wir uns mit Standhaftigkeit wafnen, daß wir noch obsiegen. Lasset uns in der That beweisen, daß wir das Unglück verachten, so werden wir unsern Feinden den Sieg wieder aus der Hand reissen, und aus Ueberwundenen Ueberwinder werden. Das ist das rechte, und edelste Mittel, uns in dieser unserer Gefangenschaft an unsern Feinden zu rächen!“

3. Das Mitleiden der Rechtschaffenen ist ein fernerer Beruhigungsgrund eines unschuldigen Gefangenen, und sollte es auch nur des Gefangenwärters seyn. „Was für ein rechtschaffener Mann, sagt Socrates von dem Seinigen, er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. — Er ist ein gar guter, und ehrlicher Mann! Sehet, wie aufrichtig er jezt um mich weint!“ Und dann das aufrichtige, herzliche, Mitleiden seiner Freunde, die ihn bis auf die lezte Stunde nicht verliessen, wie sehr versüßte es seinen Giftbecher!

4. Und

4. Und wie erträglich kann sich ein Weiser seine Gefangenschaft durch Beschäftigungen des Geistes, der die Schlösser und Kerkermauern durchdringt, machen? Er kann seinen Geist zum Himmel aufschwingen, und sich mit Gott unterreden, wie Moser, der geistliche Lieder in die Wände seines Kerkers einkritzelte: und Schubart, der schöne, rührende, herzerhebende Gedichte verfertigte, und sich mit stolzem Flug über Himmel und Erde und Welten und Sonnen und Meere emporschwang. Er kann das grosse Reich der Wissenschaften durchwandern, wie Raleigh, der in seinem Gefängniß eine Weltgeschichte schrieb. Er kann sich durch künstliche Arbeiten ins Andenken anderer bringen, wie der Freyherr von Trenk. Er kann sich mit seinen Freunden von der Unsterblichkeit und dem bessern Leben unterreden, wie Socrates. Er kann sich mit Betrachtung des ganzen Weltalls beschäftigen, wie Seneca, der also an seine Mutter schreibt: „Meinen Zustand magst Du Dir also denken. Ich lebe vergnügt und munter, wie bey den besten Glücksumständen; und allerdings sind das die besten, wo die Seele frey von allen andern Gedanken sich ganz ihrer eigenthümlichen

Beschäftigung widmen kann, und sich bald an leichtern Wissenschaften ergözt, bald voll Wahrheitsbegierde zur Betrachtung ihrer eigenen Natur, und des ganzen Weltalls sich erhebt. Zuerst untersucht sie die Erde und ihre Lage: dann die Beschaffenheit des sie umfliessenden Meeres, seine Ebbe und Fluth: dann sucht sie alles, was zwischen Himmel und Erde furchtbares liegt, zu kennen, und so auch jenen stürmischen Zwischenraum, wo Donner und Blitze, das Wehen der Winde, Plazregen, Schnee und Hagel wüthen; wenn sie dann diese niedrigern Gegenden durchwandert hat, so schwingt sie sich zu jenen höhern Gegenden empor, und weidet sich an dem entzückenden Anblick göttlicher Gegenstände, und eingedenk ihrer Ewigkeit dringt ihr forschender Blick in alles das, was ehemals war, und was in allen Jahrhunderten seyn wird."

Wer sollte bey solchen Beschäftigungen nicht Fesseln, und Kerker, und Unrecht, und Verfolgung, ganz vergessen, wenn sein Geist dicke Felsenquader durchdringen, und sich Fessellos zum Herrn der Welt hinaufschwingen, und mit ihm unterreden kann??

5. Will den Gefangenen die Ungeduld anwandeln, — wie denn selbst Seneca endlich etwas kleinmüthig geworden seyn soll — so stärkt er sich dadurch zum standhaften Ausdauern: daß seine Gefangenschaft nicht ewig währe. Der Freyherr von Trenk wurde nach zehn, und Seneca nach acht Jahren wieder frey. Der Churfürst Johann Friedrich wurde von seinem Vetter Moriz wieder befreyet. Franz I. König von Frankreich starb auch nicht im Gefängniß zu Madrit. Schubart ist durch die Großmuth seines Herzogs auch wieder in Freyheit, Ehre, und Brod. Und, wie viele andere haben das Ende ihrer Gefangenschaft noch bälder, und eher, als sie hofften, erreicht!

Wer diesen Gedanken immer lebhaft bey sich unterhält, den wird seine Standhaftigkeit nie ganz verlassen. Denn nur alsdann geräth mancher Mensch in Verzweiflung, wenn er sich sein Leiden als lebenslänglich, als ewig, vorstellt. Wer aber glaubt und hoffet, daß es vielleicht ein Ende nehme, noch ehe er es vermuthet, wie so manches andere Leiden schon ein Ende genommen hat, der wird sich immer bey seiner Gelassenheit erhalten, und seinen Muth nie sinken lassen.

Gesezt aber auch, daß seine Gefangenschaft lebenslänglich fortdauern sollte, so stärkt er seine Großmuth durch die Erwartung einer seligen Ewigkeit, wo denen, die hier unverdiente Trübsalen leiden, eine ewige selige Ruhe zu Theil werden wird. Und wie bald kann der Tod, dieser dem Gefangenen so erwünschte Freund, ihn diesem Ziel näher bringen! Unvermuthet kann er kommen, der erwartete Tod, all' unsern Leiden ein Ende machen, und uns in eine bessere Welt einführen!

In folgender Geschichte des Fürsten Menzikof, die man vielleicht am Ende dieses Paragraphen nicht ungern lieset, findet man die Bestätigung beyder Sätze, und zugleich ein rührendes Beyspiel, wie man sich auch ein nicht ganz unverdientes Unglück durch weise Reue, Vertrauen auf Gott, und daraus entstehende Standhaftigkeit erträglich machen, und den Seinigen zum Muster werden könne!

Der Fürst Menzikof hatte sich aus einem der niedrigsten Stände (er war ein Pastetenbeckers-Jung) emporgeschwungen, war der Liebling Peters des Ersten, Kaisers von Rußland, das vornehmste Werkzeug seiner neuen Einrich-

tungen,

tungen, und der Vertraute, oder doch der Freund der Czarin geworden, als sie die Erbin und Nachfolgerin ihres berühmten Gemahls war. Nun war Menzikof der Vormund und unbeschränkte Beherrscher Peters des Zweyten, hatte eine seiner Töchter mit seinem Herrn verlobt, regierte ein unermeßliches Reich, und lebte in einer üppigen Pracht, die gar nicht beschrieben werden kann. Plözlich entstand eine Hofkabale; der junge Kaiser ließ sich hinreissen, und der Mann, der, so zu sagen, mehr als Mitregent gewesen war, sank in eine fortdauernde Kette von Elend und Verfolgung, und erfuhr die allerhärtesten Demüthigungen. Erst wurde er auf eines seiner Güter, das 50 Meilen von der Hauptstadt lag, verwiesen. Bald aber dünkte dieser Aufenthalt seine Feinde doch zu nahe und Gefahrvoll: es wurde also Befehl gegeben, ihn tief nach Sibirien zu versetzen. Dieß war eine Vergünstigung, die seinem Nachfolger in der Gunst, und im Mißbrauch derselben, dem Fürsten Dolgorukki, ebenfalls wiederfuhr. Ehe Menzikof fortgebracht wurde, beraubte man ihn aller seiner gewöhnlichen Kleider, und gab ihm die gemeine Tracht der russischen Bauern. Seiner Gemahlinn und seinen Töchtern

wiederfuhr das nemliche; ihre Kleider waren von Leder mit Schafpelz bezogen; ihr Kopfpuz bestand ebenfalls aus Hammelfell. Die Fürstin Menzikof, die von zarter Leibesbeschaffenheit, und in allen Bequemlichkeiten des Ueberflusses erzogen war, unterlag sehr bald dem Grame und den ungewohnten Mühseligkeiten: sie starb unterwegens in der Gegend von Kasan. Ihr Gemahl hatte die Stärke der Seele, sie zur Gelassenheit im Tode zu ermahnen. Sie starb in seinen Armen. Dieser Verlust traf Menzikofs ganzes Herz. Der Umgang seiner Gemahlin gewährte ihm die beste Versüssung seiner Leiden: er mußte ihr nun die lezten Pflichten selbst erweisen, und er begrub sie da, wo sie gestorben war. Kaum gestattete man ihm so viele Zeit, und kaum durfte er auf ihrer Grabstätte Thränen vergiessen, so wurde er fortgetrieben, seinen Weg nach Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, fortzusetzen. Die Nachricht von seinem Unfall hatte sich bald allenthalben verbreitet. Man konnte es kaum erwarten, den Mann, vor dem das ganze russische Reich gezittert hatte, in schmählichen Ketten zu sehen. Das erste, was ihm in Tobolsk auffiel, waren zwey Herren vom Hofe, die während seiner Staatsverwaltung verwiesen

wiesen worden waren. Sie eilten ihm entgegen, überhäuften ihn mit Schmähungen, und so begleiteten sie ihn durch die Stadt zu seinem Gefängnisse hin. Er aber, ohne die geringste Ungeduld zu äussern, sagte großmüthig zu dem einen: Deine Vorwürfe sind billig: ich habe sie verdient. Schone mich jezt nicht, weil du dich nicht anders rächen kannst. Ich opferte dich meiner Politik auf, weil deine strenge Tugend, und dein unbeugsamer Charakter mir im Wege standen. Und zu dem andern sagte er: Ich habe ganz und gar nicht gewußt, daß du hier bist. Rechne mir dein Elend nicht zu! Vermuthlich hat-test du Feinde, die den Befehl zu deiner Verbannung von mir erschlichen haben. Ich habe oft nach dir gefragt; immer erhielt ich unbestimmte Antworten. Wenn du aber glaubst, deinen Kummer durch Schmähungen erleichtern zu können, so folge deinem Trieb, und schone meiner nicht! Ein Dritter, ebenfalls ein Verbannter, war noch erfinderischer in seiner Rachsucht, und besudelte das Gesicht des jungen Menzikof, und einer der Töchter des unglücklichen Ministers mit Strassenunreinigkeit. Mir, mir, schrie der vom Schmerz gebeugte Vater, mir werfet Koth ins

Angesicht, nicht diesen unglücklichen Kindern: sie haben euch nie beleidigt.

Der Gouverneur von Sibirien schickte ihm auf Befehl des Kaisers 500 Rubel, die dringendsten Bedürfnisse für sich, und die Seinigen anzuschaffen. Es wurde ihm erlaubt, sich alles, was er in seinem Exil brauchen würde, dafür zu kaufen, und sich einigermassen gegen das schreckliche Elend, das seiner wartete, zu schützen. Hierbey dachte er nur auf seine Kinder: Er selbst hatte sich gänzlich in den Willen Gottes ergeben. Aber er konnte sich nicht ohne Schrecken das grausame Schicksal denken, dem die armen Opfer seiner Vergehungen ausgesezt waren. Er ließ Sägen, Spaten, und alle Werkzeuge zum Feldbau kaufen, und versorgte sich mit allerley Saamenarten, eingesalzenen Speisen, und mit Netzen zum Fischen, kurz mit allem, was zur Erhaltung des Lebens gehört. Als er seinen Einkauf zu Stande gebracht hatte, bat er, daß das übrige Geld unter die Armen vertheilt werden möchte.

Nun war die Zeit, die zu seinem Aufenthalt in Tobolsk bestimmt war, verflossen, und er mußte

mit

mit den Seinigen weiter wandern. Sie wurden insgesammt auf ein unbedecktes Fuhrwerk gesezt, das von einem einzigen Pferde, oder auch von Hunden gezogen wurde. Seine Reise von Tobolsk nach Thakuska dauerte fünf Monath, und er war während dieser langen mühvollen Reise allen Unbequemlichkeiten dieses rauhen Himmelsstriches ausgesezt. Indeß litt seine, und seiner Kinder Gesundheit nicht dabey.

Eines Tages, als seine Bewachung ihn und seine Kinder in einer Bauernhütte hatte abtreten lassen, um zu ruhen und zu essen, kam ein Officier in der nemlichen Absicht herein: er kam von Kamtschatka zurück, wohin ihn Peter der Erste gesendet hatte, den Capitain Bering auf seinen Entdeckungen zu begleiten.

Dieser Officier hatte als Adjutant unter Menzikof gedient; er konnte ihn aber in seiner langen Bauerntracht, und der entstellenden Mütze jezt unmöglich erkennen. Menzikof aber erkannte den Officier sogleich, und rief ihm bey seinem Nahmen. Dieser erstaunte, wie er in dieser Entfernung von der Hauptstadt bekannt seyn könne, und noch dazu einem Menschen, den er für das, was er schien halten mußte. „Wer

seyd ihr?“ fragte er. „Vor nicht gar langer Zeit war ich der Fürst Menzikof: jezt bin ich Alexander....“ Der Officier hatte den Fürsten Menzikof in einer so glänzenden Lage verlassen, daß es ihm ganz und gar nicht wahrscheinlich vorkam, daß der es seyn könnte, den er in so demüthigenden Umständen vor sich sah. Er stellte sich vielmehr vor, daß diß ein verrückter Bauer sey; und so beantwortete er das auch, was er für Wirkungen einer verwirrten Einbildungskraft hielt. Menzikof merkte bald, wofür ihn der Officier hielt Er führte ihn an das Fenster, und sagte: „sieh' mich recht an!“ Der Officier betrachtete ihn aufmerksam, und rief ganz ausser sich: „O mein Fürst, durch was für Unfälle sind Euer Erlaucht in diesen bedaurungswürdigen Zustand gerathen?“ Diese prächtigen Titel wollen wir nur weglassen“ sagte Menzikof, „ich habe schon gesagt, daß ich Alexander heisse. Der Himmel hat mich wieder in meinen ersten Stand zurückgesezt...“ Noch konnte der Officier nicht glauben, was er sah und hörte; er gieng zu einem jungen Bauern hin, der in einem Winkel der Hütte saß, und mit Stricken die Riemen seiner Schuhe zuband. Er fragte

ihn

ihn leise, wer doch der Mann wäre, mit dem er eben gesprochen hätte? „Es ist mein Vater," sagte der junge Menzikof, — denn der war es — „unser Unglück sezt uns in den Fall, daß uns die verkennen, die uns die größten Verbindlichkeiten haben." Menzikof verwieß seinem Sohn diese trotzige Antwort. „Verzeihet," sagte er zu dem Officier, „verzeihet diesem jungen Menschen! das Unglück hat seinen Character verbittert. Es ist der, den Ihr so oft auf Euren Armen truget. Das sind — meine — Töchter!" Sie waren wie Bäurinnen gekleidet, und saßen auf der Erde um eine Schüssel mit Milch, worinnen sie schwarzes Brod tauchten. „Diese," fuhr Menzikof fort, „hat die Ehre gehabt, mit dem Kaiser, Peter dem Zweyten, verlobt zu seyn, und sie sollte in kurzer Zeit durch unauflösliche Bande mit seiner Majestät verbunden werden." Der Officier ward wie versteinert, da er Petern den Zweyten nennen hörte. Er war seit vier Jahren fern von Hofe gewesen, und wußte nicht das geringste von allem, was dort diese Zeit über vorgefallen war. Menzikof entwarf eine treue Schilderung aller Ereignisse, und der Officier drückte sein Erstaunen durch Geberden aus, und

sahe dabey immer auf Menzikofs Bewachung, ob diese die Erzählung des unglücklichen Fürsten bestätigen würde? „Freund,“ sagte endlich Menzikof „was soll ich dir noch mehr sagen? Ich war unumschränkter Herr über alles: ward mehr noch gefürchtet, als Peter der Erste. Ich glaubte für jeglichen Unfall zu groß zu seyn, zu fest zu stehen. Als ich die Früchte meiner Arbeit einzuerndten gedachte, stürzte mich Dolgorukki, und der Fremdling Ostermann in dieß Elend. Der Verlust der Ehre, meiner Güter, selbst meiner Freyheit, hat mir keinen Seufzer gekostet,“ aber — hier vergoß er Thränen, und zeigte auf seine Kinder — „diß, diß, ist mein eigentliches Elend. Es wird währen, so lange ich lebe. Du gehest nach Hofe: erzähle den neuen Günstlingen, wie du mich gefunden hast. Sage ihnen, ich wünschte ihnen das grosse Talent, Rußland glücklich und blühend zu machen. Sage ihnen, mein Geist sey so ruhig, meine Seele so heiter, als sie es nie in meinem Wohlstand gewesen ist...“

Der Officier konnte sich der Thränen nicht enthalten, und da er ihn wieder seinen Wagen besteigen

steigen sahe, nahm er den zärtlichsten und wehmüthigsten Abschied von ihm. Er sah ihm lange nach, und hat es sich nachher noch oft mit der innigsten Rührung erinnert, daß er diesen Mann gröſſer im Elende, als auf dem Gipfel seiner Gröſſe, gefunden habe.

Sobald Menzikof an dem elenden Ort seiner Bestimmung ankam, beschäftigte er sich mit allen den Einrichtungen, deren seine geliebte Kinder zur Verminderung ihres gräßlichen Zustandes, in dem sie nun ihr Leben beschliessen sollten, bedurften. Erstlich machte er eine grosse Strecke Land's urbar, wobey ihm acht Bediente, die ihn nicht hatten verlassen wollen, zur Hand giengen, und säete allerley Hülsenfrüchte darauf. Dann erweiterte er seine Hütte, die ihm zur Wohnung angewiesen war, und fällte das nöthige Holz dazu. Durch sein Beyspiel wurden seine Leute zu ähnlichem Fleiß und Anstrengung angefeuert; und so hatte er in nicht gar langer Zeit für sich, seine Kinder, und Bediente ein ziemlich bequemes Haus errichtet. Es bestand aus vier Zimmern, und einem Betsaal. Eines bewohnte er, und sein Sohn, das andere seine Töchter, das dritte hatten die Bedienten inne, und im vierten bewahrten

sie

sie ihren Wirthschaftsvorrath. Seine älteste Tochter, die mit dem Kaiser vermählt war, besorgte die Küche, die zweyte nähte das Leinenzeug, und besserte die Kleider aus. Sie liessen sich von den Bedienten helfen, und überliessen diesen den gröbsten und schwereren Theil der Hausarbeiten. Einige Zeit nachdem er angekommen war, wurde ihm ein Stier, und vier trächtige Kühe, ein Widder und viele Schaafe gebracht; zugleich erhielt er eine Menge Federvieh; er hat aber nie erfahren können, wem er diesen Mitleidserweis zu verdanken hatte. Er hatte in seinen glücklichen Umständen nicht Klugheit genug gehabt, sich einen Freund auf die Zeit wenn es trübe hergeht, zu ersparen. Menzikof hatte in seinem Hause eine klösterliche Einrichtung gemacht. Des Morgens versammelten sich alle in dem Betsaal, und beteten gemeinschaftlich: so auch des Abends, und um Mitternacht. Das Unglück hatte ihn fromm gemacht. Er gelangte nach und nach zu einer Seelenruhe, die seinen Zustand glücklich gemacht hätte, wenn sie nicht zuweilen durch Reue, und durch den Schmerz, seine unschuldigen Kinder ins Elend gebracht zu haben, unterbrochen worden wäre. Als er ohngefähr sechs Monat in dieser

Wüste zugebracht hatte, bekam seine älteste Tochter die Pokken. Er erleichterte ihren Zustand, so viel er vermochte, ward ihr Arzt und Pfleger: allein es war alles vergeblich, sie wurde täglich schwächer. Als er nun ihren Tod unvermeidlich glaubte, hörte er auf, ihr Arzt zu seyn, und wurde ihr Beichtvater. Sie starb. Er neigte sein Gesicht auf das ihrige, und benezte es mit seinen Thränen. Er war sich aber seinen andern Kindern noch schuldig: also nahm er sich vor, seinen Schmerz zu ersticken, rafte sich zusammen, und sprach zu seinem Sohn und Tochter: „Lernt von eurer Schwester, wie man sterben muß:“ — Dann sang er mit seinen Hausgenossen die gewöhnlichen Todtenlieder, und begrub sie dann in dem Betsaal. Zugleich zeigte er seinen Kindern die Stelle wo sie ihn begraben sollten. Er überlebte sie auch nicht lange, und ward dicht neben ihr begraben...

So ausserordentlich diese Begebenheiten auch sind, so sind die darauf folgenden es doch noch mehr. Menzikofs Verfolger ahmte ihm in seinem Glücke nach, und erfuhr die nehmlichen Unfälle. Er wollte ebenfalls seine älteste Tochter mit dem Kaiser verloben. Er und seine Tochter wurden

in

in demselben Schmuck von Hammelfellen nach Sibirien geschleppt. Diese junge Prinzessinn, die sich für den erhabensten Thron bestimmt glaubte, mußte ebenfalls auf einem elenden Strohlager schlafen, und mit hartem, schwarzem, Brod zu ihrer Nahrung vorlieb nehmen.

Dolgorukki aber war unglücklicher, als sein Nebenbuhler. Er fand in seinem Herzen die Trostgründe nicht, die Menzikofs Elend milderten. Er überließ sich der Verzweiflung ganz, und hatte nicht den Muth, sich, wie Menzikof, durch Arbeit zu zerstreuen.

Endlich hatte er noch den Schmerz, der für kleine Seelen schröcklich ist, daß die Familie seines Feindes nach Petersburg zurückberufen wurde. Er blieb mit der seinigen allein in dieser öden Gegend zurück, mit Bitterkeit an seinem Kummer, und an dem Andenken der vergangenen glücklichen Zeiten zu nagen.

§. 22.

Großmüthiges Verhalten bey ungerechter Hinrichtung.

Wo hat man mehr großmüthige Standhaftigkeit nöthig, als bey dem, was den Menschen

das

das fürchterlichste ist, bey schmählicher Hinrichtung? Wie viele Leidenschaften sind hier nicht zu überwinden: wie viele Schwachheiten zu besiegen! Gefühl des Unrechts, Furcht vor der Schande und vor dem Tod, Sorge für die Seinigen — alle diese Gemüthsbewegungen zu beherrschen, und zu mässigen, dazu wird mehr, als gewöhnliche Standhaftigkeit, dazu wird der höchste Grad von Heldenmuth erfordert! Aber auch hier findet man erhabene Seelen, die mit Weisheit und Religion bewafnet, diesen fürchterlichsten aller Auftritte mit majestätischer Standhaftigkeit ausgehalten haben; die zwar äusserlich überwunden wurden, aber innerlich unüberwindlich blieben, und es für ihren lezten Ruhm hielten, ihre äusserliche Ueberwindung mit unerschütterlichem Heldenmuth zu ertragen.

Carl der Erste, König von Engelland, ward nicht nur von seinem eigenen Volke des Throns, und aller Rechte der Majestät beraubt, sondern auch vor ein Gericht, das sich eine unbändige Freyheit anmaßte, geführt und verurtheilt. Allein wie standhaft ertrug er nicht die tiefe Erniedrigung, und den schrecklichen Zustand, worein ihn die ausschweifende Gewalt seiner

Feinde stürzte, und wie sehr war nicht seine ganze Aufführung eines Königs würdig! Da er zu schwach war, die unrechtmässige Macht, die über ihn herfiel, mit Nachdruck zurückzutreiben, so bewies er eine Hoheit der Seele, die sich da am meisten fühlt, wo das äussere Schicksal sie unterdrücken will. Man konnte ihn zwar hindern, König zu seyn, aber nicht königlich zu denken. Wie sehr behielt er nicht noch vor dem Gericht, das ihn vor sich zwang, den Ton eines Herren? Wie kühn verwieß er ihm nicht seine Unbändigkeit, und seinen Frevel? Wie nachdrücklich hielt er ihm nicht vor, daß es sich einer strafbaren Gewalt anmaßte: und wie anständig weigerte er sich nicht, sich den unrechtmässigen Aussprüchen, die noch dazu aus dem Munde seiner Feinde kamen, zu unterwerfen? Allein, da er bey der Uebermacht unterliegen mußte, und seine Unterthanen mit ihm auf eine Art verfuhren, die in der Geschichte kein Beyspiel hat, so erhielt er sich doch bey einer Standhaftigkeit, und bey Gesinnungen, die ihn des Throns, der ihm schon entrissen war, noch würdiger machten? Welche Unerschrockenheit im Gefängnisse, worinn er den Lerm von der Aufbauung seines Blutgerüstes hören mußte, und

die lezten Nächte vor dem Getöse kaum schlafen konnte! Und welche Standhaftigkeit an dem feyerlichen Tage seiner Hinrichtung, als er dem Tode entgegen gieng, und noch die lezten Augenblicke anwandte, sein Gesezloses Volk zu ermahnen, zur Ruhe und Eintracht wieder zurückzukehren, und sich mit seinem unschuldigen Blute zu begnügen!!

König Eduard der sechste von Engelland hatte zwar die Johanna Gray, als eine Enkelin der jüngsten Schwester seines Vaters zur Thronerbin ernannt, allein nach neun Tagen wurde seine Schwester Maria schon überall als Königinn erkannt. Sie verurtheilte daher die bedaurungswürdige Johanna Gray, deren Vater die Königinn durch eine Empörung, an welcher er Antheil nahm, erbitterte, mit ihm, und ihrem Gemahl zum Tode. Die Gelassenheit und Standhaftigkeit, womit sie demselben entgegen gieng, rührte jedermann. Da ihr Gemahl, Lord Guilford, sehnlich wünschte, ihr vor seiner Hinrichtung das lezte Lebewohl sagen zu dürfen, rieth sie ihm vielmehr das Gegentheil an. Sie versicherte ihn, daß eine solche Zusammenkunft eher ihren Schmerzen, als die Ruhe vermehren würde, worein sie beyde ihre Seelen

gegen den nahen Tod zu versetzen gesucht hätten: er würde wohl thun, dieselbe auf eine andere Welt zu versparen, wo Freundschaften gewiß glücklich, und Vereinigungen unzertrennlich wären. Alles, was sie für ihn thun konnte, war dieses, daß sie aus einem Fenster von ihm Abschied nahm, als er zum Tode vorbeygeführt wurde. Man brachte bald hernach seinen verhüllten Leichnam zum Begräbnisse zurück. Nach diesem traurigen Anblicke zeichnete sie folgende drey kurze Betrachtungen, griechisch, lateinisch, und englisch in ihre Schreibtafel:

„Wenn mein Fehler Strafe verdient hat, so „verdienten wenigstens meine Jugend und Unvor„sichtigkeit Entschuldigung, und ich hoffe, daß „Gott und die Nachwelt mir Gerechtigkeit wider„fahren lassen werden.“ —

„Die Gerechtigkeit der Menschen wird an mei„nem Körper ausgeübt, aber die Barmherzigkeit „Gottes wird sich über meine Seele verbrei„ten.“ —

„Wenn mein Körper, der nun den Tod leiden „wird, ein Zeuge wider mich vor den Menschen „ist, so wird meine Seele, die der Seligkeit des

Para-

„Paradieses genieſſen wird, ein Zeuge meiner Un„schuld vor Gott seyn.“

Eine Stunde darauf wurde sie in einem Alter von ungefehr siebzehn Jahren unter immer gleichen Merkmalen des heitern Muths, und der Gottseligkeit enthauptet. —

Thomas Morus, gewesener Großkanzler von Engelland, hatte lieber seine hohen Würden niedergelegt, als in die ungerechte Ehescheidung seines Königs gewilligt. Der König hatte aber daran nicht genug, sondern verurtheilte denselben unter handgreiflichen falschen Beschuldigungen zum Tode. Man that ihm den Antrag, daß er seine vorigen Gedanken wegen der Ehescheidung widerrufen, und dadurch des Monarchen Gnade suchen sollte. Aber Morus antwortete nichts weiter darauf, als: „ich will Gott bitten, daß er mich bey diesen gerechten und guten Gesinnungen bis an mein Ende erhalten wolle.“ Als man ihm hierauf vor dem Gericht das entsezliche Urtheil vorlas, „daß er gehangen, dann noch lebendig wieder abgenommen, sein Eingeweide aus dem Leibe gerissen, und er also, als ein des Hochverraths schuldiger lebendig vertheilt werden sollte,“ so antwortete Morus: „Ich habe nichts

mehr zu sagen, Mylords, als nur dieses: Gleichwie Paulus bey Stephani Tode zugegen war, und Wohlgefallen daran hatte, und denen, die ihn steinigten, die Kleider verwahrte, nun aber mit diesem Stephanus im Himmel lebt, und eine ewige Freundschaft mit ihm pfleget: also fasse ich auch das Vertrauen, und ich werde auf das inbrünstigste darum beten, daß ob sie gleich, Mylords, mich jezt auf Erden zum Tode verurtheilten, wir doch einstens einander zu unserer immerwährenden Seligkeit im Himmel wiederfinden mögen. Gott erhalte Sie alle, und insbesondere den König, meinen Herrn, und schenke ihm treue Räthe!" Stille und gelassen gieng er nach dem Tower zurück. An dem Eingang desselben fand er seine geliebteste Tochter, die Frau Roper, welche geglaubt hatte, daß diß die lezte Gelegenheit seyn würde, die sie jemals haben könnte, ihn zu sprechen. So bald er erschien, drängte sie sich durch das Volk und die Wachen, die ihn umgaben, und fiel auf ihre Knie, um seinen Segen zu empfangen. Sie umarmte ihn dann eilfertig unter einem Strom von Thränen, und tausend Küssen der Zärtlichkeit und Liebe, indem ihr Herz vor Kummer brechen wollte, und

sie

sie kein Wort weiter sagen konnte, als: Mein Vater! O! mein Vater!!

Wenn irgend etwas seine Standhaftigkeit erschüttern konnte, so mußte es diß seyn. Aber er hielt sie nur in seinen Armen, und sagte zu ihr: Meine Tochter! Obgleich ich ganz unschuldig bin bey allem, was ich leide, so geschieht es doch nicht ohne den Willen Gottes, dessen heiligem Wohlgefallen wir unsern eigenen Willen unterwerfen müssen! Ertrage daher deinen Verlust geduldig! Mit Gebet und stillen Betrachtungen bereitete er sich zu seinem unverschuldeten Tode, der nachher in die Enthauptung verwandelt wurde. Der rachgierige König, Heinrich der Achte, ließ ihm des Morgens sehr früh unvermuthet ankündigen, daß er nach wenigen Stunden sollte hingerichtet werden. Er wollte ihn durch diese schnelle Nachricht in Schrecken und Bestürzung setzen. Aber er verfehlte seine schadenfrohe Absicht. Morus kam nicht aus seiner ruhigen Gemüthsverfassung, sondern antwortete seinem Freunde, Th. Pope, dem Ueberbringer dieser Nachricht: „Ich danke euch von ganzem Herzen für diese gute Zeitung. Ich bin dem Könige für seine Wohlthaten bey so vielen Ehrenstellen, die er

mir gnädigst verliehen hat, sehr verbunden gewesen: aber ich versichere euch, ich bin seiner Gnade noch mehr dafür verbunden, daß er mich hieher gebracht hat, wo ich hinlängliche Zeit und Musse gehabt habe, an mein Ende zu gedenken, und, so wahr mir Gott helfe, am meisten bin ich dem Könige dafür verbunden, daß es ihm gefallen hat, mich so bald von den Trübsalen dieser elenden Welt zu befreyen." Nachdem Th. Pope seinen Auftrag ausgerichtet, nahm er von seinem Freunde mit vielen Thränen und grosser Rührung Abschied. Aber Morus redete ihm Muth zu, und bat ihn, daß er sich mit der ewigen Glückseligkeit trösten möchte, worinn sie miteinander in ungestörter Liebe einst leben würden. Alle seine Reden, wie sein ganzes äusseres Betragen, waren ein deutlicher Beweis von der Ruhe und Gelassenheit in dem Innersten seiner Seele. Er gieng still zu der Todesstätte, und richtete seine Augen oft zum Himmel. Eine Frau kam ihm mit einem Becher voll Wein entgegen, aber er nahm denselben nicht an, und sagte: Christus trank in seinem Leiden nicht Wein, sondern Essig. Auf dem Blutgerüste sprach er mit vieler Heiterkeit, und bezeugte seine Unschuld. Er betete hierauf kniend

mit

mit vieler Andacht, und da ihn der Nachrichter um Vergebung bat, umarmte er ihn, und sagte: „Sammle deine Herzhaftigkeit, Mann, und sey nicht erschrocken, dein Amt zu verrichten! Mein Hals ist sehr kurz, nimm dich deßwegen in acht, daß du nicht schief haueſt, sondern behaupte deine Ehre!“ Und in dem Augenblick war der Kopf vom Rumpf abgesondert.

Dieß sind Beyspiele von Standhaftigkeit, die der menschlichen Natur zur höchsten Ehre gereichen, und deutlich beweisen, welch einen hohen Grad der Tugend ein Mensch erreichen könne, wenn er den Lehren der Weisheit und Religion Gehör giebt, und sich dieselben recht klar und lebhaft vor Augen stellt.

Die Hauptstützen dieser ausserordentlichen Standhaftigkeit sind aber ausser mehrern vorhergehenden, folgende:

1. Der Weise, so sagt Epictet beym Arrian, B. 4. C. 1. ist frey, und läßt sich durch nichts zwingen. Er hält nur das, was gerecht und löblich ist, für Gut, und was ungerecht und schädlich ist, für Böse. Will man ihn also zu diesem zwingen, so wählt er lieber

Marter und Tod, um frey zu bleiben. — Der Leib stehet zwar in eines andern Gewalt, den kann man tödten: aber, den freyen Willen hat Gott in unsere Gewalt gegeben. Sollte uns also jemand zu dem, was Unrecht ist, zwingen wollen, so muß man den Leib fahren lassen, und den Willen Gott übergeben. Will Er, daß wir Marter leiden, so wollen wir gern Marter leiden, und lieber als tugendhafte Männer sterben, als wie Lasterhafte leben. Ob gleich der Tod selbst nicht in unserer Gewalt stehet, so stehet doch die Verachtung des Todes darinn: und wer diesen nicht fürchtet, der fürchtet auch keinen Tyrannen, sondern ist wahrhaftig frey. So war Socrates frey. Als er von den Tyrannen befehligt wurde, gegen den Leon zu marschiren, (den General Leon zur Hinrichtung aus Salamin abzuholen, Apologie Socrat. Cap. 20.) fand er, daß dieß unrecht und schändlich wäre, und berathschlagte deßwegen nicht einmal: ob er gehen sollte, ob er gleich wußte, daß ihm der Ungehorsam leicht den Kopf kosten dürfte. Was fragte er darnach? denn er wollte etwas anders retten, nicht das Fleisch, sondern die Treue, die Rechtschaffenheit. An diese kann niemand Hand anlegen, niemand

kann die unterwürfig machen. Und wie betrug er sich, als er nachmals vor den Richtern, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, seine Schuzrede hielt? Bat er wehmüthig, als ein Mann, der Weib und Kinder hat, um das Leben? Wie betrug er sich, als er jezt das Gift trinken mußte? Wie, da er sich hätte salviren können, und Crito zu ihm sagte: Geh um deiner Kinder willen! Was sagte er dazu? Sahe er das als ein sonderbares Glück an, das er mit beyden Händen ergreifen müßte? Bey Leibe nicht: sondern er sahe nur auf das Anständige und Schickliche, alles andere achtete er nicht. „Denn ich will nicht den Körper retten, sagte er, sondern dasjenige, was durch Gerechtigkeit erhalten, und verstärket, durch Ungerechtigkeit hingegen verringert, und verderbet wird.“ Ein Socrates rettet sein Leben durch keine Niederträchtigkeit: Er, der seine Stimme zu einer ungerechten Sache nicht gab, wenn gleich die ganze Republik es befahl: Er, der sich nichts aus den Tyrannen machte, der so vortrefliche Unterredungen über die Tugend, und die Liebe des Moralisch-schönen gehalten hat: daß ein solcher Mann sein Leben auf eine schimpfliche Weise rette, das gehet schlechterdings nicht an:

durch

durch Sterben rettet er sich, nicht durch die Flucht.

Eben diese Grundsäze hatten Stephanus, die Apostel, die wahren Märtyrer, wie: Ignatius und Polycarpus, aus der ältern, Huß und Hieronymus, die protestantischen Prediger Roger, und Desubac, in Frankreich, aus der neuern Zeit. Sie kannten kein ander Gesez, als das Gesez Gottes: und diesem opferten sie ihr Leben freudig auf. Keine Drohung ihrer Verfolger konnte sie dahin bringen, der erkannten Wahrheit untreu zu werden, und dem Willen Gottes zuwider zu handeln. Weder wilde Thiere, noch Scheiterhaufen, waren ihnen schrecklich. Als Christen hatten sie gelebt, und als Christen wollten sie lieber sterben, als die Wahrheit, und Gerechtigkeit, und Christenpflicht verleugnen.

Dieser edle Stolz, dieser großmüthige Eifer für Recht und Pflicht, und die Ehre ihres höchsten Herrn, machte ihnen die Schmach zur Ehre, und den Scheiterhaufen zum Triumph...

2. Der Tod ist nicht so schmerzlich, als man insgemein glaubt: er ist kein so grosses Uebel als man meynt. So bald er angelangt

langt ist, so ist er vorbey: entweder noch nicht gekommen, oder schon verschwunden: nimmer ist er hier. Der von schwarzen Ahndungen gequälte Mensch empfängt, aber leidet nicht den fürchterlichen Streich des Todes. Dieser ist nur eine Trennung der Seele vom Körper, und bey weitem nicht so entsezlich, als man sich denselben gewöhnlich einbildet. Alles Röchelns und verzogenen Gesichts unerachtet ist er vielleicht dem Einschlafen eines Ermüdeten ähnlich. Man hat viele Beyspiele, daß, je näher einer dem Tod kommt, desto weniger er Schmerzen fühlt; es ist ihm wohl — und er stirbt.

Der gewaltsame Tod aber ist in einem Augenblick vorbey. In einem Augenblick ist die Enthauptung geschehen. In einem Augenblick ist man erwürgt. In einem Augenblick ist der Herzstoß vorbey. In einem Augenblick ist der Giftbecher ausgetrunken. Einem Morus und Socrates, die ihre Phantasie zu beherrschen wußten, war er daher gar nicht fürchterlich. Sie sahen ihn in dem Gesichtspunct an, wie ihn Epictet angesehen hat. „Wenn mich ein Tyrann citirt, und mir droht, sagt er, so antworte ich: welchem Dinge drohet er? Sagt er:

schlies-

schliesset ihn in Ketten, so sage ich: den Händen und Füssen drohet er.. Du sollst enthauptet werden. Das ist dem Halse gedrohet. Ich laß dich ins Gefängniß setzen, ich verweise dich des Landes.. Da wird dem ganzen Körper gedrohet. Ist hiemit dir nichts gedrohet?? Wenn ich mir den Begriff gemacht habe, dieß alles habe für mich nichts zu bedeuten, so — ist mir nichts gedrohet." So paradox und übertrieben dieß manchem vorkommen mag, so ist doch so viel gewiß: daß die Einbilduug den natürlichen und gewaltsamen Tod weit schröcklicher macht, als er wirklich ist, und daß vielleicht manche Krankheit und Operation weit schmerzlicher ist, als der Tod selbst.

Wer also seine Phantasie zu beherrschen weiß, der wird den natürlichen und gewaltsamen Tod weit weniger schröcklich finden, als andere, die sich vor jedem Phantom entsetzen,.. und aus Furcht fast ohnmächtig werden.

3. Man läßt in der Welt fast tausend Jammer zurück, und wird durch den Tod von allen Uebeln frey. Man geht aus einer Welt weg, wo so viel Kummer, Sorgen, Schmerzen, Krankheiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, so viel Haß, Neid, Eigennutz, Herrschsucht, kurz

wo so viele Laster, und so wenig Tugenden zu finden sind. Man verläßt eine Welt, wo das Gute so wenig geachtet, und das Böse so oft noch befördert wird: wo Macht und Reichthum so viel, und Armuth und Unschuld, so wenig gelten. Man geht weg von Menschen, die einen nicht kennen, und nicht kennen wollen, nicht verstehen, und nicht verstehen wollen: die einem tausend Unrecht thun, und tausend Verdruß machen, weil man nicht so schlecht denken, und handeln kann, wie sie: die weder Einsicht haben, noch sich erwerben wollen: die nicht nach Gerechtigkeit und Billigkeit, sondern nach Interesse und Leidenschaften richten: die den Menschen nach dem äussern Schein, und nicht nach dem innern Werth beurtheilen: die den heimtückischen Kriecher durchkriechen lassen, und den edlen Mann mit Tigerklauen packen: die es nicht für möglich halten, daß man aus Liebe zu Gott und zur Tugend das Gute liebt, und das Böse hasset. Ach, wie willig trank daher Socrates seinen Giftbecher, um recht bald aus einer Welt wegzukommen, worinn, wie er im Axiochus des Aeschines sagt: — das Loos dem Menschen vom Schicksal zufiel in Noth und Jammer zu leben. Wie gern legte Raleigh

seinen

seinen Kopf auf den Block hin, um ihn mit dem Schwerdt, diesem scharfen aber sichern Mittel gegen alles Uebel, wie er es nannte, abschlagen zu lassen!

Von allen diesen Uebeln wird man durch den Tod frey. Dieser zerreißt die Bande aller Gefangenen, trocknet alle Thränen der Verfolgten ab, stillet alle Klagen der gekränkten Unschuld, nimmt den Unterdrückten gegen den Tyrannen in Schuz, und macht allem Leiden, aller Ungerechtigkeit, und Verfolgung, allen Schmerzen und Krankheiten, ein erwünschtes Ende....

4. Die beste und sicherste Stütze der Standhaftigkeit beym Sterben überhaupt, und bey ungerechter Hinrichtung insbesondere, ist endlich: die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, und die Hofnung eines bessern und ewig seligen Lebens. Damit richtete sich Socrates vorzüglich auf. Gleicht der Tod einer Reise von hier nach einem andern Orte, sagt er in der Apologie, und ist die Sage wahr, daß dort alle Verstorbenen sind, welches grössere Gut läßt sich denken, als dieses, ihr Richter? Denn, kommt man zur Tiefe hinab, und findet,

findet, statt dieser Afterrichter, die wahren Richter, die, wie's heißt, noch dort richten, den Minos, und Rhadamanthus, und Aeacus, und Triptolemus, und die andern Götterſöhne, die im Leben gerecht waren, wie kann man die Reiſe noch traurig nennen? Und dann mit Orpheus und Muſäus, und Heſiodus und Homerus umzugehen, wie theuer würde einer von euch dieß Glück erkaufen? Ich für meinen Theil will mehrmal ſterben, wenn das wahr iſt. Für mich müßte das Leben dort noch beſondern Reiz haben, wenn ich den Palamedes, und Aiax, Telamons Sohn, und andere Alte, die durch ein ungerechtes Urtheil ſtarben, anträfe, und mein Schickſal mit dem ihrigen vergliche — — ich denke, das müßte nicht unangenehm ſeyn.

Und im Phädon, S. 8. ſagt er zu ſeinen Freunden: ihr wißt wohl, daß ich da, wo ich hinkomme, gutgeſinnte und rechtſchaffene Menſchen anzutreffen hoffe, wiewohl ich hierauf nicht ſo ſtark beſtehen will; allein, daß ich dort Götter, vollkommen gute und gerechte Herren, antreffen werde, diß behaupte ich, wie ihr wißt, ſo gewiß, ſo zuverſichtlich, als ich jemals einen

philosophischen Lehrsatz behauptet habe. Darum macht es mich auch nicht traurig, daß ich sterben soll; denn ich habe die gewiße Hofnung, daß mit dem Tode nicht alles für mich aus ist, und daß das Leben nach dem Tode für Gute weit glückseliger seyn wird, als das gegenwärtige.

Was nun Socrates hier theils zweifelhaft, theils dunkel, einsahe, das weiß der Christ, gewiß und deutlich. Ihm ist der Tod nicht allein das Ende aller Leiden und Mühseligkeiten, sondern auch der Eingang ins wahre, ewig seelige Leben: der Hingang zu Gott, und Jesu, zu Moses, Enoch, Paulus, Petrus, Johannes, Luther, und andern heiligen Männern: der Ort der süssen Ruhe, der ewigen Freude und Wonne... Selbst sein unschuldiger Tod, verglichen mit der Gerechtigkeit Gottes, ist dem Märtyrer der Rechtschaffenheit nicht nur ein Beweis von jenem bessern Leben, sondern auch ein Grund zur demüthigen Hofnung einer desto grössern Seligkeit in demselben. Denn, es ist recht bey Gott zu vergelten Trübsal denen, die uns Trübsal anthun: uns aber, die wir Trübsal leiden, Ruhe und Erquikung zu geben. Es ist recht bey Gott, denen, die den guten Kampf ausgekämpft haben, die Krone der

Gerech-

Gerechtigkeit beyzulegen, und die Thränen derer, die aus grosser Trübsal hergekommen sind, abzuwischen. —

Diese Ueberzeugung von der Unsterblichkeit und einem bessern Leben erhebt über alle Schreckbilder des Todes: sie stärkt und erhöht die Seele unter allen Mühseligkeiten und Leiden: sie macht standhaft, und getrost: sie macht alles irrdische vergessen: sie erfüllt das Herz mit einem Vorschmack himmlischer Freuden: sie bildet Helden im Tode.

Dies beweisen die Beyspiele der Märtyrer, Apostel, eines Huß, Hieronymus, Morus, einer Johanna Gray, und eines Jean a-las. Dieses unschuldige Opfer des Fanaticismus ermannte sich auch vorzüglich durch die Hofnung eines bessern Lebens, und gieng seiner grausamen Hinrichtung so getrost entgegen, als ob er zu einem Freudenfest gienge. „Ich habe den Himmel offen gesehen, sagte er am Tage seiner Hinrichtung zu seiner Gattin, die Freuden der zukünftigen Welt geschmeckt, die Engel und Heiligen erblickt, die mich in ihre selige Gesellschaft aufnehmen wollen. Ein Strahl der ewigen Herrlichkeit hat meine Seele erfüllt und gestärkt. Ihr wißt, gestern Abends war ich matt zum Tode, meine Zunge

stammelte, meine Augen waren gebrochen, meine Knie und mein Körper sank unter der Last seines Haupts, das vor Schwachheit von einer Seite zur andern fiel — — ach! ich konnte nicht einmal dem guten Casein g danken, nicht ihm mein leztes Lebewohl sagen! Jezt — jezt fühle ich Stärke in meiner Seele, und in meinem Körper. Keine Furcht vor dem Tode! Rad und Scheiterhaufen scheinen mir eine Leiter zum Himmel! Triumph, Triumph, denn bald, meine Lieben, bald ists überwunden, bald hat sich meine Seele über alles Vergängliche zu Gott, dem Urquell der Seeligkeit emporgeschwungen."

Solche erhabene Gedanken und Empfindungen, die wir vorzüglich der christlichen Religion zu danken haben, schlagen alle Todesfurcht nieder, erheben die Seele über Zeit und Tod, und entzücken den Geist in das himmlische Paradies...

§. 23.

Kurze Wiederholung der bisher angeführten Gründe.

Dies sind also die Gründe zur Großmuth im Unglück: daß es Thorheit sey, sich in die Nothwen-

wendigkeit und Unvermeidlichkeit des Leidens nicht schicken zu wollen: daß die Ungeduld schimpflich und schädlich, die Geduld hingegen rühmlich und nüzlich sey: daß der Mensch große Kraft habe, jedes Leiden zu ertragen: daß heftige Schmerzen nicht lange währen, und geringere erträglich seyn: daß wir den Unsrigen ein gutes Beyspiel schuldig seyen: daß manche Schmerzen und Krankheiten uns vor grössern Uebeln bewahren: daß ein Gott sey, der die Begebenheiten der Menschen nach den besten Regeln der Weisheit regiere: daß eine weise Vorsehung über uns walte, und daß alles, was uns geschieht, uns unter der Wissenschaft und Leitung des Weltschöpfers wiederfahre: daß Gott unsre Leiden nach seiner Güte so lenken werde, daß wir sie ertragen können: daß er bey allen Schmerzen und Leiden, die er uns zuschickt, die weisesten und wohlthätigsten Absichten für uns habe: daß es besser sey, hier einige Augenblicke am Leibe zu leiden, als dort ewig an der Seele: daß auch das Leiden weise Einrichtung Gottes sey: daß man um des Namens Gottes willen leide: daß Liebe zu Gott und zum Erlöser alles Leiden erträglich mache: daß uns das Unglück ohne unsre Schuld treffe, und also von Gott komme.

daß wir beym Verlust des Vermögens das wahre Gute, nemlich Weisheit und Tugend besser kennen und lieben lernen, und auf höhere Güter und unser wahres Glück aufmerksamer gemacht werden: daß unsre Nebenmenschen uns unterstüzen werden: daß wir Fähigkeiten und Geschicklichkeiten besizen, uns den nöthigen Unterhalt zu erwerben: daß mancher durch den Verlust seines Vermögens zu mehrerem Fleiß und Betriebsamkeit in seinem Beruf, wie auch zu einem festeren Vertrauen auf Gott ermuntert, und nachher durch Gottes Segen weit glücklicher geworden sey, als er vorher war: daß uns Gott zu Besiegung der Gefahren Kräfte gegeben, und seinen Beystand versprochen habe: daß es Pflicht sey, sich um des gemeinen Besten willen mancher Gefahr zu unterziehen: daß Gott nur die besten, und vorzüglichsten Menschen an die gefährlichsten Pläze stelle: daß wir nach Ueberwindung der Gefahren Lob, Ehre, und Belohnungen erlangen: daß Gott unsre Armuth wisse, und ursprünglich nichts unser eigen sey: daß man in der Armuth dennoch ruhig und zufrieden leben könne: daß es groß sey, entbehren zu können: daß manche noch ärmer seyen, als wir, und doch nicht Hunger leiden: daß die Armuth

uns

uns vor vielen Fehlern abhalte, und zu vielen Tugenden antreibe: daß uns die Vorsehung oft gerade zu der Zeit Hülfe zuschicke, wenn wir ihrer am bedürftigsten sind: daß uns die Armuth nicht hindere, so glücklich in der Welt zu werden, als der reichste: daß der Verfolger nur so weit gehen dürfe: als Gott will, und, wenn dies ist, daß er nie zu weit gehen dürfe: daß der Verfolger uns vollkommener mache, und dadurch unser großer Wohlthäter werde: daß gerade die edelsten und besten Menschen am meisten verfolgt werden: daß uns unser Gewissen nichts vorwerfe: daß unsre Unschuld noch einmal hier, oder doch gewiß dort an den Tag kommen, und unsre Verfolger werden zu Schanden werden: daß wir nicht ewig bey unsern Geliebten bleiben können, sondern uns einmal gewiß von ihnen trennen müssen: daß unsre Geliebten sterblich gewesen seyen: daß alles in der Welt eben so unbeständig und vergänglich sey: daß unsre Geliebten nicht unser Eigenthum, sondern nur Pfänder gewesen: daß es ihnen wohlgegangen: daß es einem Weisen unanständig sey, so lange zu trauren, bis die Zeit seine Trauer lindert: daß wir nicht die einzigen seyen, die über den Verlust der ihrigen trauren: daß wir unsre

Geliebten in einem bessern Leben wieder sehen, und dann ewig mit ihnen verbunden bleiben werden: daß uns im Gefängniß und in der Verbannung das Gefühl unsrer Tugend und Standhaftigkeit erfreue und tröste: daß uns das Mitleiden anderer, und Beschäftigungen, unsren Zustand erträglich machen: daß die Gefangenschaft nicht ewig währe: daß Gott das Gefängniß leicht wenden könne: daß die ganze Welt das Vaterland eines wahren Christen sey: daß eine ungerechte Hinrichtung uns bey Gott und rechtschaffenen Menschen zur Ehre gereiche, uns von vielen Uebeln befreye, und zum ewigen Leben in den Himmel, einführe ....

Ungeachtet bey jedem Leiden die besondern Trostgründe angeführt sind, so wird doch nicht behauptet, daß nur diese allein anwendbar seyen, und die übrigen ausschließen. Im Gegentheil können die allgemeinen: von der Vorsehung Gottes, vom Nutzen und von der Unvermeidlichkeit der Widerwärtigkeiten: vom Nuzen der Geduld, und Schaden der Ungeduld: — bey jedem besondern Leiden gebraucht werden, ob man sie gleich nicht allemal zu wiederholen für nöthig fand.

Aber dieß wird nöthig seyn hier nochmals erinnert zu werden, daß man diesen Gründen oft

nachdenke, sich davon recht überzeuge, sie mit der Erfahrung zusammenhalte, und in sein ganzes Denk- und Empfindungsvermögen gleichsam verwebe. Auf diese Weise werden wir sie bey jedem Leiden in Bereitschaft haben, und uns vermittelst derselben zu einer solchen Geduld und Standhaftigkeit gewöhnen, die auch der einstürzende Weltbau nicht erschüttern kann. Und o wie nöthig ist dies, da so wenige Menschen von Widerwärtigkeiten frey bleiben, da es ihnen so viel Ehre bringt, unter denselben geduldig zu seyn, und da ihre Würde durch Ungeduld und Kleinmüthigkeit so sehr verdunkelt wird!

Auch die Weisheit im Leiden ist eine Fertigkeit, die durch anhaltende, vom leichtern zum schwerern fortgesezte Uebung entsteht, wie die Tugend überhaupt eine lange Gewohnheit. Wer weichlich und träge sich von jedem Schmerz, jedem unangenehmen Vorfall entwafnen und zu Boden schlagen läßt, hat freylich um so weniger Muth und Kraft, bey schweren Anfällen sich aufrecht zu erhalten, und dem Feinde zu widerstehen.

Großmuth gegen Feinde, und Beleidiger.

§. 25.

Entstehung und Nothwendigkeit der Feindschaften in der gegenwärtigen Welt.

In einer Welt, wie die jezige ist, wo man so wenig auf moralische Vollkommenheit dringt, und wo man die ganze Erziehung darauf anlegt, lieber gelehrte, als gute Menschen zu bilden, ist es schlechterdings unmöglich, ohne Feinde zu seyn. Zuerst macht man sich durch das Feuer der Jugend, und die Hitze der Leidenschaften, andere, die man auf seinem Wege quer über findet, abgeneigt, indem man theils aus Mangel der Weltkenntniß sein Recht mit zu großem Eifer behauptet, theils aus Unvorsichtigkeit manches thut, was andre kränkt, und beleidiget. Dann kommt man in ein Amt, will aus edler Absicht Gutes wirken, sucht im Bewußtseyn seiner guten Absichten sein Vorhaben mit Muth und Entschlossenheit durchzusetzen, stößt

diese

diese und jene Alltagsseele vor den Kopf, und macht sie sich zum Feinde. Ferner sieht man hier Unordnungen, und dort Ungerechtigkeiten, mag und kann sie nicht billigen, sondern tadelt und mißbilligt sie, und wird deßwegen gehaßt und angefeindet. Hat man endlich gleich die Herrschaft über seine Leidenschaften erlangt, so muß man dennoch das gemeine Beste zu befördern suchen, und findet auf diesem Wege abermals so viele, die es theils aus Mangel der Einsicht, theils aus Gemächlichkeit, theils aus Interesse und Eigennutz hindern, daß man ihnen aus Gewissenhaftigkeit widersprechen, entgegen arbeiten, sie tadeln und bestrafen muß. Und entstehen hieraus nicht wiederum Feindschaften? Denn, wer alles gehen läßt, wie es geht, — sich um den Schaden Josephs wenig oder nichts bekümmert, und um seines Interesse's willen sich keine Feinde machen will, den halte ich für keinen guten Bürger, für keinen rechtschaffenen Mann, vielweniger für einen wahren Christen. Mögen ihn andere loben, die wissen was recht ist, aber es nicht thun, — mögen sie ihn klug nennen, daß er seinen wahren Vortheil nicht sucht, — ich kanns nicht, sondern denke vielmehr wie Herr Ritter von Zimmermann

zu seiner Mutter sagte, als sie ihn bat, sich nicht so viele Feinde zu machen: wißt ihr nicht, Mutter, daß der ein schlechter Kerl ist, der keinen Feind hat? — Denn, wenn ein rechtschaffener Mann alles thun soll, was wahr, und recht, und gut ist, so muß er Laster hindern, Unordnungen tadeln, und Bosheiten mißbilligen, und sich dadurch kleine Seelen nothwendig zu Feinden machen.

Schon David sagt: die mir Arges thun um Gutes, darum, daß ich ob dem Guten halte. Und eben so muß noch heut zu Tag mancher Rechtschaffene klagen.

Sieht man sich weiter unter den Menschen um, so wird man gewahr: daß oft Neid, Eigennutz, Dummheit, unter denen, die einerley Gewerbe treiben, die einander am nächsten sind, die die heftigsten und bittersten Feindschaften hervorbringen, und daß oft Richter und Vorgesetzte, aus Gemächlichkeit, Partheylichkeit, Mangel der Einsicht, und Interesse, die Feindschaften nicht nur nicht aufheben, sondern sogar vermehren und verstärken. O, wie manche Feindschaft kann ein weiser und billiger Vorgesetzter in der Geburt ersticken! Wie manchen Verdruß und Zank hindern,

dern, wenn er einsichtsvoll, unpartheyisch, und gerecht zu Werke geht!

Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, mit Unterdrückung und Mißachtung anderer verbunden, sind fernere Ursachen zu bittern und heftigen Feindschaften, die desto langwieriger und gefährlicher werden, je weniger man sich anfänglich dagegen vertheidigen kann. Denn endlich brechen sie, gleich einem heftigen Ungewitter mit wildem Grimme aus, und schlagen und reißen alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellt.

Wenn mehrere nach einer Ehrenstelle, nach einem Glück trachten, das nur einer erlangen kann, welche unversöhnliche Feindschaften stiftet dies nicht unter kleinen Seelen! Tag und Nacht ruhen sie nicht, um demjenigen, der ihnen vorgezogen worden ist, Unruhe und Verdruß zu machen! Ihre schwarze Seele macht gern sich mit den ihrigen unglücklich, wenn nur dem andern sein Glück ganz oder zum Theil entrissen werden kann.

Eitelkeit und Ehrsucht, Geiz, und Habsucht, wenn sie nicht befriediget werden können, wie neidisch, wie arglistig, wie boßhaftig und feindselig machen sie nicht abermals gemeine Seelen!

Oft darf man nur ein besseres Kleid, mehr Vermögen, Geschicklichkeit, Verstand, und Rechtschaffenheit, als ungebildete Menschen haben, so wird man ebenfalls ein Gegenstand ihrer Abneigung.

Wie viele Feindschaften hat nicht schon die Verleumdung gestiftet, besonders, wenn man sie nicht streng, scharfsinnig, und unpartheyisch prüft, sondern gutmüthig annimmt, und glaubt! denn, wenn das Verleumden hinreicht, einen dem andern abgeneigt zu machen, — und dieser Fall kommt im gemeinen Leben sehr oft vor, — wer kann da sicher seyn?

Ein unvorsichtiges Wort, eine unterlassene Höflichkeitsbezeugung, edler Stolz, — haben schon manchem viele, bittere und unbarmherzige Feinde zugezogen. Kurz: ohne Feinde zu haben, werden wenige Menschen ihre irrdische Laufbahn vollenden, und am allerwenigsten wird dies Glück oder Unglück den Rechtschaffenen zu Theil werden.

Es ist aber auch gut, und nothwendig, daß es Feindschaften und Uneinigkeiten in der jetzigen Welt giebt. In einer bessern Welt, wo die Menschen moralisch-vollkommner wären, nur Recht und Gerechtigkeit, nur Wahrheit und Tugend liebten,

ten, da müßte freylich nichts als Liebe und Freundschaft, Friede und Einigkeit wohnen. Wo aber noch so viele Laster und Untugenden herrschen, wo die Leidenschaften noch so oft über die Vernunft Meister werden, da müßen Feindschaften und Uneinigkeiten entstehen, da kann der Lasterhafte mit dem Lasterhaften, und der Rechtschaffene nicht mit diesen einig seyn. Und es ist auch gut, wie ein großer Menschenkenner mit Grund sagt, wenn es in einem Staat ꝛc. zweyerley entgegengesetzte Partheyen giebt: denn, da führt eine über die andre die Aufsicht, und Menschen brauchen eine Aufsicht. Wie oft hört man z. E. von Herrschaften, daß sie es in allem Ernst nicht gern haben, wenn ihre Domestiquen ganz einig sind, weil sie sonst gemeiniglich betrogen, hintergangen, und bestohlen werden. Ist hingegen nur eins und das andere vom Gesinde anders gesinnt, und mit den übrigen uneinig, so traut man ihm nicht, so nimmt sich jedes in Acht, arbeitet fleißiger, und führt über einander die Aufsicht.

Eben so ist es in andern Ständen, unter Collegen, Mitarbeitern, und dergleichen. Wenn sie alle einig sind — seltene Ausnahmen lasse ich gerne zu — da wird oft schlecht gearbeitet, und

das

das gemeine Beste hintangesetzt: da wird oft dem einen und oft dem andern ein so genannter Gefallen gethan, und Recht und Gerechtigkeit verletzt.

Es scheint daher, die Vorsehung habe die Feinde bey gegenwärtiger Welt selbst für gut befunden, um die Menschen zu bessern, das Böse zu hindern, und das Gute dagegen zu befördern.

Unverständig, und unweise denken und handeln also diejenigen, welche nirgends keine Feinde dulden wollen, die doch selbst die Vorsehung für nöthig hält. Sie hindern dadurch das Gute, und befehlen gleichsam das Böse. Denn, wenn sie wollen, daß man keine Feinde habe, so wollen sie auch, daß man sich dem Unrecht nicht widersetze, sondern so gewissenlos sey, alles gehen zu lassen, wie es geht . . .

§. 26.

Wer ist ein wirklicher Feind?

Wir haben bisher das Wort: Feind, im gewöhnlichen und allgemeinen Sinn genommen. Jetzt wollen wir es näher bestimmen, und sehen: wer denn ein wirklicher Feind von uns sey?

Man

Man hält im gemeinen Leben so manchen für einen Feind, der es in der That nicht ist, sondern blos die Pflichten des rechtschaffenen Mannes zu erfüllen sich bemühet. Wer sich z. E. Lastern und Unordnungen widersetzt, wird gemeiniglich von demjenigen für einen Feind gehalten, welchen er zu tadeln sich für verpflichtet hält. Gewöhnlich sucht sich dieser auch damit auszureden: jener sey sein Feind, er thue es aus Feindschaft ꝛc. Sehr oft findet er auch Glauben bey solchen, denen es wenig ums gemeine Beste zu thun ist, und die zu kurzsichtig und gemächlich sind, die Sache recht einzusehen und zu prüfen: und jener wird für seinen Patriotismus mit dem Titel eines feindseligen, unverträglichen Mannes beehrt. Aber, entweder ist er es nicht, und man thut ihm schreyend Unrecht, wenn man ihn dafür hält, und verlangt, daß er eine geringere Pflicht der grössern aufopfern solle: oder sind dergleichen Feindseligkeiten — ich rede die gemeine Sprache — dem gemeinen Besten nöthig, nützlich und heilsam: und diejenigen verdienen den Namen der ungerechten, und untugendhaften Menschen, die seine Handlung so falsch und unbillig beurtheilen.

Auch ist der kein Feind vom andern, gegen den er sein Eigenthum, Recht, und Ehre, die ihm dieser widerrechtlich entreißen will, vertheidiget, und behauptet. Es giebt leider! viel dergleichen einsichtslose, ungerechte und eitle Menschen, die jeden Vorzug des andern sich anmaßen, jedes Recht ihres Nächsten sich zueignen, und ihre Eitelkeit damit befriedigen wollen. Und mit diesen eitlen Hohlköpfen wird man denn gezwungen zu kämpfen, weil man nicht verbunden ist, sich das Seinige entreissen, und einem unverdienten dasselbe zu Theil werden zu lassen. Widerlegen nicht selbst diejenigen, die von Amtswegen nichts als Frieden, und Dulden, im Munde haben, ihre Ermahnungen mit der That, so bald sie an ihren Rechten gekränkt zu werden glauben? Allenfalls ist nur der Unterschied dabey, daß sie mit andern Absichten bemänteln, was ein anderer gerade heraussagt.

Ferner ist auch derjenige kein Feind von dir, Hochmüthiger, der sich nicht drehen, und wenden, und stoßen, und hudeln läßt, wie du willst. Stolz wird er sicher genannt. Aber — es sey! so ist es gewiß ein edler, tugendhafter Stolz, der es seiner unanständig hält, sich so weit wegzuwerfen,

sen, daß er seine Menschenrechte bey dergleichen Mißhandlungen, mögen sie auch herkommen, von wem sie wollen, vergißt, und sich nehmen läßt.

Weiter verdient auch der den Namen eines Feindes nicht, der keinen Beruf fühlt, deinen Eigennutz, und Geiz, Habsüchtiger! zu befriedigen, deine Schätze zu vermehren, und — deinen schlimmen Charakter zu begünstigen.

Von unvorsichtigen, und unvorsätzlichen, Beleidigungen ists ohnehin von selbst klar, daß sie nicht unter die wirklichen Feindseligkeiten gehören.

Aber, der ist unser Feind, der aus Neid, Mißgunst, Geiz, Ehrsucht, uns unsre Vortheile, Ehre, und Gerechtsame zu entreissen sucht, und, wenn wir sie ihm nicht gutwillig überlassen, durch Kriechereyen, Verleumdungen, und Verdrehungen unsrer Absichten und Handlungen, diejenige, so uns dabey schützen sollen, auf eine niederträchtige Weise gegen uns so einnimmt, daß sie uns, ungehört, absprechen, was uns doch die Gesetze deutlich und ausdrücklich zusprechen.

Der ist unser Feind, der mit teuflischer Boßheit uns wieder um die Ehre, und um das Glück zu bringen sucht, das er mit uns verlangt, aber nicht erhalten hat: der gern unglücklich werden

will, wenn er nur uns auch unglücklich gemacht hat.

Der ist unser Feind, der, weil wir ihm die Wahrheit zu frey gesagt haben, uns verleumdet, und verfolgt, und um unsre Ruhe und Zufriedenheit zu bringen sucht.

Der ist unser Feind, der um eines unschuldigen Worts, um einer unvorsichtigen Handlung willen uns mit Tigerklauen anfällt, um Ehre, und Credit bringt, und sich vielleicht noch gar für großmüthig hält, daß er uns nicht ganz aufgerieben hat.

Der ist unser Feind, der uns im ganzen weiten Lande herum bey Großen und Kleinen, Alten und Jungen, Hohen und Niedern verleumdet und anschwärzt, weil — wir ihm nicht zu Schurkereyen geholfen, das Böse nicht Gut, und das Gute nicht Böse geheissen haben.

Der ist unser Feind, der uns darum verfolgt, weil wir Gott mehr fürchten, als ihn, gewissenhafter handeln, als er, dem gemeinen Besten mehr zugethan sind, als ihm.

Der ist unser Feind, der aus unächten Absichten uns an unserm Glück hindert, und unser Unglück befördert . . .

Wie verhalten wir uns nun gegen so viele, uns abgeneigte, und feindselige Menschen? Gegen öffentliche, heimliche, vorsätzliche, unvorsätzliche, Feinde, im Krieg, und im gemeinen Leben?

Anständig: schön: edel: groß.

Was dies heisse, und aus welchen Gründen es geschehen solle, wird das Folgende beantworten. Und ich wünsche, daß mir diejenige Gattung von Lesern, die ich vorzüglich vor Augen habe, ihre Aufmerksamkeit ganz schenke, und sich zu einem ähnlichen Verhalten ermuntern lasse, das zwar anfangs sehr schwer ist, aber im Fortgang ein göttliches Vergnügen gewährt, und dem Menschen, der es aus Grundsätzen befolgt, einen sehr hohen Rang im Reiche der Geister giebt.

§. 27.

Großmüthiges Verhalten

1) Gegen Feinde im Kriege.

Ungern zieht der großmüthige Fürst sein Schwerd, weil er die Folgen des Kriegs kennet, und versucht vorher alle mögliche gütliche Mittel, ehe er sich entschließt, das Kriegsfeuer anzuzün-

den. Er verschmerzt daher manche Beleidigungen und Beeinträchtigungen, in der festen Ueberzeugung, daß derjenige stärker sey, welcher sich selbst, als ein anderer, der die festesten Mauren überwindet. Und dies gereicht ihm, nach dem Urtheil aller Weisen, zu desto grösserm Ruhm, je mehr Macht und Gewalt er hat, sich selbst Genugthuung und Recht zu verschaffen. Schön ist das Betragen eines Fürsten, der, so sehr man ihn auch zum Krieg zu reizen sucht, doch nicht von seinen friedlichen Grundsätzen abweicht, und, nach dem Beyspiel aller Weisen, lieber mit Worten, Vorstellungen, und Gründen, als mit Bley, Pulver, und Waffen, überwinden will.

Muß aber der edeldenkende Fürst für die Freyheit, für die allgemeine Sicherheit, und Ruhe, fechten, wie der große Gustav Adolph *), so thut er es mit einer von Weisheit, und Güte geleiteten Gerechtigkeit. Seine Thränen mischen sich auf dem Schlachtfelde mit dem Blute seiner Feinde,

*) Ich weiß wohl, daß man die Ehrsucht zum Beweggrund bey diesem großen König macht: allein, die im Moserischen Archiv bekannt gemachten Briefe erweisen das Gegentheil sehr klar.

de, und, so bald er gesiegt hat, ist er wieder der leutselige, großmüthige Menschenfreund, der er vorher war.

Muß er sich vertheidigen, welches, wie Friedrich II. in seinem Antimachiavel sagt, die gerechteste Art von Kriegen ist, so thut er es mit schonender Großmuth, zaudert weislich, wie Fabius, und giebt Befehle zur Menschlichkeit, wie Friedrich. Er besiegt die Rachbegierde desto mehr, je grösseres Unheil sie anzurichten pflegt: denkt an die vielen Unschuldigen, die ihn nicht beleidigten, und wird dadurch bewogen, sich, so viel möglich vor Blutvergießen, und gewaltsamen Mitteln zu hüten.

Muß er aufrührische Unterthanen wieder zum Gehorsam bringen, so macht er den Anfang nicht mit Grausamkeiten, und Hinrichtungen, vor denen die Menschheit schauert, wie Herzog Alba, der Blut, wie Wasser vergoß, keine Menschenrechte respectirte, und das Volk zu tausenden ermorden ließ: sondern er ahmt einem Titus und Heinrich IV. nach, die ihren Ruhm mehr in Erhaltung als in Hinrichtung der Menschen, mehr in Großmuth, als in Herrschsucht suchten.

Sehr edelmüthig und rührend ist das Betragen des Titus gegen Jerusalem, dieser aufrührischen und hartnäckigen Stadt. In den Augen der Römer war es beynahe der höchste Ruhm, eine solche fast unbezwingliche Stadt in kurzer Zeit durch tapfern Muth, kluge Anstalten und standhafte Beharrlichkeit zu erobern und zu zerstören, und dadurch einen so gefährlichen Krieg siegreich zu endigen. Doch Titus kannte und empfand noch einen edlern Ruhm, nehmlich diesen: den halsstarrigen Feinden gleichsam wider ihren Willen das Leben zu retten, und eine aufrührische Stadt zur Zierde des Reichs zu erhalten. Mehr als einmal bot er den Aufrührern der Juden Verzeihung an, wenn sie sich ergeben wollten. Als diese unempfindlichen Menschen die Leichname der täglich in unzähliger Menge sterbender Einwohner nicht mehr in der Stadt begraben konnten, und solche daher über die Mauer herabwerfen ließen, seufzete Titus beym Anblick so vieler faulenden Körper, und rief, indem er seine Hände gegen den Himmel hob, Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld an einem so entsetzlichen Elende habe. Dieser gewissenhafte Heide erklärte sich sogar gegen seine Feinde, daß er das Opfern im

Tempel,

Tempel, welches aufgehört hatte, nach ihrem Gefallen wieder befördern wolle. Aber alle seine Ermahnungen und Vorwürfe an sie verstärkten vielmehr ihre Erbitterung und Gegenwehr. Titus eroberte also nach und nach den größten Theil von Jerusalem mit Schwerd, Feuer und Zertrümmerung von allem, was ihm im Wege stand. Schon waren die mit Silberblech beschlagenen Thore des Tempels, mit allen bedeckten Gängen und Höfen desselben verbrannt: noch stand aber das Hauptgebäude, und seine Feldherren riethen ihm alle, es ebenfalls mit Feuer zu bezwingen. Er hingegen sagte großmüthig: wenn gleich die Juden von ihrem Tempel herab fechten werden, so will ich mich doch nicht an leblosen Dingen anstatt der Soldaten rächen: niemals will ich ein so unvergleichliches Werk verbrennen. Er beschloß also, den Tempel stürmend einzunehmen: als aber die Juden aus demselben auf die Römer herausfielen, warf ein römischer Soldat mitten im Gefechte einen feurigen Brand durch ein Fenster in eines von den Zimmern, welche an den Tempel angebauet waren: und gar bald stand ein Theil der Nebengebäude des Tempels in Flammen. Titus eilte mit aller Geschwindigkeit dahin, sie zu löschen:

er befahl es mit Worten und Zeichen: allein, das Getümmel war zu groß, als daß man auf ihn hätte hören können: ja, seine Soldaten munterten einander selbst auf, das Feuer zu unterhalten, ob sie gleich endlich seinen Willen merkten. Er gieng also mit seinen Unterfeldherren in das Heilige und Allerheiligste, rettete noch den goldenen Leuchter, den Tisch der Schaubrode, und andere Kostbarkeiten, die sich daselbst befanden; konnte aber nun weiter nicht verhindern, daß der ganze Tempel vom Feuer verzehrt wurde.

Heinrich IV. hatte Paris belagert, und dieser großen Stadt alle Zufuhr abgeschnitten. Daher entstand ein schrecklicher Hunger in derselben, und der große, gute, Heinrich, ließ es wissentlich geschehen, daß derselben mitten durch seine Armee hindurch Lebensmittel zugeführt wurden.

Dies waren Menschenfreunde von eben so ausgebildetem Verstand, als Willen, welche zur Großmuth unumgänglich erfordert werden: und niemand wird ihr edles Betragen lesen, ohne dadurch gerührt, und, wollte Gott, auch zur Nachahmung gereizt zu werden!

Weil der großmüthige Feldherr den Sieg mit so wenig Blut, als möglich zu erkaufen wünscht,

so strengt er all' seine Denkkräfte an, um entweder durch kluges Zaudern, wie Fabius, oder durch eine erlaubte List, wie Eumenes, oder durch Einschließung der Feinde, wie Friedrich den Sieg davon zu tragen. Und vielleicht wäre es nicht unmöglich; und weisen Menschenfreunden anständig, den Krieg mehr durch Klugheit, und Ueberlistung, wie die Bret- und Schachspieler, als mit Feuer und Schwerd zu führen.

Den Sieg will er weder durch Verrätherey, noch durch Vergiftung, noch durch andre unerlaubte Mittel, sondern durch Tapferkeit, Klugheit, und andre rechtmäßige Mittel erhalten. Mit einem edlen Unwillen weist er daher den niederträchtigen Diener ab, der um Geld seinen Herrn vergiften will, wie Fabricius den Leibarzt des Pyrrhus. Großmüthig warnt er selbst seinen Feind vor untreuen Dienern, die ihn entweder heimlich ermorden oder vergiften wollen, wie der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den berühmten Türenne, da ihm ein gewißer Vicomte von Villeneuve den Antrag that, daß er den Türenne aus dem Weg räumen wolle. Auch will er, wie Alexander den Sieg nicht stehlen, sondern ihn nur durch Tapferkeit erfechten.

fechten. Edel und groß ist ein solches Betragen, und flößt gewiß auch einem sonst minder ausgebildeten Feind einen solchen Edelmuth ein, daß auch er es für schändlich hält, sich unerlaubter Mittel zu bedienen, und den Krieg mit Grausamkeit zu führen.

Ueberwundenen Fürsten, Generalen ꝛc. begegnet der großmüthige Sieger nicht mit Stolz und Verachtung, sondern mit Bescheidenheit und Mitleiden. Der Gedanke, daß er seines Gleichen vor sich habe, die Sympathie, und andre edle Empfindungen sprechen bey ihm so sehr für die Unglücklichen, daß er allen Unwillen, Zorn, und Rachbegierde unterdrückt. Er hält es für Unglück genug, überwunden worden zu seyn, und verbittert dies also dem Besiegten nicht noch mehr durch Kränkung und Verachtung, sondern zeigt ihm auch seine Ueberlegenheit an Weisheit und Tugend, wie Aemilius oben dem Perseus, und macht ihm dadurch sein ohnehin trauriges Schicksal etwas leichter und erträglicher.

Sorgfältig entfernt er auch alles, was einem unglücklichen Fürsten unangenehme Empfindungen verursachen kann, und läßt ihm allezeit die ihm gebührende Achtung und Ehrfurcht erweisen, wie

Friedrich II. dem unglücklichen König Augustus von Polen.

Weil er selbst groß denkt, und handelt, so erkennt er auch große Gesinnungen und Antworten überwundener Fürsten nicht als Trotz und Uebermuth, sondern schätzt, lobt, und bewundert sie, wie Alexander. Als dieser den König Porus überwunden hatte, fragte er ihn: wie soll ich dir nun begegnen? Königlich, antwortete Porus, und Alexander, über eine solche Antwort erstaunt, begegnete ihm nicht nur so wie es dem zukam, dessen hohen Sinn das widrigste Schicksal, das größte Unglück nicht zu erniedrigen vermochte, der ohne Königreich noch König war. Mit einer alles übersteigenden Großmuth eines Königs und Siegers gab er dem Ueberwundenen ein ganzes Königreich.

Ein Gegenstück ist das Betragen Carls V. gegen Franz I. als er ihn nach der Schlacht bey Pavia gefangen bekommmen hatte, und sich, nach Robertson, zwar stellte, als bedaure er ihn, aber dennoch den Rath derjenigen nicht befolgte, die ihm zur Großmuth gegen denselben riethen.

Hat er Gelegenheit, seinen Feind zu tödten, und dadurch den ganzen Krieg zu endigen, wie David zweymal beym Saul, so ist es ferne von ihm, seine Hand an einen Gesalbten des Herrn zu legen, und er hört dafür die Herzzerschmelzende Worte:

Du bist gerechter, und grösser, als ich!
Gesegnet seyst Du!
Du wirsts thun, und hinausführen.

Seiner Stärke und Tapferkeit sich bewußt, behandelt der großmüthige Feldherr Spionen oder Kundschafter mit einer ungewöhnlichen Gnade, und Gelindigkeit, und setzt dadurch selbst seine Feinde in Verwunderung und Erstaunen. Hannibal hatte Kundschafter ausgeschickt, die Lage und Stärke seines Feindes, des römischen Feldherrn Scipio, auszukundschaften. Als man dieselben entdeckt, und gefangen genommen hatte, wurden sie auf Befehl des Scipio im ganzen Lager herumgeführt, und, nachdem man ihnen alles und jedes gezeigt hatte, was sie zu erfahren gekommen waren, ließ man sie gehen, und gab ihnen noch Geld die Reisekosten zu bezahlen. Hannibal wurde über diese Großmuth des römischen Feldherrn so gerührt, daß er von dem Augenblick

an beschloß, eine Unterredung mit ihm zu begehren, um zu einem Frieden zu kommen.

Ohne Zweifel hat dieses Beyspiel, oder sein eigener großer Geist Friedrich II. zu einer ähnlichen Handlung veranlaßt, da ein oesterreichischer Officier, der ein großer Ingenier war, in Bauernkleidern als Spion ins Preussische Lager kam. Er wurde sogleich erkannt, arretirt, und vor den König gebracht. Hier erwartete dieser Unglückliche sein Todesurtheil mit Zittern. Der Monarch, der auch hier seinen Feinden zeigen wollte, daß er groß denke, gab Ordre, daß man ermeldten Officier durchs ganze Lager führen, uud ihm alles zeigen sollte. Dieser Befehl wurde pünktlich vollstreckt, und, nachdem derselbe alles aufs genaueste besehen hatte, wurde er wieder zum Könige gebracht, der ihn sehr leutselig empfieng, und fragte: Haben Sie nun alles gesehen? Nachdem der Officier mit Ja geantwortet hatte, ließ er ihn seinem Stande gemäß prächtig equipiren, gab ihm ein schönes Pferd, ließ ihm 1000. Louisd'or auszahlen, und zur oesterreichischen Armee zurück escortiren. Der Officier erstaunte über eine solche Großmuth, warf sich zu des Monarchen Füßen, und konnte seine Dankbarkeit nicht genug mit

Worten

Worten und Thränen ausdrücken. Der König hieß ihn aufstehen, und sagte: ich habe weiter nichts gethan, als Sie künftig von einem so gefährlichen Handwerk zurückzuhalten.

Menschenfreundlich schont der großmüthige Feldherr fürstlicher Schlösser und Familien, wie Friedrich Dresden, Tottleben Berlin, Gustav Adolph Brandenburg: und überläßt seine Soldaten nicht der unmenschlichsten Grausamkeit, und Wuth, daß sie, wie Bourbons (Robertson Gesch. Carls V. Thl. II. 399.) und Tilly's Soldaten, (S. Gustav Adolphs Leben, Thl. II. 130.) morden, rauben, sengen, und brennen: wie die Sachsen und Oesterreicher im siebenjährigen Kriege Hospitäler und Kirchen nicht verschonen, — die Kirchengeräthe rauben, — herrliche Gemählde zerschneiden: kostbare Porcellangefässe in kleine Stücke zerschlagen: — die besten Mobilien zertrümmern: fürstliche Capellen zerstören: unschäzbare Kunstwerke ruiniren: königliche Schlösser einäschern: oder, wie die Russen, Städte in Schutt werfen, und ungeheure Magazine anzünden: oder gar, wie die Cosacken, das ganze Land mit Feuer und Schwerd verheeren, den Einwohnern Nasen und Ohren abschneiden,

den

den Bauch aufspalten, und das Herz herausreiſſen. (S. Herrn von Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, S. 50. 169. 197.)

Alle dergleichen ſchauervolle, entſezliche, Grauſamkeiten, und Unmenſchlichkeiten verhütet der großmüthige Feldherr, und giebt, wie Guſtav Adolph, ſeinen Soldaten den ernſtlichen Befehl: ſich bey Lebensſtrafe an Kirchen, Schulen, geiſtlichen und andern Perſonen nicht zu vergreifen: keinen Einwohner mit Einquartirungen, und Contributionen zu beſchweren: niemand zu mißhandeln: fürſtliche Schlöſſer zu verſchonen: die Landleute im Feldbau nicht zu hindern, u. ſ. w.

Schön, und edel iſt ein ſolcher Befehl, und werth, daß er in jedem Kriege erneuert, und — genau befolgt werde. Dann wird man nicht mehr Rache und Weh' über die Urheber ſo entſezlicher Grauſamkeiten ſchreyen: dann wird man nicht mehr Urſache haben, ſolche Unmenſchen in die Hölle zu verwünſchen.

Wenn der rohe, barbariſche, Krieger tugendhafte Frauenzimmer entehrt, und ſchändet, wie die Ruſſen im ſiebenjährigen Kriege, (von Archenholz, S. 50.) Tilly's Soldaten in Mag-

deburg, (S. Gustav Adolphs Leben, II, 130.) und ihnen nach geraubter Ehre noch das Leben nimmt: so schont, und schüzt der Großmüthige die Ehre, und Keuschheit derselbigen. Und je mehr Ueberwindung ihn dieses kostet, je mehr er seinen Leidenschaften widerstehen muß, desto schöner ist seine Handlung, desto süsser der Beyfall seines Gewissens. Scipio, der liebenswürdige Scipio, giebt uns hier ein bewunderungwürdiges Beyspiel, welches beweist, wie ein edler Krieger handeln könne, und solle:

Nach der Eroberung von Neucarthago, der Hauptstadt des Carthaginensischen Gebiets in Spanien, brachten einige unter dem Scipio stehende Officiere ein junges Frauenzimmer von ausserordentlicher Schönheit, die sie unter andern zur Gefangenen gemacht hatten, vor ihn, um ihm damit ein Geschenk zu machen. Scipio, ein Herr von 27 Jahren, erstaunte über die seltene Schönheit dieses Mädchens, da er sie sahe. Er ließ sie fragen: wer sie wäre, und bekam zur Antwort: sie sey die Tochter eines Bürgers aus der Stadt, und mit einem jungen Spanier von Adel verlobt, welcher sie seiner Liebe würdig geachtet habe. Dieser sey wenige Tage vor der Belage-

lagerung in die Stadt gekommen, in der Absicht, das Beylager mit ihr zu vollziehen: es habe ihn aber bey der unvermutheten und plözlichen Eroberung der Stadt das Unglück betroffen, in die Kriegsgefangenschaft mit zu gerathen. „Und wie ist der Name deines Geliebten, fragte Scipio. Er heißt Allucius, sagte die erschrockene Schöne; er ist der Herr der Provinz Celtiberien.“ Hierauf gab der vortrefliche Römer Befehl, ihn alsbald aufzusuchen, und herbey zu bringen, und ließ auch die Eltern des schönen Mädchens zu sich kommen. Diese waren froh, und glaubten nicht anders, als Scipio werde von ihnen eine Summe Geld's für die Freylassung ihrer Tochter verlangen. Zu dem Ende nahmen sie eine beträchtliche Anzahl bisher verborgen gehaltener und vor der Plünderung bewahrter Goldstücke zu sich, und begaben sich zu ihrem Ueberwinder, in der festen Meynung, ihr Kind aus der Gefangenschaft und bevorstehenden Sclaverey damit loszukaufen. Indessen war Allucius auch schon herbey gebracht worden. Als sie nun insgesammt vor den Scipio kamen, wendete sich dieser Held zuerst zu dem Geliebten der schönen Sclavin, und sprach: „mit Ihnen, Allucius,

will ich zuerst reden. Ein Jüngling unterhält sich mit jungen Leuten am liebsten. Wie wäre es, wenn ich zu Ihrer Geliebten, als sie vor mich gebracht wurde, Lust bekommen hätte, mich der Reize ihrer Schönheiten, nach dem Antrieb der Heftigkeit meiner Begierden, und der über Ihre Person in Händen habenden Gewalt zu bedienen? Würde man dieses nicht mit meiner Jugend haben entschuldigen, und mir zu Gute halten müssen? Doch diese junge Schöne ist aus einem guten Hause, von rechtschaffenen Eltern; und Sie, Allucius, sind, wie ich gehört habe, von gutem Adel. Die zärtliche Liebe, die Sie gegen einander tragen, ist mir auch nicht unbewußt. Ich würde mir also tausend Vorwürfe machen, wenn ich Ihre Geliebte, die Ihnen von Rechtswegen allein gehört, in andere Arme, als in die Ihrigen sollte kommen lassen. Ich entledige Sie Beyde hiemit Ihrer Gefangenschaft. Nehmen Sie, Allucius, Ihre Gemahlinn! aus meiner Hand an. Fürchten Sie nichts. Sie erhalten dieses Kleinod noch unverlezt, ich habe es nicht berührt; und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Ihre Ehre und Tugend auch sonst von niemand einigen Nachtheil oder Gewalt

erlitten

erlitten hat.“ Die Grösse der Freude des Allucius, als er den Scipio also reden hörte, ist nicht zu beschreiben. Dieser würdige Liebhaber warf sich seinem großmüthigen Ueberwinder zu Füssen, voll Empfindung der lebhaftesten Regung der Dankbarkeit. Das Uebermaaß seiner Entzückung und Freude war so groß, daß er nicht Worte genug finden konnte, seine Erkenntlichkeit sattsam an den Tag zu legen. „Grosse, unsterbliche Götter, rief er endlich aus, helft mir Dank sagen für diese grosse Gnade, und diese edelmüthige Gütigkeit vergelten!“ Der jungen Schönen Vater und Mutter traten nun auch herbey, und näherten sich dem Scipio. Vergnügt, daß sie sich in ihrer Hofnung auf eine so angenehme Art getäuscht sahen, wollten sie der Gnade des römischen Heerführers nicht ganz unwürdig scheinen, und entschlossen sich also aus einem edlen Triebe der Dankbarkeit, ihm mit dem Golde ein Geschenk zu machen, das sie zur Loskaufung ihrer gefangenen Tochter bestimmt hatten. Sie legten es zu seinen Füssen nieder, und baten ihn, er möchte diesen Ueberrest, der ihnen von ihrem ganzen Vermögen geblieben wäre, als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit, für seine

unverdiente Gütigkeit gnädigst annehmen. Der großmüthige Scipio schlug es aus. Als aber diese guten Leute mit Beystimmung ihres Eidams, des Allucius, nicht nachliessen den jungen Helden inständigst zu ersuchen, daß er dieses geringe Andenken ihrer Dankbeflissenheit nicht verschmähen möchte, so sagte Scipio endlich: Nun gut, ich nehme es mit Dank an. Aber nun müssen Sie mir auch erlauben, daß ich davon, als meinem Eigenthume einen beliebigen Gebrauch mache. Und auf der Stelle überreichte der grosse Mann die ganze Geldsumme der jungen Schönen zu einem Hochzeitgeschenke für sie, und ihren künftigen Gemahl.

Dieses großmüthige Bezeigen wurde von allen Anwesenden bewundert, und man legte dem Scipio die grösten Lobsprüche bey, die er durch seine Handlung so wohl verdiente. Allucius beurlaubte sich hierauf nebst seiner Braut und ihren Eltern bey ihrem wohlthätigen Ueberwinder, und reiste mit ihnen nach seinem Wohnsiz ab, höchst vergnügt über die glückliche Wendung seines Schicksals. Nach vollzogenem Beylager machte Allucius in der ganzen Provinz bekannt, daß das römische Kriegsheer von einem Oberhaupte

angeführt werde, das wegen seiner Jugend, Schönheit, grossen Seele und erhabenen Tugend, mehr einem gutthätigen Gott, als einem blossen Menschen ähnlich sey: das durch seinen Muth, und durch seine Gütigkeit alle Menschen zu überwinden wisse, und nur vor kurzem die feste und mächtige Stadt Neu-Carthago in einem Tage belagert und erobert habe. Allucius ließ zugleich allenthalben bekannt machen: er sey im Begriff, zu diesem großmüthigen Heerführer der Römer zu reisen, und sich in seine Dienste zu begeben. Diese öffentliche Bekanntmachung des grossen und edlen Characters des Scipio that eine solche Wirkung in der Provinz, daß viele von Adel dadurch bewogen wurden, der Einladung des Allucius zu folgen, und mit ihm unter dem liebenswürdigen römischen Helden zu fechten. Der dankbare Allucius stieß also in kurzer Zeit mit vierzehnhundert auserlesenen Reutern zu dem römischen Heere, und das ganze Spanien fieng an, von den Carthaginensern abzufallen, und sich den Römern zu unterwerfen. So viel wirkt und vermag ein großmüthiges Oberhaupt!

An das Beyspiel des Ritter Bayards, das in dem Büchlein vom Heldenmuth, Leipzig, 1786.

S. 105 f. zu finden ist, will ich hier nur erinnern. Und diese beyden Beyspiele beweisen: daß man Krieg führen, und doch billig, gerecht, und großmüthig dabey handeln könne. Wahrlich ein solcher Held, der seine Feinde, und sich selbst überwindet, und der Tugend unter allen Versuchungen und Reizungen unveränderlich treu bleibt, ist der größten Liebe, Ehre, und Hochachtung werth, wie hingegen die Ehrenschänder, die bloß ihren sinnlichen Begierden folgen, nichts als Haß, Schande und Verachtung verdienen!

Mitleidig fühlt der edle Krieger die Noth der Unglücklichen, lindert sie, so gut er kann, und sucht sein Vergnügen darinn, wohlzuthun, und zu schonen, wenn andere das ihrige im Rauben, Plündern, und Morden finden. Er denkt sich in die Noth anderer hinein, und frägt sich: was er in einem ähnlichen Fall von ihnen erwartete? Eben dieses erweist er dann auch ihnen: hilft, wo er kann: tröstet, wo es ihm möglich ist: trocknet Thränen ab, wo er sie flieſſen siehet. Und warum sollte er dieß nicht thun, da ja der unglückliche Landmann ihn nicht beleidiget hat? Warum sollte er dem sein Unglück nicht erleichtern, der ohnehin geplagt genug ist. Zur Ehre

der Menschheit findet man auch unter rohen Völkern Beyspiele hievon. Ein Cosacke, aber vermuthlich ein etwas gebildeter, oder durchs Unglück geläuterter Mann, kam im siebenjährigen Kriege in ein Pommersches Dorf. Er fand eine ganz verfallene Hütte, welche ein Mann, und seine Frau, die eben ins Wochenbett gekommen war, bewohnten. Alles Vieh war von andern Cosacken fortgetrieben. Die Noth stieg aufs höchste. Die Hausfrau war schwach; der Vater hatte keine Nahrungsmittel; der Säugling lag ohne Erquickung da. Den ehrlichen Russen jammerte der Zustand der hülflosen Familie. Gefühl vertrat die Stelle der Sprache. Seine Augen schwammen von Thränen. Er sah das Elend, und seine grosse Seele war alsbald gestimmt, Gutes zu thun. Er eilte zur Wöchnerinn — nahm das Kind in seine Arme, — küßte es, — und versprach mit Zeichen der ehrlichen Mutter seinen Schutz. Er hielt sein Versprechen. Großmüthig genug, auch des Feindes Noth zu fühlen wartete er verschiedene Tage lang das Kind mit unglaublicher Sorgfalt; — theilte seine Einnahmen mit der weit kleinern Einkunft der trostlosen Familie. — Seine Cameraden eilten herzu, wollten plün-

dern und rauben. Er stand vor den Riß; bedeutete ihnen in seiner Sprache das abscheuliche Verhalten, das sie gegen unbewehrte, und durchaus schwache Menschen beweisen würden, wenn sie ihrer Wuth freyen Lauf liessen. Mit dem Kinde auf dem Arm erweichte er die Herzen: sie eilten von dannen. Und er, der edle Mann, schied mit Thränen von Mutter und Kind, da er bey Herannäherung der Preussen scheiden mußte.

Eben so menschlich, schön, und edel betrug sich auch ein Oesterreichischer Officier in einer feindlichen Stadt, in welcher er Brandschatzung erzwingen sollte. Die Bürger konnten das Geforderte nicht aufbringen. Er hatte strengen Befehl, und brauchte Anfangs die härtesten Drohungen. Dieß that er auch einst in meiner Gesellschaft, in welcher sich verschiedene junge Frauenzimmer befanden. Man bat ihn: er redete von Feuer und Schwerd. Man bat noch rührender. Auf einmal ward er stille, — besann sich — änderte seinen Ton, und sagte: Sorgen Sie nicht, ich werde Ihnen kein Leid thun. Als ich von den Meinigen weggieng, da fiel meine Frau mir um den Hals, und weinte: und ihre lezten Worte beym Abschied waren: wenn du zu dem Feind

kommst,

kommst, so gedenke an mich! Verschone die armen Leute, so viel möglich, und thue ihnen Gutes um meinetwillen! diese Worte kann ich nicht vergessen. Der Officier mässigte hierauf seine Forderung, und zog friedlich aus der Stadt.

Auch unter Kriegern, die wider einander stritten, findet man Beyspiele von gleich lobenswürdiger, edler, Menschenliebe. Im lezten Krieg erhielten die Engländer in Canada sehr beträchtliche Vortheile über die Franzosen. Der Hauptmann Young, ein unter den Siegern sehr berühmter Officier, ließ sich von seiner Tapferkeit und Heldenmuth zu sehr hinreissen, — entfernte sich ganz von den Seinigen, vertiefte sich in einen morastigen Sumpf, und ward von den Wilden gefangen. Sie schleppten ihn an einen entfernten Ort, um ihn zu tödten, als ihm eben ein französischer Grenadier zu Hülfe eilte. Erst nach einem sehr lebhaften und hartnäckigen Wortwechsel gelang es ihm, den unerschrockenen Engländer aus den Händen dieser Barbaren zu erretten. Der Britte will seinem Erretter das einzige Kennzeichen seiner Erkenntlichkeit geben, das damals in seiner Macht stand: er bot ihm eine Börse an, in welcher zehn Guineen waren. Der Grossmüthige

müthige Grenadier schlug sie hartnäckig aus, und keine Vorstellung in der Welt war fähig, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. „Wie, mein Herr, sagte er zu dem Engländer, ich sollte mich von Ihnen bezahlen lassen, daß ich eine unverlezliche Pflicht der Menschlichkeit ausgeübt habe? Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, und Sie an meiner, hätten Sie nicht das Gleiche gethan, und würden Sie alsdann auch ein Geschenk von mir angenommen haben? Sind gleich unsere beyden Nationen Feinde, so hören wir darum nicht auf, Menschen zu seyn, und sind also nicht weniger schuldig, auch selbst einem Feinde, sobald er unglücklich wird, zu helfen.“ Endlich bewog der Hauptmann Young, den Ritter von Levi, den General dieses edlen Grenadiers, ihm zu befehlen, daß er es annehmen sollte. Sogleich nahm es der Grenadier an, einig und allein, um diesen schönen Zug der Menschlichkeit nicht durch einen Ungehorsam gegen den Befehl seines Generals zu verderben.

Zuerst bietet endlich der großmüthige Fürst die Hand zum Frieden, wie Friedrich II. nach der Einnahme Dresdens dem König August von Polen, und nach dem Sieg bey Lissa der Kaiserinn Theresia. Nicht Kleinmuth und Furchtsamkeit,

sondern

sondern Güte und Menschenliebe sind die Beweggründe hiezu. Und es bleibt immer groß, aus wahrer Menschenliebe zuerst die Hand zum Frieden zu bieten, und den Feind auch durch Seelengrösse zu besiegen, wie man ihn durch Waffen überwunden hat. Denn, um dieß thun zu können, muß man die Rachbegierde und den Ehrgeiz unterdrückt haben: und dieß kann nur der wahrhaftig grosse Geist.

So verhält sich also der großmüthige Feldherr, auf den immer das meiste ankommt, im Krieg: und so sucht er auch durch Schonung und Menschenliebe die Herzen zu gewinnen, wie er durch die Waffen die Körperstärke seiner Feinde besiegt hat. Ach, daß diese Gesinnungen allgemein würden, und die Kriege minder schrecklich und fürchterlich machten!

§. 28.

Großmüthiges Verhalten

2. Gegen Feinde im bürgerlichen Leben, und zwar

a. der Fürsten gegen Unterthanen.

Wenn klein- oder gar nicht denkende Fürsten, wie ein Tiberius, Caligula, Nero, Domitian,

mitian, Commodus, u. a. ihren Leidenschaften, und insonderheit ihrer Rachsucht freyen Lauf lassen: Spionen halten, welche die unschuldigsten Handlungen zum Verbrechen machen: allen Argwohn und Verleumdung annehmen, und, ohne unpartheyische Untersuchung, bestrafen: Mütter ermorden lassen, bloß, weil sie über die Hinrichtung ihrer Söhne weinen: jedes freye Wort, jeden kleinen Fehltritt, als ein Todesverbrechen ansehen: die Stimme der Edlen und Rechtschaffenen gar nicht hören können: wie ein gewisser König neuerer Zeit den Scharfrichter ihren Gevatter nennen, und durch ihn quälen, foltern, hängen, köpfen, rädern lassen, wer ihnen nur einigermassen verdächtig und zuwider ist: — — so beherrscht der großmüthige Fürst seine Leidenschaften und besonders seinen Zorn, und seine Rachbegierde, mit ungewöhnlicher Stärke: folgt den Ausspruchen einer aufgeklärten Vernunft, und den Gesetzen der Gerechtigkeit, Billigkeit, und Menschenliebe: überlegt alle Umstände der Beleidigung, und besonders: ob er sie nicht selbst veranlaßt habe: denkt groß genug, seinen Fehler wieder gut zu machen: weiß unvorsezliche und muthwillige Beleidigungen zu unterscheiden: hat

mit

mit den Fehlern, und Schwachheiten der Menschen Mitleiden, und erträgt sie mit Sanftmuth und Nachsicht: hält sich zu einem gemeinnüzlichen Beyspiel der Großmuth verbunden: will, weil er nichts thut, das Tadel verdient, seine Tadler und Feinde nicht einmal wissen: vergiebt und vergißt erlittene Beleidigungen: vergilt Böses mit Gutem: überwindet seine Feinde durch Weisheit und Güte, und sucht sie durch Gnade und Wohlthaten zu bessern, und zu gewinnen, und beweist durch ein so großmüthiges Verhalten, daß er aus einem doppelten Grund über andere zu herrschen würdig sey: wie Nouschirvan, Augustus, Titus, Julianus, Hadrianus, Philippus, Stanislaus, Gustav III. Friedrich II.

Nouschirvan, der glorwürdigste Monarch, der jemals in Persien geherrscht hat, räumte gleich bey dem Antritt seiner Regierung diejenigen Hofbedienten weg, die durch ihre Aufführung bey seines Vaters Leben sich selbst bey dem Volk verhaßt gemacht hatten. Unter diesen war einer, dem er verbot, jemals wieder vor seine Augen zu kommen, und der durch diese schleunige und gänzliche Ungnade in die äusserste Armuth gerieth.

rieth. An dem Geburtstage des Königes indessen, als der ganze Persische Adel nach Hofe kam, Geschenke zu bringen, und seinem Oberherrn seine Schuldigkeit zu bezeugen, erschien auch dieser Bediente unter den übrigen, und steckte, nachdem er an der königlichen Tafel gespeiset hatte, eine von den goldenen Schüsseln in seinen Busen, welches kein Mensch, ausser dem Rouschirvan gewahr ward. Als die Schüssel vermißt wurde, und die Bedienten anfiengen, einigen Lerm zu machen, hieß sie der König ruhig seyn; denn, sagte er, derjenige, der sie genommen hat, wird sie nicht wieder bringen, und der sie ihn hat nehmen sehen, wird ihn nicht entdecken. Am nächstfolgenden Geburtstage kam dieser Bediente wieder nach Hofe, und zwar mit einem neuen Kleide; worauf der König ihm rief, und ihm ins Ohr sagte: „reichte meine Schüssel hin, dieses feine Kleid dafür zu kaufen?“ Ja, antwortete dieser Mann, und wieß, indem er den Rock zurückschlug, ein Paar abgetragene Beinkleider. Aber, ihr sehet Herr, sagte er, daß sie weiter nicht gereicht hat. Rouschirvan ward von der Freymüthigkeit dieses Mannes so eingenommen, daß er ihn an seinen Plaz so wohl, als in seine Gnade

wieder

wieder aufnahm: und die Perser vergnügten sich so sehr an dieser Großmuth ihres Fürsten, daß in allen ihren Geschichtbüchern diese Begebenheit als ein Denkmal seiner Gnade und Gutthätigkeit aufbehalten wird...

Dem Augustus fehlte es unter so vielen seiner Unterthanen, die ehmals durch ihn gelitten hatten, oder ihn als den Unterdrücker ihrer alten Freyheit betrachteten, nicht gänzlich an Feinden. Zuweilen wollte er sie kaum kennen; und als ihn einst sein Stiefsohn vor einem Römer warnete, der übel von ihm gesprochen haben sollte, so antwortete er: erzürne dich darüber nicht sehr, daß es Leute giebt, welche übel von mir reden. Es ist genug, wenn ich versichert bin, daß mir niemand etwas übels anthun könne. Noch großmüthiger bezeigte er sich gegen den Cinna. Dieser, der ehmals schon die Waffen wider ihn geführt hatte, stiftete mit andern vornehmen Römern eine Verschwörung wider sein Leben an. Der Kaiser, der davon Nachricht erhielt, ließ den Cinna allein zu sich kommen, und verlangte von ihm, daß er ihn im Reden nicht unterbrechen sollte. Hierauf hielt ihm Augustus vor, wie er ihn als seinen erklärten öffentlichen Feind begnadigt,

ihm seine Güter gelassen, und andere Wohlthaten erzeigt habe. „Nach allem diesem, sagte der Kaiser, hast Du beschlossen, mich umzubringen.“ Hier fieng Cinna an zu läugnen, daß er diesen Vorsaz jemals gefaßt hätte; allein der Kaiser überführte ihn so deutlich, indem er ihm alle Umstände seiner Verschwörung anzeigte, daß Cinna nunmehr bestürzt und beschämt schweigen mußte. Er konnte nun nichts anders, als die Ankündigung seiner Strafe erwarten, als Augustus, nachdem er ihm die Grösse und Thorheit seines Verbrechens ausführlich vorgestellt hatte, mit den Worten beschloß: „Ich schenke Dir Cinna zum zweytenmal das Leben: vormals als meinem Feinde: und jezt als einem Treulosen, der seinem Fürsten nach dem Leben trachtet. Laß uns von dem heutigen Tage an Freunde seyn, und sehen, ob mein Vertrauen auf Dich, oder Deine Treue gegen mich grösser sey!“ Nicht lange darauf trug ihm der Kaiser so gar das Consulat auf, und machte ihn dadurch zur nächste Person im Reiche nach sich selbst. Diese so unerwartete und edelmüthige Güte machte einen solchen Eindruck auf den Cinna, daß er von dieser Stunde an dem Augustus eifrigst ergeben blieb.

Titus, das Vergnügen des menschlichen Geschlechts, handelte noch großmüthiger, als Augustus. Vitellius war sein Feind gewesen: aber Titus übte, als er Kaiser ward, an seiner Familie nicht die mindeste Rache aus. Er vermählte vielmehr dessen Prinzessinn an einen Gemahl aus einem der grössesten Häuser zu Rom, und stattete sie auf eine, ihrem hohen Range gemässe Art aus. Titus war so weit von aller Selbstrache entfernt, daß er, ob er schon öfters die gerechteste Ursache zur Strenge gehabt hätte, sich vielmehr großmüthig erklärte: er wolle lieber umkommen, als andere unglücklich machen. Indessen war doch alles dieses nicht zulänglich, ihn vor den listigen Nachstellungen der Untreue zu beschützen, und es fehlte nicht an Leuten, die ihn zu verrathen suchten; ja sogar unter seinen Vertrautesten fanden sich dergleichen. Zween vornehme junge Römer von Adel, Sextus und Lentulus, deren einer mit dem Kaiser aufgewachsen, und neben ihm erzogen worden, den Titus aufs zärtlichste liebte, und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumult den

Kaiser ermorden, und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherey wurde aber entdeckt, die Verschwornen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt, und vom Senat zum Tode verdammt. Titus sollte nur das Todesurtheil seiner treulosen Freunde unterschreiben. Er befahl, daß man sie vor ihn bringen sollte: entfernte mit einem Wink alle seine Bedienten von sich, und, anstatt sie hart anzureden, ließ es dieser großmüthige Fürst nur bey einem väterlichen Verweis bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern aufs großmüthigste, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abstehen möchten. „Was die Oberherrliche Gewalt betrift, sagte der gütige Kaiser zu ihnen, so stehet es einzig und allein bey den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in dem oder jenem Stücke etwas zur Befriedigung eurer Wünsche beytragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren.“ Noch nicht genug, daß Titus diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und abscheuliche Verrätherey großmüthig verzieh, und ihnen die so wohl verdiente Strafe schenkte: sondern er wußte

ihnen auch das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte eilends zu der Mutter des Sextus, die sich vor Kummer an einem von Rom entfernten Ort aufhielt, und ließ diese trostlose Dame in seinem Nahmen versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohns völlig beruhigen, und seines Lebens wegen ganz ausser Sorgen seyn könnte. Ja, Titus behielt nicht nur die beyden Schuldigen bey sich an der Tafel, und unterredete sich aufs vertraulichste mit ihnen, wie er es vorher gegen sie zu thun gewohnt gewesen war: sondern er nahm sie auch den folgenden Tag mit sich zu dem öffentlichen Schauspiele der Klopffechter, ließ sie daselbst mit gutem Bedacht neben sich sitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit, vor Aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu besehen, die man jedesmal dem Kaiser zur Beschauung zu bringen pflegte.

Eben so beschämte auch Julianus seine Unterthanen durch Großmuth. Die müssigen und wollüstigen Einwohner von Antiochien, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, spotteten seiner, weil er überaus ernsthaft, ein Feind ihrer üppigen Ergötzlichkeiten, und auch sonst ihnen unähnlich war, mündlich und in Schmähschriften aufs bitterste.

Anstatt sie wegen dieser Unverschämtheit, als ihr Landesherr hart zu strafen, rächte er sich bloß dadurch an ihnen, daß er eine beissende Spottschrift gegen sie aufsezte, worinn er ihre schlechte Sitten mit seinen tugendhaften verglich, und ihnen seine Wohlthaten vorwarf, welche sie mit so vielem Undanke erwiederten. Bey dieser Gelegenheit, wie bey vielen andern bewieß Julianus, daß er zeitig gelernt habe, Herr über sich selbst. das heißt: über seine Begierden und Leidenschaften zu seyn.

Allen denen, welche den Hadrianus beleidigt hatten, ehe er Kaiser wurde, vergab er freywillig, und sagte zu einem derselben, der ihm einst begegnete: durch meine Gelangung auf den Thron kommst du los....

Arkadion, ein Achäer, redete allenthalben übel vom Könige Philippus in Macedonien. Als er endlich ertappt wurde, bestanden des Königs Freunde darauf, daß er hart bestraft werden müsse. Der König ließ ihn vor sich bringen, redete mit vieler Leutseligkeit mit ihm, und ließ ihn ungestraft und wohlbeschenkt wieder von sich. Nach einiger Zeit befahl er, sich zu erkundigen: was Arkadion jezt von ihm bey den Griechen spräche?

Da erfuhr er denn, daß Arkadion sein größter Lobredner geworden sey. „Seht ihr nun, sagte der „König, daß ich ein besserer Arzt bin, als ihr?“ Ueberhaupt besaß Philippus viel Mäßigung. In den olympischen Spielen lästerten ihn die Griechen. Die Hofleute reizten ihn, sich zu rächen, weil sie so übel von ihm redeten, und er doch so gütig mit ihnen verführe. „Nein, sagte der König, was würden sie nicht „alsdann thun, wenn ich übel mit ihnen umgienge?“

Unter den Königen der Erde wird Stanislaus von Polen in der Geschichte stets ein rührendes Beyspiel der Großmuth gegen Beleidiger bleiben. Er vergab den Bösewichtern, die seine Mörder werden wollten, auf die edelste Art. Dem, der sein Verbrechen erkannte, und um Gnade bat, erhielt er das Leben, und that ihm reichlich Gutes.

Ein junger Schwede, der viele Fähigkeit zum Schreiben hatte, davon aber den unwürdigen Gebrauch machte, Satyren über seinen König zu verfertigen, wurde entdeckt. Der König ließ ihn vor sich kommen, und sagte zu dem bestürzten Schriftsteller: „Mein Freund, ihr schreibet sehr witzig, aber es fehlt euch eine wesentliche Sache, nemlich das Brod. Ich mache euch zu meinem Bibliothekar, um euch in den Stand zu setzen, eure

Gaben anzubauen; und ich verzeihe euch, was ihr geschrieben habt.“ Einige Tage hernach ließ sich der König durch denselben jungen Mann Verse von seiner Arbeit vorlesen, und da Er fand, daß dieser auch vortreflich las, so machte er ihn noch zu seinem Leser.

Ein Preußischer Obristlieutenant, der zu Ende des Kriegs von 1756 abgedankt war, hörte nicht auf, Friedrich II. um eine Wiederversorgung anzugehen, und zwar so ungestüm, daß der König verbot, ihn nicht mehr vorzulassen. Nun erschien eine Schmähschrift gegen den Monarchen. So nachsichtig auch der große Friedrich in dergleichen Fällen war, so beleidigte ihn doch die Verwegenheit des Verfassers so sehr, daß er 50. Friedrichsd'or auf desselben Entdeckung setzte. Der Obristlieutenant ließ sich beym König melden, als hab' er etwas Wichtiges zu hinterbringen, und ward vorgelassen. „Ew. Majestät haben demjenigen 50. Friedrichsd'or versprochen, der den Verfasser der Schmähschrift anzeigen würde: der bin ich: meinen Kopf bringe ich vor Dero Füße; aber halten Sie Ihr königliches Wort, und, während Sie den Schuldigen strafen werden, so schicken Sie meiner armen Frau, und meinen unglück-

glücklichen Kindern, die dem Angeber versprochene Belohnung!“ Der König kannte allbereits den Verfasser der Schmähschrift, und die Extremität, wozu ein sonst würdiger Officier durch die Noth getrieben ward, rührte ihn. Doch, er bekannte sich straffällig. — Sogleich gehn Sie nach Spandau, und erwarten unter den Riegeln dieser Festung die Wirkung Ihres Monarchen gerechten Zorns! „Ew. Majestät, ich gehorche, aber die 50. Friedrichsd'or?“ In zwey Stunden wird Ihre Frau sie empfangen. Diesen Brief da geben Sie dem Commandanten von Spandau, der solchen aber erst nach dem Mittagessen öffnen darf. Der Obristlieutenant kam auf dem furchtbaren, ihm zur Wohnung angewiesenen Schloß an, und erklärt sich als Arrestant. Beym Dessert öffnete der Commandant den Brief, der folgendes enthielt: „Ich gebe das Commando von Spandau dem Ueberbringer dieser Ordre. Seine Frau und Kinder werden mit den 50. Friedrichsd'or bald dahin nachkommen. Der jetzige Commandant von Spandau geht nach B .... in nemlicher Qualität. Ich ertheil' ihm diese Beförderung zu seiner Dienste Belohnung.“

Fiedrich.

Die Gründe zu diesem Verhalten sind

1) Vielleicht Anfangs blos die Klugheit, die einem Fürsten räth, großmüthig gegen seine Feinde und Beleidiger zu seyn. Denn schon diese lehrt, daß jedermann, auch der Vornehmste, menschenfreundlich und billig handeln müsse, wenn er anders selbst ruhig und zufrieden leben will.

Wie nützlich war es nicht in unsern Tagen Ludwig XVI. daß er so menschenfreundlich und nachgiebig handelte! Ohne Zweifel hat er sich dadurch auf dem Thron erhalten, und vor grössern Widerwärtigkeiten gesichert. Auch von Augustus behaupten die Verfasser der allgemeinen Welthistorie: daß er dem Cinna aus Staatsklugheit, und Besorgnis, es möchten aus seiner Hinrichtung noch gefährlichere Verwirrungen entstehen, vergeben habe.

Wer also bey allem, was er thut, seinen wahren Vortheil zu bewirken, und jeden Nachtheil zu vermeiden sucht, — und den nennt man klug, — der wird manche Beleidigung vergeben, und manche Beeinträchtigungen nicht achten, um sich nicht grössern Schaden und Verdruß zuzuziehen.

2) Wozu man Anfangs durch die Klugheit und Nothwendigkeit veranlaßt wird, daran gewöhnt

man

man sich nach und nach, thut es aus Neigung und Grundsätzen, aus Güte und Wohlwollen, besonders wenn der allgemeine Beyfall eine so großmüthige That begleitet. Und nur allein diese, mit der Furcht vor Gott verbunden, können einen Fürsten von Ungerechtigkeiten, Beleidigungen, und Rachsucht abhalten. Aus diesem edlen Grunde handelten die Antonine, Titus, Gustav Adolphe, Heinriche IV. und hüteten sich sorgfältig, Handlungen zu begehen, wovon sie Gott, dem Herrn und Richter der Fürsten sowohl, als der Unterthanen, nicht Rechenschaft geben zu können glaubten. O glückliches Land, dessen Fürst, oder Minister, mit Joseph, dem Premierminister Aegyptens, ausruft: „Fürchtet euch nicht, denn auch ich bin unter Gott!“ Da wird keine Ungerechtigkeit, keine Rachsucht wohnen: da werden im Gegentheil Sanftmuth, und Liebe, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, und die Unterthanen zu ähnlichen Handlungen antreiben.

3) Der Gedanke: daß es ein sichres Kennzeichen von Schwäche sey, wenn man erst nöthig hat, zornig und aufgebracht zu seyn, um andere strafen, oder ihnen widerstehen zu können, ist ein anderer Grund, der edle Fürsten bewegt, sich vor

Zorn

Zorn und Rachsucht zu hüten, und der entgegengesetzten Tugenden zu befleißigen. Denn, wer schämt sich nicht der Schwäche: und wer freut sich nicht im Gegentheil der Stärke? Selbst die stärksten Thiere sind bey ihrer Tapferkeit großmüthig. Der Löwe z. E. ist von Natur empfindsam, und bey seinem Zorn edel. Man hat ihn, sagt Büffon, oft kleine Feinde verschmähen, ihre Beleidigungen verachten, und ihnen anstößige Freyheiten verzeihen gesehen.

4) Wie nun Zorn Schwäche, also ist hingegen Großmuth Stärke des Geistes, und schon Cicero hält Gelindigkeit, Sanftmuth, Versöhnlichkeit für Eigenschaften eines wahrhaftig großen Mannes. Denn, wer diese Tugenden übt, zeigt mehr Verstand und Tugend, als unzählige andere, und erhebt sich eben dadurch weit über sie. Er erwirbt sich ihre Hochachtung und Liebe, und großen Beyfall und Ruhm vor der Welt.

5) Und ein Thron, der von der Liebe der Unterthanen unterstützt wird, steht auf felsenfesten Pfeilern *). Vor einem solchen großmüthigen Fürsten

*) Noch mehrere Gründe werden unten s. 31. angeführt werden.

Fürsten erniedrigt man sich ohne Murren, gehorcht ihm ohne Zwang, und opfert ihm im Nothfall selbst Gut und Leben freudig auf. Das wußte Kaiser Titus wohl, und eben darum hieß er die Liebe und Freude seiner Unterthanen. Alphonsus, der großmüthige, König von Neapel stieg vom Pferde, um einem armen Bauersmann zu Hülfe zu kommen, und die belagerte Stadt Gaeta ergab sich, wozu sie vorher all' seine Soldaten und Kanonen nicht zu bringen vermochten. Denn, da er nur auf etliche Augenblicke bey dem Leiden eines Menschen seiner Majestät vergaß, so gewann er in diesem Augenblick die Liebe von tausend Herzen, die vorhin mit Haß gegen ihn erfüllt waren.

Wer kanns ohne die innigste Rührung lesen, mit welchen Seegenswünschen das Schreiben Antonins an den Senat wegen Begnadigung des rebellischen Cassius, von jedermann begleitet wurde. Gott erhalte dich, frommer Antonin! Gott segne dich, gnädigster Antonin! Ja, Gott segne dich! denn Du willst nicht nach Verdienst strafen. Wir wünschen deiner Weisheit, deiner Geduld, deiner edlen Seele, vielen Fortgang! Du überwindest deine Feinde, und deine Widerwärtigen durch Erbarmen! Gott erhalte dich!

Wie

Wie ein Silberton tönt dies in meine Seele: und, ich bins gewiß, auch in die Seele eines jeden empfindsamen Lesers! O, welcher Himmel kann die Erde für einen großmüthigen Fürsten werden: und welche seelige Gefühle müssen seine Seele durchströmen, wenn er überall, wo er hinkommt, wahrnimmt, daß seine Unterthanen ihn nicht aus Furcht, sondern aus wahrer, inniger Liebe, verehren: daß sie ihn als ihren Vater ansehen: und daß auch der, welcher die Schmeicheley, wie die Hölle, haßt, mit voller Beystimmung seines Herzens sagt, und wünscht: Lang lebe unser guter Fürst! Gott schütze ihn! Gott segne ihn!

§. 129.

b) Der Vorgesetzten gegen Untergebene.

Nicht allemal sind Vorgesetzte einsichtsvoller, und moralisch besser, als ihre Untergebene. Oft verstehen sie von dem, worüber sie gesetzt sind, sehr wenig, und besitzen noch obendrein die Schwachheit, daß sie es dennoch verstehen wollen. Sie nehmen daher von ihren Untergebenen keinen Vorschlag an: wollen die Wahrheit nicht hören: können nicht leiden, daß sie auch ein Quentchen Verstand

stand haben und äußern, und selbstständige Männer seyen: machen eine verkehrte Einrichtung nach der andern, und halten es gleich für Mangel der Subordination, wenn sich ein Untergebener nicht alles gefallen läßt, sondern bey Unordnungen und Fehlern seine unmasgebliche Meynung sagt, und um Verbesserung bittet. Sie nennen nur diejenigen Untergebenen gut, und brav, die sich wie Instrumente in ihrer Hand brauchen lassen, und ohne eignen Willen die Richtung ihrer Thätigkeit blos von dem ihrigen annehmen, d. i. einfältige, schwachköpfige, und wohl auch unnütze und schlechte Leute *). Wer aber Verstand genug hat, sich selber zu regieren, und Muth genug, die Pflicht, Wahrheit, und Rechtschaffenheit höher zu schätzen, als — Subordination, — und in der Ueberzeugung, daß man dem Gemeinen Besten auch etwas aufopfern müsse, laut sagt, was er für unrecht, und schädlich hält, so wird er von kleingeistigen Vorgesetzten gehaßt, gedrückt, verfolgt: höhern Orts durch unwahre Berichte angeschwärzt,

*) Dies sind Worte Garve's, (zum Cicero, II. 125.) eines unabhängigen, und unter keinem wunderlichen Vorgesetzten stehenden Philosophen.

geschwärzt, und um seinen Credit, und sein künftiges Glück gebracht. Da ist blinde Subordination die einzige Tugend, und Freymüthigkeit, Selbstständigkeit, Gewissenhaftigkeit, unverzeihliche Fehler. Sollte alles zu Trümmern gehen, so muß bey solchen kleinen Seelen die Subordination, mit der sie den Begrif der Subjection verbinden, beobachtet, und hundert gute Gedanken, blos weil sie in des Untergebenen Kopf gewachsen sind, unterdrückt, und verworfen werden.

Ganz anders denkt und handelt der einsichtsvolle und großmüthige Vorgesetzte. — Und von Rechts wegen sollte man auch keinen zu einem Vorgesetzten machen, der nicht mehr Vollkommenheit des Geistes und Herzens besäße, als alle seine Untergebene. — Dieser bekämpft bey seiner Macht die Neigung zur Herrschsucht, zum Geiz, zur Ungerechtigkeit, und Gewaltthätigkeit, und zeigt seinen Untergebenen durch Thaten, daß er würdig sey, ihr Vorgesetzter zu seyn. Er weiß einen jeden nach seinem Werth zu schätzen und zu behandeln: erhält einen jeden bey seinem Recht: nimmt keine Verleumdungen an: urtheilt nie, bis er eine Sache von allen Seiten geprüft, und gründlich untersucht hat: läßt sich nicht von seinem Interesse, sondern allein

von

von dem, was Recht ist, leiten: und kleidet, wie der erhabene Bernstorf, alle seine Befehle in Bitten, oder, wie der edle *** in wohlgemeinte Räthe ein. Weiß er etwas nicht aus eigener Erfahrung, so hört er die Wahrheit gelassen an, und dünkt sich nie zu groß, auch von dem geringsten seiner Untergebenen, der Kenntniße und Erfahrungen besitzt, Belehrungen anzunehmen, und zu benützen. Sanftmüthig erträgt er die Fehler und Schwachheiten seiner Untergebenen, und, wird er vorsetzlich oder unvorsetzlich beleidiget, so zeigt er auch hier, daß er edel, und groß denke und handle. Andre unglücklich zu machen, wäre ihm das empfindlichste Leiden. Ueber die Rachsucht, die Eigenschaft kleiner Seelen, ist er eben so sehr, als über die Herrschsucht erhaben, und weiß wirkliche Beleidigungen mit Wohlthaten zu vergelten, und dadurch feurige Kohlen auf das Haupt seiner Feinde zu sammlen. Der geheime Rath und Consistorialpräsident Bilfinger, und der Minister von Hardenberg bestätigen diese Behauptungen mit ihren eben so seltenen, als grossen Beyspielen. Als der Prälat, der Bilfingers Beförderung und Absichten immer am meisten Widerstand gethan hatte, starb, bat ein an-

derer, gegen Bilfingern eben so nachtheilig gesinnter Prälat um eine Pension für seine sehr arme Wittwe. Der ganze geheime Rath stimmte dagegen, weil jeder den verstorbenen, wie den lebenden Prälaten, haßte. Bilfinger allein sprach für die Wittwe, und machte endlich, da er gar nicht mehr durchdringen zu können glaubte, den Vorschlag: daß man ihr 300. Gulden von der, ihm selbst zugehörigen Consistorial-Präsidentenbesoldung anweisen möchte. Der Herzog-Administrator, der selbst gegen die Pension war, fragte: warum denn gerade Er sich der Wittwe so sehr annehme? Weil ich, antwortete Bilfinger sehr edel, auf der ganzen Erde keinen grössern Feind hatte, als diesen Prälaten. Diese Großmuth ist dadurch noch merkwürdiger geworden, da sie bald hernach eine ähnliche veranlaßt hat. Ein Landbeamter hatte über den damaligen Minister von Hardenberg einige Lästerungen ausgesprengt. Man erfuhr es bey Hofe, und gab, ohne es Hardenbergen zu sagen, dem Beamten seine Entlassung. Bald darauf ward eine andere Stelle ledig. Hardenberg bat sich dieselbe für den entlassenen Beamten aus: und als man ihm über diese Großmuth seine Verwunderung

rung bezeugte, so antwortete er: Diese Handlungsart habe ich von Bilfingern gelernt.

So, wie Bernstorf, und Bilfinger, und Hardenberg, diese wenigen Edlen, handelt also der großmüthige Vorgesetzte.

Wie nun aber der großmüthige Untergeordnete?

Anfangs widersetzt er sich vielleicht aus Eifer für die Wahrheit, und das gemeine Beste, schädlichen Unordnungen, und verkehrten Einrichtungen, und hält es für Pflicht, die Sache so weit treiben zu müßen, als ihm möglich ist. Denn, gerade die edelsten Menschen sind, wie Garve sehr richtig sagt, am wenigsten zur Dienstbarkeit, und zum blinden Gehorsam gemacht: und nicht alle Menschen, die sich übel beherrschen lassen, sind deßwegen böse: sie wollen nur einsichtsvollere, vollkommenere, Vorgesetzte haben, als sie selbst sind. Wenn er aber die traurige Erfahrung gemacht hat, daß die besten Absichten im gehäßigen Lichte vorgestellt, und der aufrichtigste Diensteifer nach Willkühr beurtheilt, und oft gar als Unruhe, und Feindseligkeit vorgestellt wird: wenn er mit eigenem Schaden erfahren hat, daß er nirgends Hülfe findet, und, wenn der Vorgesetzte

nur berichtet, ohne weiters verdammt, und mit höchster Ungnade bedrohet wird: dann hebt er seine thränenden Augen zum Himmel: spricht — Herr, du weißts, wie sehr ich Unrecht leide: arbeitet mit Heldenmuth an seiner innern Vollkommenheit: übt seine Pflichten, auch wenn er verkannt und verleumdet wird, immer treuer aus: wirft die Verantwortung dessen, was gemeinschädlich ist, auf die, denen er es angezeigt hat: wandelt so unter Sonnenschein, und Sturm im Vertrauen auf Gott seinen geraden Gang fort, und freuet sich, daß er mehr für Menschenwohl thut, als man erkennen, und einsehen will. Giebt ihm sein Vorgesetzter durch Beeinträchtigungen und Beleidigungen, und Fehler mancherley Art, die wahrlich so selten nicht sind, ein Schwerd in die Hand, das er gegen ihn richten könnte, so denkt er so groß, daß er jenes Schwerd von sich wirft, die Beleidigungen entschuldigt, die Beeinträchtigungen gelassen erträgt, und demselben, wie Samuel dem Saul, so bereitwillig nach seinen Kräften dienet, als ob ihm nichts Böses widerfahren wäre. So ermüdet und überwindet er die Rachsucht seiner Feinde mit Standhaftigkeit, läßt sich weder auf der einen Seite von Gram, und

Schmerz,

Schmerz, und Bekümmerniß, und Ungeduld, und Muthlosigkeit besiegen, — noch auf der andern zur Empörung gegen seine Beleidiger, zur Rachbegierde, und zur Vergeltung des Unrechts hinreißen: sondern erhaben über alle unrechtmäßigen Bewegungen des Herzens erhält er sich in der ganzen Vollkommenheit seiner Tugend: hier in Gelassenheit und Heiterkeit, dort in aufrichtiger Versöhnlichkeit, Liebe, und Wohlwollen gegen seine Beleidiger und Verfolger. Was kann eine Seele übertreffen, die sich durch Bearbeitung ihrer selbst, und mühsame Uebung zu einer solchen Großmuth gebildet hat??

§. 30.

c) Der Mitbürger untereinander.

Da es ein untrügliches Kennzeichen des größten Verstandes ist, wenn man Herr über seine Leidenschaften, und besonders über seinen Unwillen, Zorn, und Rachbegierde ist, und im Gegentheil die größte Schwäche des Geistes verräth, wenn man bey jeder Kleinigkeit in Zorn ausbricht, und von demselben angetrieben eine Unanständigkeit nach der andern begeht: so wacht der Großmü-

thige um so mehr über sein Herz, und über seine Leidenschaften, mäßigt diese durch eine starke Vernunft, will das Kleine nicht wissen, und übersieht manche Anfälle und Beleidigungen anderer, weil er entweder zu vernünftig oder zu menschenfreundlich denkt, als daß er sich in einen unwichtigen Streit einlassen, und andern Schaden zufügen sollte. So machten es Socrates und Cato. Jenem wurde einst von einem muthwilligen Menschen ein Bein untergeschlagen, daß er zu Boden fiel. Man verwunderte sich, daß er solches litte, und ermahnte ihn, den Böswicht vor Gericht zu fordern. Er aber antwortete ganz gelassen: wenn mich ein Esel schlüge, sollte ich ihn vor Gericht fordern?

Cato wurde von jemand im Bad gestoßen. Da ihn dieser nachher um Verzeihung bat, so antwortete er: ich erinnre mich nicht, daß ich gestoßen worden sey. Er hielt es also für besser, das Unrecht nicht zu erkennen, als zu rächen.

Muß er aber andern widerstehen, so thut er es ohne Hinterlist und Bosheit, verwirft alle unedle Mittel, und sucht sie blos durch die Rechtmäßigkeit seiner Sache zu überwinden. Cato klagte den Murena an, daß er sich das Consulat

durch

durch Geld erkauft hätte. Es war, sagt Plutarch, durch ein gewisses Gesez einem Beklagten erlaubt, daß er seinen Ankläger stets durch jemand durfte in Acht nehmen lassen, damit er wüßte, wie und auf welche Art er seine Anklage begründen wollte. Murena bediente sich dieses Rechts, und wie er durch diesen, den Cato stets begleitenden Aufseher gewahr wurde, daß Cato dabey nichts hinterlistiges oder ungerechtes vornahm, sondern vielmehr auf eine edle und billige Weise den geraden und gerechtesten Weg einschlug, bewunderte er die Denkungsart, und den Character seines Gegners so sehr, daß er ihn sowohl auf öffentlichem Markte, als auch bey Besuchen in seinem eigenen Hause fragte: ob er heute in Ansehung seiner Klage etwas vornehmen würde? Und, wenn dieser mit Nein antwortete, mit völligem Zutrauen sich hinweg begab.

Wenn aber auch der Gegner nicht immer ein Murena ist, und die Geradheit und Rechtschaffenheit zu schäzen weiß, sondern nur desto arglistiger und boshafter verfährt, je offener und edler jener handelt, so weicht er dennoch nicht von seiner Rechtschaffenheit ab, sondern will seine gute Sache lieber verlieren, als durch dergleichen Nie-

verträchtigkeiten vor kurzsichtigen Richtern gewinnen.

Bey unvernünftigen, boshaften und rachsüchtigen Herausforderungen verhält sich der Großmüthige so bedachtsam, herzhaft und mässig, wie der berühmte Marquis Kenty. Dieser wurde einst durch einen Cartel zu einem Duell herausgefordert. Er aber gab dem, der ihm den Ausforderungsbrief im Namen seines Gegners brachte, folgende weise Antwort: „Mein Herr, ich bin noch jung, und habe noch keine Gelegenheit gehabt, mich durch Tapferkeit in diesem (dem dreissigjährigen) Kriege hervorzuthun, und mir Ehre zu erwerben. Ich bin aber entschlossen, es zu thun, und daher will ich meine Glieder und Kräfte auf keine solche Art vernachlässigen, sondern sie zu bessern Verrichtungen sparen. Ich gebe Ihnen also diesen Cartel zurück: aber gewiß nicht aus Mangel der Herzhaftigkeit, sondern blos aus Gehorsam gegen Gott und den König, der das Duelliren so scharf verboten hat. So bald ich aber von meinen Obern Befehl erhalte, mein Blut und Leben in einer Schlacht für das Wohl des Vaterlandes zu wagen, so werde ich mit Freuden der Gefahr oder meinem Tod entgegen eilen.“ Als

ihn aber der andre Officier doch angriff, so vertheidigte sich Renty so glücklich, daß er seinem Gegner eine Wunde beybrachte, worauf er ihn in sein Zelt bringen, und verbinden ließ. Strahlet nicht aus diesem vernünftigen Verhalten die wahre Großmuth einer Seele hervor, die mitten in der grösten Verwirrung und Gefahr, Ueberlegung, Herzhaftigkeit, und hohe Tugend zeigt, sich in den rechten Schranken hält, und durch nichts verblenden und aus ihrer Verfassung bringen läßt?

Voll Mitleidens und Wohlwollens springt er seinen Feinden bey, wenn sie in der Noth seiner Hülfe bedürfen. Ohne Schadenfreude und Vorwürfe, sucht er sie aus der Noth herauszureissen, und ihnen nach seinem Vermögen zu dienen und beyzustehen. Dion hatte den Syracusanern die wichtigsten Dienste geleistet: allein sie begiengen den unverzeihlichsten Undank an ihm, daß sie ihn aus dem Lande vertrieben. Bald hierauf nahm Nipsius, der General des vertriebenen Tyrannen Dionysius, Syracus ein, und überließ es seinen Soldaten zu plündern. Diese griffen alles, was ihnen in Weg kam, an, ermordeten viele Bürger, beraubten ihre Häuser, und verübten die erschrecklichsten Frevelthaten. In die-

ser äusserſten Noth ſahen die Syracuſaner kein anderes Rettungsmittel aus ihrem Elende, als daß ſie den Dion zurückriefen. Sie ſchickten alſo Abgeordnete an ihn, die ihn um Hülfe baten. Anfangs ſollte man meynen, Dion werde bey dieſer Gelegenheit unerbittlich ſeyn, und den Syracuſanern mit Recht ſagen: ſie hätten ihr jeziges Leiden wohl verdient. Allein, ſeine Seele war über ſolche Geſinnungen weit erhaben. Er nahm die Abgeordneten aufs gütigſte auf, wurde von dem Elende ſeiner Mitbürger gerührt, und eilte ſogleich nach Syracus. Auf die Nachricht von ſeinem Anmarſche that Nipſius einen zweyten Einfall in die Stadt, der eben ſolche Mord- und Frevelthaten, wie der vorige, nach ſich zog, und um die Stadt nunmehr ganz zu Grunde zu richten, ſteckten die Soldaten des Nipſius ſie an verſchiedenen Orten in Brand, wodurch ſehr viele Häuſer eingeäſchert wurden. Den folgenden Tag bemühten ſich Dions Freunde, ihn zu bewegen, daß er ſich an ſeinen Feinden, und insbeſondere am Heraclides, rächen möchte, der, von der niederträchtigſten Bosheit angeſpornt, das meiſte dazu beygetragen hatte, ſeine Mitbürger wider ihn aufzuhetzen. Allein, dieſer groſſe Mann,

der über alle Rachbegierde weit erhaben war, sagte ihnen: während seines langen Aufenthalts in der Akademie, habe er seine Leidenschaften zähmen gelernt, und der sicherste Beweis, daß man diesen wichtigen Sieg erkämpft habe, sey, daß man seinen Beleidigern und Feinden sanftmüthig begegne, und verzeihe.

In welchen Schulen, Gymnasien, Academien, und Hörsälen der Christen werden diese allerwichtigsten Uebungen so getrieben, wie in jener heidnischen??? —

Endlich vergilt der Großmüthige seinem Feind auch das Böse mit Gutem, und sucht ihn dadurch zu entwafnen und zu gewinnen.

Der berühmte Professor Kloz hatte die vom H. Geh. Rath Formey herausgegebene Uebersetzung des Aelians sehr bitter, ungerecht und feindselig beurtheilt. Nicht lange darauf verschafte ihm Formey einen sehr vortheilhaften Ruf nach Polen, und sammelte damit glühende Kohlen auf das Haupt dieses Mannes. Man kann es nicht ohne Rührung lesen, wie verbindlich er dem H. Formey dafür gedankt hat. — Eben so überwand er durch seine Großmuth den Herrn von Premontval. Dieser schrieb und redete viele

Jahre

Jahre lang sehr bitter vom H. Formey. Dieser aber bewies gegen ihn eine seltene Sanftmuth. Er redete Gutes von ihm, vertheidigte ihn, wenn er getadelt wurde, leistete ihm, ohne daß er es wußte, grosse Dienste und Gefälligkeiten. Jener aber hörte darum mit seinen Feindseligkeiten nicht auf. Demohngeachtet fuhr dieser mit seinen Liebeserweisungen fort. Da er ihm nun einmal, nach langen vergeblichen Versuchen, ihn durch Güte zu gewinnen, eine besonders grosse Gefälligkeit erwiesen hatte, so wurde Premontval dadurch so gerührt, daß er vor einer berühmten Versammlung vieler großen Gelehrten zu ihm trat, ihm die Hand bot, ihn brüderlich umarmte, und mit vieler Bewegung des Herzens laut sagte: „Vergeben Sie mir, ich bitte Sie, vergeben Sie mir alle Beleidigungen, die ich Ihnen zugefügt habe! Ich erkenne es, ich habe unrecht gegen Sie gehandelt. Sie sind ein rechtschaffener, wohlgesinnter Mann!“ Einige Monate darauf starb Premontval.

„Also besteht Großmuth gegen die Feinde in „einer willigen Erduldung aller Beeinträchtigun„gen und Beleidigungen?“ möchte vielleicht mancher hier denken und fragen.

Bey Leibe nicht! denn auch der Menschenfreund darf sich vertheidigen und widersetzen: und die Fähigkeit dazu gehört zum Character eines vollkommenen Menschen: sondern sie besteht in Widerstand ohne Haß: in der Sanftmuth und Mässigung des Zorns und der Rachbegierde: im Mitleiden mit den, allen Menschen gemeinen, Schwachheiten und Schmerzen: in der allgemeinen Menschenliebe. . .

§. 31.

d) Der Rivalen und Mitwerber gegen einander.

Mitbewerbung ist, nach der Erfahrung und Geschichte, die vornehmste Quelle von Feindschaften. Man erinnre sich an den Caracalla und Geta: Constantinus und Maxentius: Mauritius und Phokas: an die Söhne des Kaisers Ludwigs, den Lothar, Ludwig und Carl: An die Gegenkaiser, Pupienus und Balbinus, Heinrich und Rudolph: an die Gegenpäbste, Alexander II. und Honorius II. — — Clemens III. und Victor III. — — Urban VI. und Clemens VII. — — Bonifacius

facius IX. Benedict XIII. und Alexander der V. — — Johann XXIII. Martin V. und Clemens VIII. — — und viele andre kleine Seelen aus dem täglichen Leben, und bedenke: wie viel Kummer, Unglück, Schaden und Jammer sie verursacht haben, und noch immer verursachen? dann wird man folgende Gemälde von vollkommeneren und besseren Menschen in einem helleren Lichte erblicken, und ihr Betragen desto großmüthiger finden.

Weil der Mann von gebildetem Verstand und Willen seine Begierden in Absicht derjenigen Güter, die ihm durch Beleidigungen und Beeinträchtigungen können entzogen werden, mässiget und einschränket, so verlangt er nie, was des andern ist, maßt sich nicht an, was ihm nicht gehört, und verhütet daher von seiner Seite viele Feindseligkeiten, wie Titus und Antoninus, die keinem das Seinige raubten, niemand seine Rechte entrissen, und, da man sie der ihrigen berauben wollte, sich zwar standhaft widersetzten, aber dennoch so großmüthig dabey handelten, daß sie sich aller persönlichen Rache enthielten, und es Gott überliessen, wem er das Reich bestimmet habe? „Ich bitte und beschwöre euch," schrieb Antoninus

nius an den Senat, „daß ihr in Ansehung des rebellischen Cassius eure Strenge mildern wollet! Ich billige an keinem Kaiser die Rache. Ich bitte euch, vergebet des Cassius Kindern, Frau und Familie! Gebet ihnen ihre Güter, ihr Gold, Silber und Hausgeräthe wieder! Lasset sie reich seyn! Lasset sie ihre Tage in einer ungekränkten Sicherheit zubringen, lasset sie eine völlige Freiheit geniessen, und ein Denkmal meiner Gnade, und eurer Gelindigkeit werden?“

Der Großmüthige erkennt und verehrt vorzügliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens auch an seinen Gegnern, bezeigt Achtung dafür, und läßt ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren. Solch eine Großmuth belebte in der Seeschlacht am 12. April 1782. den Capitän eines englischen Kriegsschiffs, und sein Volk, als der treue und standhafte Mortemar, Befehlshaber einer französischen Fregatte, ein Kriegsschiff seiner Nation, dessen Verlust unvermeidlich war, aus der Schlacht ziehen wollte, und dadurch selbst in Gefahr gerieth, von einem nahe liegenden englischen Kriegsschiffe entweder in den Grund gebohrt, oder genommen zu werden. Der Capitän des Kriegsschifs bewunderte mit seinem Volke die Treue, die

Tapfer-

Tapferkeit, und das geschickte Manövre dieses jungen Helden, wodurch er sich der Gefahr entziehen wollte: verbot, aus Achtung für diese herrliche That, auf die Fregatte zu feuern, und die muthigen und großmüthigen Engländer tönten ihm ein lautes Bravo entgegen.

Gleiche Gerechtigkeit ließ der noch nicht überwundene Rodney dem unerschrockenen de Grasse wegen des muthigen Widerstandes angedeihen, den er einen ganzen langen Tag geleistet hatte, bis es ihm unmöglich war, länger zu kämpfen.

Aus Liebe fürs gemeine Beste räumt er dem einsichtsvollern und geschicktern Collegen freywillig den Vorzug ein, begibt sich seiner Rechte, tritt zurück, und nimmt von demjenigen Befehle an, mit welchem er nach den Gesetzen gleiche Macht gehabt hätte.

Als Griechenland sich gegen die Perser alliirte, so wurden zehn Generale ernannt, die Athenienische Armee zu commandiren. Aristides sah vorher, daß dieß grossen Schaden und Verwirrung erregen würde. Als daher die Reihe an ihn kam, trat er sein Recht dem Miltiades ab, den er für den fähigsten und besten General hielt. Hierauf ahmten die andern diesem großen Beyspiel

nach

nach, und so blieb Miltiades der einzige Befehlshaber. Wo findet man unter den Christen ähnliche Beyspiele? Je kleiner und schwächer die Seele ist, desto herrschsüchtiger und gewaltthätiger, je größer und vollkommener, desto bescheidener und billiger ist sie.

Ueber Neid und Misgunst ist er so weit erhaben, daß er denjenigen Würdigern, der ihm vorgezogen wird, sogar noch hochschäzt und liebt. Jonathan, als eigentlicher Erbprinz, sieht den David dem Königreich entgegen gehen: und dennoch liebt er ihn nicht weniger, behauptet sein Recht nicht, sezt sich sogar der Todesgefahr für ihn aus. Immer behält er die Großmuth, den David als König zu erkennen, und will nur der Nächste an ihm seyn. Ganz anders, als gemeine Seelen, die würdigere wegen der, ihnen gebührenden Vorzüge beneiden, verleumden, und verfolgen!

Edelmüthig eilt er seinem Rivalen zu Hülfe, wenn er in Noth und Gefahr geräth, wie Fabius dem Minutius, welches Beyspiel oben schon vorgekommen ist.

Wenn das gemeine Beste es erfordert, das er seinem eigenen weit vorzieht, so bietet er seinem

Gegner zuerst die Hand zur Versöhnung, um gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, wie Aristides dem Themistocles. Dieser hegte gegen jenen in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten eine beständige Feindschaft, bewies sich jederzeit als sein vornehmster Gegner, widersezte sich ihm in allem, und betrieb am meisten seine Verbannung. Dem allen ungeachtet, als bey dem fürchterlichen Einfall der ungeheuren Armee des Xerxes in Griechenland dem Themistocles das Commando der Athenienſischen Macht anvertraut wurde, kam einst Aristides des Nachts insgeheim in sein Zelt, und sagte zu ihm: Laß uns von jenem eiteln und kindischen Zwist abstehn, und auf eine edlere Art wetteifern, laß uns versuchen, wer am meisten zur Wohlfahrt Griechenlands beytragen kann, du dadurch, daß du deine Pflicht als ein großer und weiser General thust, und ich dadurch, daß ich dir mit meiner Person, und mit meinem Rathe allen möglichen Beystand leiste. Es thut mir sehr leid, antwortete Themistocles, daß du der erste bist, der einen solchen edlen Streit anhebt: ich will mich stets bemühen, dem Edlen dieser Handlung nachzueifern, und sie, wo möglich, zu übertreffen. Hierauf umarmten sie sich,

und Aristides hielt sein Wort in allen Stücken aufs pünctlichste.

Wenn er Gelegenheit hat, seinen Rivalen zu schaden, und sie um Ehre und Glück zu bringen, so thut er es nicht, sondern nimmt sich vielmehr ihrer an, entschuldigt sie, und rettet ihre Ehre auch mit seiner eigenen Gefahr. Der berühmte Stahl lebte mit seinem Collegen, dem Leibmedicus Hofmann in Uneinigkeitten. Hofmann hatte einen General, Liebling Friedrich Wilhelms, in der Cur. Der Kranke starb, und man sagte laut am Hofe: Hofmann sey schuld an seinem Tode. Der König erfährts, und untersagt dem Leibmedicus augenblicklich alle Praxin. Wenige Tage darauf wurde Stahl zur Königin berufen. Kaum hatte sie ihm eine kurze Nachricht von ihrem Gesundheitszustande gegeben, so sagte sie: „Lieber Stahl, nehm Er mir meine Bitte nicht übel, die in der That ein wenig unschicklich ist. Ich habe den kleinen Hund hier, außerordentlich lieb, das arme Thierchen ist sehr krank, und ich glaube, man kann ihm helfen. Wollte Er nicht so gut seyn, und ihm etwas verschreiben?“ „Von Herzen gern wollt ich es, wenn

Ew. Majestät nicht gesagt hätten, daß es Ihr Liebling wäre.“

Der König war im Zimmer: Stahls Antwort fiel auf, und er fragte mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit: „Wie so Stahl? Warum das?“

„Ich weiß aus Erfahrung, Ew. Majestät, wie unglücklich ein Arzt seyn kann, wenn ohne alle Schuld ein Liebling stirbt.“

„Ah, ich merke, Er zielt auf den Hofmann, sage Er, als ein ehrlicher Mann, hat Hofmann nicht den General umgebracht?“

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden, Hofmann ist ein eben so geschickter, als gewissenhafter Arzt. Ich habe mich —

„Die ganze Stadt sagts doch allgemein?“

„Die Stadt spricht viel, Ew. Majestät, Hofmann kann seine Feinde haben. Ich habe mich genau erkundigt, wie er den General behandelt hat, ich würde eben so verfahren seyn. Der General wäre mir gewiß auch gestorben, und ich wäre eben so gewiß überzeugt gewesen, daß mir Gewalt geschehen, wenn ich meine Praxin verlohren hätte.“

„Stahl, er ist ein ehrlicher Mann, sage er mir, ist das seine wahre Meinung?“

Ja, Ew. Majestät, das bezeuge ich vor Gott!“

Nun,

Nun, nun, es ist wohl wahr: was spricht nicht immer das verdammte Volk! Geb er sich zufrieden! Hofmann soll seine Praxin wieder haben. Seh' Er doch zu, ob Er dem Hündchen nicht helfen kann!"

Ferner sucht er seine Rivalen durch Großmuth zu überwinden, und ihnen dadurch zu beweisen, daß sie ihn mit Unrecht beneidet und gehaßt haben, wie der arabische Fürst Hatem, und der wohlthätige Nathan in Genf. Diese edlen Männer wurden wegen ihrer Freygebigkeit und Wohlthätigkeit beneidet, und gehaßt: ja, man stellte ihnen sogar nach dem Leben. Sie aber fuhren fort, immer tugendhafter und großmüthiger zu handlen, und beschämten dadurch ihre Rivalen so sehr, daß sie selbst bekannten, von ihnen auf die edelste und erhabenste Art überwunden worden zu seyn.

Hat er es endlich mit schwachen, ungebildeten und ungeschickten, aber desto arglistigern, eigennüzigern und ehrsüchtigern Rivalen zu thun, so befleißt er sich der Sanftmuth, Gerechtigkeit, und Billigkeit um so mehr, je weniger er oft bey Vorgesezten Recht findet, weil er weder winseln noch kriechen kann, und erträgt das Unrecht mit Standhaftigkeit und Geduld, wie M. L. . . Dieser ar-

beitet mit Collegen, die weder Tüchtigkeit noch Lust zur Arbeit haben, aber dennoch gleiche, ja noch grössere Vortheile und Ehre, als M. L... davon haben wollen, ob sie gleich diesem mit Recht Vorzugsweise gebühren. Was nun ihnen nach den Gesezen nicht zukommt, das erschleichen und erkriechen, und erwinseln sie: was von ihnen zur gewissenhaften Verwaltung ihres Amts gefordert werden kann, das geben sie für Druck aus, läugnen und verdecken es: was man ihnen von Bosheit, Arglist und Lügen, vorwirft, das suchen sie durch die grösten Betheurungen von sich abzulehnen, und halten kein Mittel für zu niedrig, keinen Weg für zu schlecht, zu ihrem Zweck zu gelangen. Lange mußte M. L... lernen, bis er es zu der Sanftmuth brachte, solche Leute nicht nur zu ertragen und zu schonen, sondern auch durch Nachgeben und Gelindigkeit zu beschämen und zu überwinden. Aber zuerst hats ihn die Noth, und dann edle Grundsäze, und die Religion gelehrt: ob ihn gleich dieß um des gemeinen Besten willen noch sehr schmerzt, daß man unwissende und gewissenlose Leute nicht ernstlicher anweißt, ihren Beruf besser zu erfüllen, und den Gesetzen gemässer zu leben...

„Aber, sagst du, wenn nur mein Rival kein so unwissender Mann wäre, wovon ich hundert Beweise in Händen habe: wenn ich nur von meinen Vorgesezten bey meinem Recht erhalten, und soutenirt würde: dann würde mirs nicht so empfindlich seyn: aber so ist mirs, ich kanns nicht läugnen, doppelt schmerzlich.“

Die Großmuth verbietet dir, edler Freund, den Widerstand gegen deinen unbilligen und arglistigen Feind keinesweges: sondern sie räth ihn vielmehr. Denn wer andern nicht widerstehen kann, wird nie etwas Grosses ausrichten, und weder das Beste des Publicums, noch unser eigenes kann befördert werden, wenn es uns an Muth und Entschlossenheit fehlt, uns denen entgegen zu stellen, welche aus Irrthum oder aus Eigennutz unsre Plane zu stören suchen. Widerstehe deinem Feind also muthig: aber ohne Haß und Rachsucht: mit Sanftmuth, Billigkeit, Klugheit. Auf diese Weise wirst du mehr ausrichten, als wenn du dich vom Zorn hinreißen ließest. Denn, je dümmer, und schlimmer dein Feind ist, desto mehr Verdruß wird er dir durch seine Arglist und Bosheit machen, wenn du dich gegen ihn übereilest . . .

Etwas mehr Wärme des Bluts, als gewöhnlich darfst du zwar immer fühlen: — denn ich glaube nicht, daß man mit völliger Kaltblütigkeit andern widerstehen kann: — aber erhalte nur diejenige Gegenwart des Geistes in dir, daß du nichts übereiltes, nichts unbilliges, nichts niedriges begehest! Behaupte nur die Herrschaft so über den Zorn und die Rachbegierde, daß du nicht unanständig, nicht klein handelst, und laß lieber kleine Rechte fahren, als daß du deinem Feind ungerecht begegnen solltest! denn, auch dies heißt großmüthig, wenn man das Kleine nicht wissen will, und lieber Unrecht leidet, als thut.

§. 32.

e) Gegen unvorsätzliche Beleidiger.

Die Billigkeit und Menschenliebe erfordern es zwar, daß man unvorsätzliche Beleidiger gütig und großmüthig behandle. Allein gewöhnliche Menschen, die ihren Leidenschaften freyen Lauf lassen, brechen oft so in Zorn und Rachsucht aus, daß sie die unanständigsten Dinge, die härtesten Ungerechtigkeiten begehen. Wem schauert nicht die Haut, wenn er folgende, im Jahr 1786. in den Zeitungen erzählte, Geschichte liest?

Die

Die Gubernantin des Grafen von Cavriani, damaligen Gouverneurs in Brünn, wollte ihre Eleve, die achtjährige Tochter des Grafen in die Kirche begleiten. Das Fräulein glitschte auf der Stiege, und brach das Genick. Die Gubernantin, vor Angst ganz außer sich, lauft mit Thränen und Wehklagen zu dem Grafen, der im Zorn sie zu Boden wirft, und so lange mit Füßen tritt, bis ihr das Blut zu Mund, Nase, und Ohren herausspritzt, und sie jämmerlich ihren Geist aufgab.

Der fromme Lavater gesteht in seinem geheimen Tagbuch selbst: daß er über seine Magd, die ihm ein porcellanernes Dintenfaß zerbrochen, so aufgebracht worden sey, daß er sie ein — dummes Vieh genannt habe.

Und wie viele, wie häufige, Beyspiele findet man täglich im gemeinen Leben, daß sich kleine und schwache Seelen durch eine Verleumdung, durch eine vermeintliche Beleidigung, und andere Kleinigkeiten, dergestalt in Zorn jagen, dergestalt aufbringen lassen, daß sie die lächerlichsten, unanständigsten, und ungerechtesten Handlungen begehen, und ihr ganzes Ansehen aufs Spiel setzen, und — verlieren!!

Vernünftiger, edler, und großmüthiger handelten folgende Männer:

Architas, ein vornehmer Tarentiner, welcher die Philosophie in der Pythagorischen Schule gelernt hatte, wurde von einigen seiner Sklaven durch ein grobes Vergehen aufgebracht. Um sich nun durch den Zorn zu nichts unanständigem verleiten zu lassen, gieng er weg, und sagte seinen Sklaven: ihr seyd glücklich, daß ich im Zorn bin, sonst solltet ihr übel wegkommen.

Plato wollte einmal einen seiner Sklaven züchtigen, als eben einer seiner Bekannten dazu kam. Zu diesem sagte er: thue mir den Gefallen, diesen zu prügeln, denn ich bin im Zorn.

An einem schwülen Sommertag stand einst der große Türenne in einer kleinen weissen Weste, mit einer Mütze auf dem Kopf, in seinem Vorzimmer am Fenster. Einer seiner Bedienten kommt von ohngefähr herein, betrügt sich an der Kleidung, und hält ihn für einen Küchenjungen, mit dem er sehr vertraut war. Er schlich sachte hinzu, und gab ihm mit einer Hand, die ziemlich schwer war, einen sehr derben Streich auf den Hintern. Türenne, frappirt, wendet sich um. Der Bediente erblickt zitternd das Gesicht seines

Herrn.

Herrn. Vor Schrecken halb tod wirft er sich zu seinen Füßen nieder. „Ach, gnädiger Herr, verzeihen Sie mir unglücklichen, ich habe geglaubt, es sey Georg!“ Auch den hättest du nicht so stark schlagen sollen, antwortete Türenne ganz kaltblütig, gedachte aber hernach der Sache mit keinem Wort mehr.

Der fünfte arabische Caliph Hassan saß einst bey der Tafel, und ein Sklave goß eine Schüssel mit Speise und Brühe, die siedend heiß war, über ihn. Der erschrockene Sklave fiel gleich zu seinen Füßen nieder, und, weil er sich vor des Caliphen Zorn fürchtete, so fieng er an, einen Vers aus dem Koran herzusagen: „Das Paradies ist denen bestimmt, die ihren Zorn bezähmen.“ — Hassan antwortete: „Ich bin nicht zornig.“ Der Sklave fuhr fort, die Folge des Spruchs zu sagen: „Und für die, die den Menschen vergeben.“ Hassan erwiederte: „Ich vergebe dir.“ Der Sklave sagte indessen den Vers vollends aus: „Denn Gott liebet die Wohlthätigen.“ Hassan versetzte: „ich schenke dir die Freyheit, und vierhundert Stück Silber.“

Ein gewisser Gottesgelehrter unserer Zeit hatte ein liebenswürdiges Kind. Die Wärterin des-

selben setzte es auf einen Kessel, der mit einem höl-
zernen Deckel belegt, aber voll kochenden Wassers
war. Die Magd hatte das Kind vielleicht oft
dahin gesetzt: aber diesmal lag der Deckel nicht
recht, schlug in die Höhe, und das arme Kind fiel
in das kochende Wasser, wo es augenblicklich des
Todes war. Die bestürzte Wärterin entlief — und
wer mag sich den Schrecken der Eltern vorstellen?
Die Magd hatte sich auf der Flucht einige Worte
verlauten lassen, die von ihrer Verzweiflung zeug-
ten: sie hatte gesagt: sie wollte sich ein Leid an-
thun. Der bestürzte Vater vernahm dies kaum,
als er überall Leute aussandte, die Unglückliche
aufzusuchen, und sie tröstlich der Vergebung zu
versichern. Er erreichte seinen Zweck, nahm sie
gütig auf, und behielt sie bey sich.

Dies sind seltene, aber desto nachahmungs-
würdigere Beyspiele von Mäßigung des Zorns,
und Großmuth gegen unvorsätzliche Beleidiger,
welche klar beweisen, daß es zwar schwer, aber
nicht unmöglich sey, den Zorn zu mäßigen: und
daß es schön, und rühmlich, und die Eigenschaft
einer großen Seele sey, unvorsätzlichen Beleidigern
nicht nur zu vergeben, sondern auch noch Gutes
zu erweisen.

§. 33.

Gründe dieses Verhaltens.

Und, welches sind nun die Gründe, wodurch sich der Großmüthige zu dieser hohen Tugend emporarbeitet? denn lange Zeit muß er gewiß an sich arbeiten, lange mit sich kämpfen, und ringen, bis er diesen Gipfel moralischer Vollkommenheit erstiegen hat. Deßwegen kommt eine gewiße Schwäche, Einfalt, Schläfrigkeit, Trägheit der Seele, ob sie gleich manchmal auch für Großmuth gehalten werden, hier nicht in Betrachtung. Großmuth muß die Wirkung und Frucht wahrer innniger Neigung zur Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe, und anderer weisen Grundsätze seyn. Und diese sind vorzüglich folgende:

1) Sanftmuth und Selbstbeherrschung sind ein untrügliches Kennzeichen des Größten Verstandes. Wir handeln aber nur alsdann verständig, und vernünftig, wenn wir nicht, wie die Thiere, den ersten Eindrücken der sinnlichen Empfindungen, und der in uns aufsteigenden thierischen Triebe folgen, sondern vorher den Rath der Ueberlegung hören, auf die Folgen unsrer Handlungen sehen, den wahren Werth der Dinge prüfen,

das Wahre dem Falschen, das Bessere dem Schlechteren, das dauerhafte Vergnügen dem vergänglichen, den wahren Vortheil dem scheinbaren, die wirkliche Ehre der eingebildeten, standhaft vorziehen, und zu diesem Ende unsre Leidenschaften so mäßigen und beherrschen, daß sie uns zu keiner unanständigen, uns schädlichen und schimpflichen Handlung hinreißen. Es giebt keine grössere Herrschaft, als eine solche, die man über seine Begierden, keinen schönern Sieg, als den man über seine Leidenschaften erhalten hat. Es ist der höchste Triumph des freyen Willens. Wenn kein Affect über den Verstand Meister wird, dann hat er seine größte Vollkommenheit und Stärke erreicht.

Durch Zorn und Rachsucht hingegen zeigt man eine große Schwäche und Unvollkommenheit des Verstandes, wird zu tausend Unbesonnenheiten verleitet, wodurch man sich vor der Welt verächtlich macht, und kann sich weder männlich vertheidigen, noch die Beleidigungen der Feinde unschädlich machen.

Zorn und Rachsucht sind auch keine Zeichen des Muths und der Kraft. Denn, um zornig zu seyn, braucht man ja weiter nichts zu thun, als der natürlichen Leidenschaft den Lauf zu lassen.

Aber, um sanftmüthig zu seyn, muß man viel nachdenken, viel gegen sich selbst kämpfen. Ein zorniger Mensch, ist allemal ein schwacher Mensch, der mitgehen muß, wohin der Affect ihn reisset: ein sanftmüthiger hingegen, zumal, wenn er sehr zum Zorne geneigt ist, ist ein starker, muthiger Mensch, der Kraft sich erworben hat, seine Leidenschaften in Fesseln zu schlagen, und sich seinen Feinden mit Muth und männlicher Vertheidigung zu widersezen.

2) Ein anderer Grund zur Großmuth gegen unsere Feinde ist die Klugheit, oder, die Geschicklichkeit, im Handeln, die uns unsern wahren Vortheil bewirken, und jeden Nachtheil vermeiden lehrt.

Gegen Höhere und Mächtigere ist die Großmuth darum Klugheit, weil man durch Widersezung, wenn sie kleine Seelen haben, seinen Endzweck nicht nur nicht erreicht, sondern Uebel nur noch ärger macht, und ihre Tigerklauen noch mehr reizt. Dieß lehrt schon Hesiodus in folgender artigen Fabel. Ein Habicht hatte eine sehr lieblich singende Nachtigal mitten in der Luft zwischen seinen scharfen Klauen. Als er sie nun dergestalt verwundete, daß die arme Nachtigall darüber lamentirte, fuhr er sie deßwegen mit folgenden Worten an:

an: mache nur nicht viel Wesens, denn, der dich in seiner Gewalt hat, ist viel stärker, als du bist. Du magst so schön singen, als du willst, so kanst du doch sonst nirgends hin, als wo ich dich hinführe. Was meinest du nun, soll ich dich auffressen, oder loslassen? Der ist wohl wahrhaftig dumm, fährt darauf Hesiodus fort, der sich mit einem Mächtigeren zu streiten unterstehet: denn er wird nicht nur verlieren, sondern außer dem Spott noch dazu Schmerzen leiden müssen. (Werke und Tage V. 201. f.)

Durch Sanftmuth ersparen wir uns ferner tausend Verdruß, und unangenehme Stunden. Allen den Groll gegen unsern Feind: die Rachbegierde über seine Beleidigungen: die mühsame Entwürfe, uns zu rächen: die ängstliche Erwartung des Ausganges derselben: den tödlichen Verdruß, wenn sie fehlschlagen, und wir von kurzsichtigen, und eigennüzigen Richtern keine Satisfaction bekommen: die wiederhohlten, noch gröbern Beleidigungen unsers durch Rache noch mehr aufgebrachten Feindes.

Wir verlieren auch weniger, als andere, die sich vom Zorn und von der Rachbegierde hinreissen lassen. Unsre Rechte und Güter werden gewiß

wiß beſſer durch Sanftmuth, als durch Zorn vertheidiget, und jedermann muß ſich ſchämen, einem ſo billigen, und ſanftmüthigen Menſchen das Seinige zu entreiſſen. Sollte man es aber dennoch verſuchen, ſo kommen wir auch in dieſem Fall mit der Sanftmuth weiter, ſehen unſern Vortheil beſſer, und machen unſern Zuſtand vollkommener, als andre, die ſich dem Zorn und der Rachſucht überlaſſen, und deswegen auch das verlieren, was ihnen mit Recht zugehörte.

Durch Großmuth beſchämen und gewinnen wir unſre Feinde, und ſichern uns vor ihren künftigen Beleidigungen, denn, der muß mehr, als ein Unmenſch ſeyn, der nicht endlich durch ein liebreiches und ſanftmüthiges Betragen gerührt, und zu beſſern Geſinnungen gegen uns gebracht wird. Der muß mehr, als ein Thier ſeyn, der dadurch zu fernern Beleidigungen und Beeinträchtigungen aufgemuntert wird. Saul, der zornige und ergrimmte Saul, wurde durch die Großmuth Davids ſo gerührt und beſchämt, daß er Thränen vergoß, und mit lauter Stimme ausrief: Du biſt gerechter denn ich, mein Sohn David! denn, du haſt mir Gutes bewieſen, und ich habe dir Böſes bewieſen! Der Herr vergelte

dir Gutes für diesen Tag, das du an mir gethan hast!!!

Durch Großmuth erwerben wir uns andrer Zutrauen, Liebe und Achtung. Denn, wer verspricht sich nicht Liebe von einem Menschen, der selbst seine bittersten Feinde liebet? Und, wer schäzt und achtet einen solchen Menschen nicht, von dem er sich nichts, als Güte und Liebe verspricht? Wer wird nicht einem solchen Menschen alles anvertrauen, von dem er siehet, daß er auch seinen Feinden keinen Schaden zufüget? Wer wird nicht einen Vorgesezten, Fürsten, König doppelt verehren, je weniger er sich vom Zorn, und von der Rachsucht hinreissen läßt, und je mehr moralische Vollkommenheit er zeigt!! Die Titus, Antonine, Heinriche, wurden deßwegen von ihrem Volke so sehr geliebet und verehret.

Durch Großmuth verschaffen wir uns grosses Vergnügen, grosse Ruhe und Zufriedenheit der Seele. Was sind alle Reizungen der Sinne, alle Ergözlichkeiten der Erde gegen die einzige, sanfte, innige Freude, einem Beleidiger vergeben, einem Unglücklichen Gnade erwiesen zu haben! Noch in der lezten Todesstunde,

stunde, wenn alle Freuden der Welt uns wie nichts sind, wird uns dieß noch freuen und vergnügen...

Endlich verbietet uns auch die Klugheit, das zu hassen, wovon wir grossen Nutzen haben. Und auch diesen gewähren uns unsere Feinde. Denn, sie lehren uns, behutsamer zu wandeln, unsere Absichten mit mehr Vorsicht zu verfolgen: uns immer mehr Einsichten und Kenntnisse zu erwerben: sie erregen unsere Affecten, und üben uns in der Sanftmuth, Geduld, Gerechtigkeit, Menschenliebe: sie spornen uns zu noch grösserm Eifer in unsern Pflichten an, und erheben uns auf den Gipfel menschlicher Tugenden, zu der Großmuth. Pythagoras hatte also wohl Recht, zu sagen: wer tugendhaft werden wolle, müsse entweder recht treue Freunde, oder recht bittere Feinde haben. Denn, diese sagen uns unsere Fehler ungebeten, und setzen uns also in den Stand, dieselben zu erkennen, zu verbessern, und in der moralischen Vollkommenheit immer weiter fortzurücken. Und hasset man denn einen solchen mit Recht, der uns so nüzlich ist? Nur kleine Seelen, die ihre Fehler weder erkennen, noch verbessern wollen, werden denjenigen anfeinden, der ihnen

dieselben entdeckt: grosse hingegen sagen mit Heinrich IV. warum soll ich über den zürnen, der die Wahrheit gesagt hat? oder mit dem König Philippus: ich danke meinen Feinden, daß sie mir Gelegenheit gegeben haben, mich zu bessern.

3. Die Gerechtigkeit, d. i. die aufrichtige Neigung, jedem dasjenige zu erweisen, was er nach einem ausdrücklichen Gesetze von uns fordern kann, befördert die Großmuth vorzüglich unter Mitbürgern, und Rivalen. „In jedem Menschen, so denkt der Gerechte, fühle ich mich: denn ich weiß, daß er mit mir einerley Empfindungen hat, und daß seine Empfindungen und die Meinigen einerley Maaß haben: ich setze mich also nur in seine Lage, so sagt mir dieß Verhältniß alle Pflichten, ihre Gränzen, und ihre Stuffen. Ich fühle, daß die Erhaltung meines Eigenthums, daß eine getreue Erfüllung meiner errichteten Verträge und Verbindungen mir zu meiner Erhaltung unmitelbar unentbehrlich sey, daß ich bey Raub, Betrug und Verrätherey wegen meiner Ruhe und Wohlfahrt keinen Augenblick sicher seyn würde, und daß mein Schmerz allemal um so viel heftiger kränke, je weniger der Schade,

den ich darunter leide, zu ersetzen ist. Hier wehret sich also der Trieb meiner Selbstliebe mit aller seiner Stärke. Meine Natur fühlt, daß sie das Recht dazu hat; ich suche mein Eigenthum, so gut ich kann, zu beschützen: ich eigne es mir wieder zu, wo ich es finde: ich rufe den Beystand der Gesetze zu Hülfe: und, wo ich diesen nicht erreiche, da halte ich mich berechtigt, alle Gewalt zu gebrauchen, deren ich mich fähig fühle. Mein Nächster hat dieselben Empfindungen, denselben Trieb, sich zu erhalten, den ich habe: er fühlet die wirklichen Kränkungen seiner Wohlfahrt und Ruhe in eben dem Maaße, wie ich. Ich muß ihm also eben das Recht zugestehen: und, wenn ich unnatürlich genug wäre, seine Empfindungen nicht erkennen zu wollen, so gäbe ich ihm dadurch selbst das Recht, mich mit Gewalt dazu zu zwingen. Hier dictirt mir meine Vernunft also folgendes unumstößliche Gesetz: Was ich nicht will, daß andere mir thun, das soll ich ihnen auch nicht thun." Wer diese Gedanken recht lebhaft erkennet und empfindet, der wird niemand vorsäzlich beleidigen, keines Rechte kränken, und, wenn er beeinträchtiget wird, sanftmüthig, schonend, nachgebend seyn, folglich manche Feindschaften verhü-

ten, oder durch Klugheit abwenden. Er wird sich gegen seine Mitbürger und Rivalen so verhalten, wie es der Wahrheit, Ordnung, und Vollkommenheit gemäß ist.

4. Billigkeit, d. i. die wohlwollende Geneigtheit, nicht alles aufs genaueste, und nach dem schärfsten Recht zu nehmen, sondern von demselben in einzelnen Fällen zum Besten anderer etwas nachzulassen, treibt uns besonders zur Großmuth gegen unvorsäzliche Beleidiger an, und lehrt uns die Handlungen unserer Feinde richtiger und unpartheyischer beurtheilen. Freylich bleibt die Beleidigung immer Beleidigung: aber Uebereilung, Unwissenheit, Unvorsichtigkeit, verdienen doch immer billige Nachsicht. Denn, wir selbst würden sie in ähnlichen Fällen von andern ebenfalls erwarten.

Wenn wir ferner erwägen, daß unsere Feinde es nicht allemal so böse meinen, als es uns vorkommt, so wird unser Unwille über ihre Beleidigungen noch mehr gemässiget werden. Oft werden wir beleidiget bloß aus Mißverstand, weil unser Beleidiger manches unserer Worte oder Handlungen unrecht verstanden hat. Oft ist seine Bosheit die Folge einer schlechten Erziehung: oft

rührt

rührt sie auch von Stockung und überflüssiger Schärfe des Bluts her. Was soll man nun mit einem Menschen thun, der das Unglück gehabt hat, schlecht erzogen zu werden, der Stockung und Schärfe im Blut empfindet: der von Natur schwach und kurzsichtig ist? Beklagen und bedauren soll man ihn, als einen Unglücklichen, aber nicht hassen, nicht den Verirrten noch weiter von dem Wege der Wahrheit und Ordnung abführen.

Wenn wir uns endlich gewissenhaft fragen: ob wir auf keine Weise Anlaß zu dem, uns beleidigenden Betragen des andern gegeben, wenigstens nichts unterlassen haben, wodurch wir es hätten verhindern können, so wird sich unser Verdruß über unsere Feinde abermal um vieles vermindern: und wir werden bald anfangen, uns mit einem, und dem andern wieder auszusöhnen.

5. Menschenliebe, oder Mitleiden mit den, allen Menschen gemeinen Schwachheiten und Unvollkommenheiten: Theilnahme an ihrem Zustand, und herzlicher Wunsch, das Glück aller Menschen zu befördern, und überall Freude und Vergnügen zu verbreiten: dämpfet den Zorn und die Rachbegierde noch mehr, erweckt Sanftmuth

in hohem Grade, und giebt der Großmuth eine neue, noch festere Stütze. Besonders hält sie Höhere, und Mächtigere, von Beleidigungen ab, und ermuntert sie dagegen zur Großmuth. Kommt aber noch der Gedanke hinzu: daß auch auf dem Thron, an der Spitze des Heers ihnen die Hülfe ihrer Mitgeschöpfe eben so nöthig bleibe, als sie in der Wiege war: und daß sie, ohne zu lieben, von andern auch nicht geliebt werden: kommt die Aufmerksamkeit auf die Stimme der Natur, oder vielmehr ihres Urhebers dazu, die uns zur Güte und Liebe auffordert: kommt das Vorgefühl des Vergnügens dazu, das uns eine so göttliche Handlung gewähret: o so werden auch die härtesten Herzen erweicht, und die kältesten zur Liebe erwärmt!

Diese erhabene Tugend wird noch mehr befördert durch den Gedanken: daß kein Mensch ganz böse sey, und daß auch der schlimmste noch gewisse gute Eigenschaften habe, und ein, uns zur Liebe empfohlenes Geschöpf Gottes sey. Wenn wir nur diese gute Eigenschaften unpartheyisch aufsuchen, und betrachten, wenn wir nur seine übrige Brauchbarkeit fürs Ganze recht einsehen wollten, so würden wir bald Ursache finden, auch den zu lieben, auch dem wohlzuthun, der uns aufs

gröbste

gröbste beleidiget hat. Wenn wir nur recht erkennen und empfinden wollten, wie billig und nüzlich es uns sey, gegen den großmüthig zu seyn, der uns von unserm Schöpfer, und Wohlthäter, zur Liebe empfohlen ist, so würden wir uns gegen unsere Feinde noch sanftmüthiger und menschenfreundlicher bezeigen. Nehmen wir ja das vorzüglich in Acht, — schätzen und beschützen wir ja sonst das ganz besonders, was uns von einem Höheren und Grösseren empfohlen ist: warum wollten wir denn unsere, von unserm Schöpfer uns so sehr empfohlene, Mitmenschen nicht auch lieben, und hochschätzen?

6. Die Schönheit, und Vortreflichkeit dieses Betragens, nebst der Begierde, Gott wohl zu gefallen, ist es endlich, die einen Menschen auf den Gipfel menschlicher Tugend erhebt. Anfangs lehrte es ihn, wie gesagt, die Klugheit, oder, sein eigener Vortheil. Nach und nach that er es aus Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit. Je mehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitete, desto höher stieg er empor zur edelmüthigen Menschenliebe. Die lebhafte Empfindung der Weisheit und Güte in den allgemeinen Anordnungen der Natur, und der vortreflichen Ord-

nung im Ganzen, die Betrachtung der weisen Absichten des höchsten Wesens zur Glückseligkeit Aller, und der daraus entstandene ernstliche Entschluß, diese Absichten an seinem Theil, so viel möglich, zu befördern, erhoben ihn zum grösten Enthusiasmus für Gott, Glückseligkeit, und Menschenwohl, auf die höchste Stuffe moralischer Vollkommenheit, zur Großmuth. Herrliche, Herzerhebende Aussicht über das ganze Universum, über das ganze Menschengeschlecht! O, da verschwinden alle niedern Leidenschaften! da übt man das Gute, weil es gut, das Wahre, weil es wahr, das Grosse, weil es groß, gemeinnüzlich und göttlich ist. Von dieser Höhe sieht man nicht mit Zorn, sondern mit Mitleiden auf die Schwachheiten der Menschen hinab: achtet Kleinigkeiten nicht, weil man weise ist: rächet Beleidigungen nicht, weil man edel denkt: erträgt das Unrecht, weil es groß ist: liebt die Feinde, weil es göttlich ist....

Je schwerer der Kampf, desto herrlicher der Sieg. Herrlich für uns, herrlich für andere, herrlich fürs Ganze!

Lasset uns ihn hinaufklimmen, diesen steilen Berg, meine Leser! Es kostet zwar manchen Schweiß und Mühe, manchen Kampf und Uebung: aber unaussprechlich ist das Vergnügen, wenn man ihn erstiegen hat, göttlich ist die Freude, wenn man sich über die Erde erhaben, und der Gottheit ähnlich fühlt!!!

Großmüthige Uneigennützigkeit.

§. 34.

Natur und Beschaffenheit derselben.

Ein vorzüglicher Zweig der Seelengröße ist die Uneigennützigkeit, oder diejenige Tugend, die bey allem was sie thut, nicht auf ihren eigenen, unmittelbaren Vortheil, sondern allein auf das siehet, was wahr, und recht, und gut ist. Sie giebt zwar ihren wahren Vortheil nie auf, denn dieß kann sie nicht, weil

die

die Erfüllung erweislicher Pflichten allezeit nüzlich ist, und nach Gottes Einrichtung unausbleiblich zu Belohnungen führt: aber sie läßt den gegenwärtigen Vortheil, den sie erhalten könnte, wenn sie ihre Pflichten gar nicht, oder nicht so gut und vollkommen erfüllte, und der im Grunde bloß scheinbar ist, gegen eine entfernte, ihr oft gar noch nicht bekannte Belohnung fahren, die sie von Gottes Güte und Gerechtigkeit vertrauensvoll erwartet. Da nun die meisten Menschen wenigstens uneigennützig scheinen wollen, — ein Beweiß, daß sie die Uneigennützigkeit für eine eben so schöne, als rühmliche, Tugend halten, — so wollen wir den wirklich Uneigennützigen näher kennen lernen, um ihn vom Gleißner unterscheiden zu können.

Der wahrhaftig Uneigennützige will nicht von Menschen reich gemacht werden: ist gleichgültig gegen den Reichthum, wenn er ihn nicht besizt: und großmüthig, wenn er ihm in die Hände fällt, wie Abraham, Judas Maccabäus, und Lucius Mummius. Abraham, sagt Bossuet, schlug die prächtigen Geschenke der Könige, denen er doch einen so grossen Dienst geleistet hatte, mit einer Großmuth aus, die ihres Gleichen nicht

hatte,

hatte, und er wollte nicht leiden, daß sich jemand rühmen möchte: er hätte Abraham reich gemacht. Er wollte keinem etwas zu danken haben, als Gott, der ihn beschüzte, und vor dem er in einem vollkommenen Glauben und Gehorsam wandelte. Judas Maccabäus hatte den Timotheus, den Statthalter der Gegend des Jordans überwunden. Bey Austheilung der Beute nun gieng des Judas Großmuth noch über dasjenige, so durch das Gesez Mosis vorgeschrieben war, welches nemlich sonst niemand berechtigte, mit den im Treffen gewesenen Kriegsleuten zugleich Theil daran zu nehmen, ausser die zur Bedeckung des Rüstzeugs zurückgelassene. Er aber ließ einen ansehnlichen Theil davon unter seine dürftigen Brüder austheilen, so daß der Alte, Abgelebte, der Kranke und Lahme, die Wittwe und der Vaterlose, an den Früchten seiner Siege Theil nehmen mußte. Lucius Mummius, der das prächtige Corinth zerstöret hat, behielt nicht das Geringste von der Beute vor sich. Ich will, sprach er großmüthig, viel lieber Italien, als mein Haus ausschmücken, und mit Schätzen anfüllen.

Der wahrhaftig Uneigennützige hat einen Abscheu vor allen unedlen Mitteln, sich Geld zu erwerben, auch wenn er dessen noch so sehr bedürftig ist, und will lieber arm seyn, als sein Gewissen mit Vorsatz beflecken, und einem andern Schaden zufügen.

D' Aubigné, einer von den Helden Heinrichs IV. erzehlte einst dem Herrn von Talcy seine Unglücksfälle, und daß er wegen Mangel an Geld sich nicht nach Rochelle begeben könne, wohin ihn die Protestanten verlangten. Talcy antwortete ihm: Sie haben von der Unternehmung von Amboise die Originalschriften in Ihrem Hause. In einem dieser Stücke hat sich der Canzler de l' Hopital unterschrieben, der jezt vom Hofe entfernt, aller Welt unnütz, und Ihrer Parthey ungetreu worden ist. Erlauben Sie mir, ihm Nachricht zu geben, daß Sie dieses Papier in Händen haben, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie 20,000 Thaler entweder von ihm selbst, oder von denen, die seinen Untergang suchen, dafür erhalten sollen. D' Aubigné holte sogleich diese Papiere herbey, und — warf sie vor den Augen des Talcy ins Feuer. Ich bin arm, sagte er, ich könnte mich verleiten lassen; lieber will

ich sie verbrennen, damit sie mich nicht verbrennen.

Verwaltet der Uneigennützige eine öffentliche Casse, so thut er es mit solcher gewissenhaften Ehrlichkeit, daß er keinen Heller zu seinem Vortheil verwendet, und lieber arm bleibt, als nur das mindeste davon unterschlägt, und sich zueignet. So machte es Aristides, der viermal hundert und sechszig tausend Reichsthaler so treu verwaltete, daß er keinen Scherf davon sich anmaßte, und zum Beweis dessen nicht einmal so viel Geld hinterließ, als zu seinem Begräbniß erfordert wurde. Wenn man bedenkt, daß diese Summe Geld's nach ihm auf 600,000 Thaler, und endlich gar auf eine Million und 300,000 Thaler vermehrt wurde, so läßt sich noch deutlicher einsehen, wie viel uneigennütziger er diese Beyträge zum Krieg regulirt, und verwaltet habe, als alle seine Nachfolger?

Muß er Richter seyn, und Recht sprechen, so thut er es ohne Ansehen der Person, und ohne Partheylichkeit. Da kann man nichts mit Geschenken ausrichten: da sucht man dem Unrecht keinen Schein des Rechts zu geben: da nimmt man keine Rücksicht auf sein Interesse: sondern allein

die,

die, von allen Seiten wohl eingesehene, und geprüfte Gerechtigkeit einer Sache ist die unveränderliche Richtschnur, nach der er sich richtet, und auch dann nicht davon abweicht, wenn er Verdruß und Schaden davon zu gewarten hat. Noch niemand hat in der Canzlerwürde in England eine grössere Uneigennützigkeit gezeigt, als der berühmte Thomas Morus, der auf die Klagen seiner Frau und Kinder, daß sie nicht einmal hinlänglich zu leben hätten, antwortete: „Laßt mich nur machen: eure Ehre, und mein Heil hängt daran: ihr werdet in dem Segen Gottes Reichthums genug haben.“ Alle Schriftsteller, die sein Leben beschrieben haben, erzählen: daß ein vornehmer Herr, der einen Proceß bey dem Canzler hatte, ihm zwey silberne Flaschen von einer vortreflichen Arbeit geschickt habe. Morus rief seinen Kellermeister, und sagte zu ihm: Führet diesen Menschen in meinen Keller, und füllet ihm seine zwey Flaschen mit meinem besten Wein! Mein Freund, sagte er hernach zu dem Bedienten, sage er seinem Herrn: ich laß' ihn bitten, diesen Wein, wenn er ihn gut findet, nicht zu schonen!

Vielweniger nimmt der Uneigennützige eine ungerechte Sache zu vertheidigen über sich, sollte

er

er auch noch so viel Belohnung, noch so viel Ehre und Vortheile davon zu gewarten haben. Selbst von Fürsten läßt er sich nicht bewegen, eine schlechte Handlung zu vertheidigen, und ist eben so sehr über die Furcht, als über den Eigennuz erhaben. Der Kaiser Caracalla ließ seinen Bruder Geta in den Armen seiner Mutter umbringen. Er wollte darauf den Rechtsgelehrten Papinian überreden, und zwingen, eine so abscheuliche That zu entschuldigen. Aber Papinian weigerte sich dessen standhaft, und sagte: er sey eher im Stande, einen Brudermord zu begehen, als ihn zu entschuldigen. Er wählte lieber den Tod, als daß er sein Leben durch eine so strafbare Gefälligkeit hätte zu erhalten gesucht.

Ein geschickter, aber unbemittelter Rechtsgelehrter hatte von einem reichen Manne funfzig Thaler zu sehr nöthigen Ausgaben entlehnt. Dieser fieng kurz darauf einen ungerechten Proceß wider jemand an. Er kam also zu dem Rechtsgelehrten und bat ihn, in der Sache zu seinem Vortheil zu handeln, mit dem Versprechen, daß er ihm die geliehenen funfzig Thaler, und noch mehr dazu schenken wolle. Mein Herr, antwor-

tete ihm der Rechtsgelehrte, ich habe die funfzig Thaler nicht in der Absicht geborgt, und ich versichere Sie, daß Ihr ganzer Reichthum mich nicht bewegen würde, wider mein Gewissen, und die gerechte Sache zu handeln. Nach dieser edelmüthigen Antwort gieng er so gleich an sein Schreibepult, holte die funfzig Thaler mit dem Zins für die kurze Zeit, und gab sie dem reichen Wucherer mit verbindlichem Dank zurück.

Ist der Uneigennützige ein Regent, so machet ihm noch so viel Vorschläge zur Erhöhung seiner Finanzen, er bedient sich ihrer nicht, und weist sie mit edlem Unwillen von sich, so bald er einsiehet, daß seine Unterthanen nur im mindesten dadurch beschwert werden. Vor einigen Jahren hatte man dem weisen Markgrafen von Baden vorgestellt, daß der wahrscheinliche Ueberfluß des disjährigen Weins es durchaus erforderte, daß Se. Durchlaucht ihren grossen Weinvorrath vom vergangenen Jahr verkaufen liessen, um Platz für den neuen Wein zu gewinnen. Allein, was antwortete der gütige Landesvater? „Ich weiß“ sagte er, „daß viele meiner Unterthanen gleichfalls noch grosse Weinvorräthe liegen haben. Lasse ich meine Keller öfnen,

so

so werde ich jenen den Markt verderben, und Schuld daran seyn, daß ihnen ihre Weine liegen bleiben. Das wäre unbillig von mir gehandelt. Man lasse also, auch mit Gefahr den diß jährigen Wein nicht unterzubringen, meine eigene Keller so lange verschlossen, bis meine Unterthanen durch guten Verkauf die ihrigen werden ausgeleert haben. Das Privatinteresse eines Fürsten muß dem Interesse seiner Unterthanen nachstehen."

Eben so zeigte jemand dem Marquis Spinola einen unfehlbaren Weg, die Einkünfte seiner Herrschaften jährlich um 500,000 Thaler zu vermehren. „Nein," antwortete Spinola, „ich will lieber vermögende Leute auf meinen Gütern, als jährlich eine halbe Tonne Goldes mehr Einkünfte haben."

Sich von Fremden bestechen, und dadurch zur Untreue gegen seinen Fürsten, und gegen sein Vaterland verleiten zu lassen, wie mancher kleindenkende Minister, General ꝛc. schon gethan hat, hält der Uneigennützige für äusserst schändlich und strafbar, und weist alle dergleichen Anträge und Geschenke mit standhafter Beharrlichkeit von sich, indem er viel zu rechtschaffen denkt, und sein Va-

terland und dessen Wohlergehen viel zu sehr liebt, als daß er es nicht mit allen Kräften befördern, und jeden Schaden von ihm abzuwenden suchen sollte. So ließ sich Fabricius nicht vom Pyrrhus, ob er ihm gleich die Hälfte seines Königreichs versprach, Curius Dentatus nicht von den Samnitern, jene 4 römische Gesandte nicht vom König Ptolemäus, und Epaminondas nicht vom Artaxerxes, bestechen. „Wenn der König dasjenige will," antwortete Epaminondas, dem, der ihn bestechen wollte, „was den Thebanern nützlich ist, so thue ich es gern, und unentgeltlich. Will er aber ihren Schaden, so hat er nicht Gold und Silber genug. Denn ich mag für die herzliche Liebe zu meinem Vaterlande die Reichthümer der ganzen Welt nicht nehmen."

So denkt und handelt der Patriot. Er läßt sich nicht nur nicht bestechen, um seinem Vaterlande untreu zu werden, sondern er opfert demselben, wenn es die Noth erfordert auch sein eignes Vermögen auf. Aratus General von Achaja, hatte einem Einwohner von Corinth, der ihn auf einem engen, in den Felsen gehauenen Fußpfad in die Citadelle führen wollte, sechzig

Talente,

Talente, — nach unserm Gelde ohngefehr 60,000 Thaler — versprochen. Weil er aber nicht die ganze Summe so gleich aufbringen konnte, mußte er sein meistes Silbergeschirr nebst dem Geschmeide seiner Gemahlinn für den noch fehlenden Ueberrest verpfänden. Dieß war eine Probe von Großmuth, die man, nach Plutarchs Urtheile, den glänzendsten Heldenthaten der Griechen an die Seite setzen kann. Denn hier opferte Aratus nicht nur sein eigenes, ganzes, Vermögen der Wohlfahrt seines Vaterlandes auf, sondern wagte auch sein Leben in die augenscheinlichste Gefahr. Alle die Geschenke, und das Geld, das er von verschiedenen Monarchen bekam, die eine besondere Achtung und Zuneigung gegen ihn hegten, wendete er an, um die Spaltungen in Griechenland zu heben, gab einigen Geld, daß sie sich ruhig verhielten, bezahlte die Schulden anderer, um zu verhüten, daß sie nicht auf Neuerungen und Aufruhr dächten, kurz, er brauchte alles Geld, das er nur erübrigen konnte, um das gemeine Beste zu befördern.

Auch verdiente Geschenke nimmt er nicht an, wenn er glaubt, daß andere darunter leiden müssen, und opfert so dem gemeinen Besten eine Lei-

denschaft auf, die kleine Seelen durch jedes Mittel zu befriedigen suchen. Heinrich IV. machte dem Hofmeister seines Prinzen, dem Herrn von Sommieres ein Geschenk von 100,000 Thalern. Sommieres aber lehnte es mit den Worten ab: Ich befürchte, Ew. Majestät möchten, wenn Sie eine so grosse Summe wegschenken, eine zu grosse Lücke in Ihren Finanzen machen, und genöthigt seyn, sie auf Unkosten Ihrer Unterthanen wieder auszufüllen.

Wenn andere sich versehen, und übereilen, so benüzt er diese Gelegenheit, sich einen Vortheil zu verschaffen so wenig, daß er ihnen vielmehr mit der grösten Ehrlichkeit ihren Irrthum entdeckt, und das ihrige edelmüthig zurückgiebt. So brachte ein Handelsbedienter in London von seinem Herrn 400 Pfund Sterling baares Geld nach der Bank, um solches gegen acht Billets, jedes von funfzig Pfund Sterling zu verwechseln. Weil er etwas zu spät ankam, ward er von den Unterbedienten bey der Bank mit unhöflichen Worten angelassen. Sie nahmen indessen auf sein wiederholtes Ansuchen das Geld in Empfang, und er erhielt nach dessen Auszahlung, die Scheine. Derjenige, welcher sie ihm überlieferte, gab ihm

in

in der Eil aus Versehen sechszehn Zettel, statt der ihm gebührenden acht Scheine, welche der junge Mensch, ohne darauf acht zu haben, zu sich nahm. Kaum aber hatte er nach seiner Zurückkunft den Irrthum entdeckt, so kehrte er wieder um, und reichte den Bedienten bey der Bank die zu viel empfangenen acht Zettel wieder ein. Aber diese Leute blieben ihm den Dank für seine Redlichkeit schuldig.

Um andere vor Schaden zu verwahren, leidet er lieber selbst Schaden, wie jener Wiedertäufer, der dem Feind, welcher nach den Gerstenfeldern ausgeschickt war, um zu fouragiren, seine eignen Felder zeigte, und ihn an andern vorbeyführte.

In Kriegsnöthen, und andern Unglücksfällen, will er nicht, daß andere für ihn leiden sollen, weil er viel zu sehr Menschenfreund ist, als daß er nicht an ihrem Schicksal aufrichtigen Antheil nehmen, und ihnen das Ihrige zu erhalten suchen sollte. Der König von Preussen befahl in dem Krieg von 1756 des Dänischen Minister, Grafen von Bernstorfs, Güter in Meklenburg so wohl von der Kriegssteuer, als Recrutenlieferungen frey zu lassen. Als aber der Graf erfuhr, daß

die Summe wozu seine Güter angeschlagen waren, auf das übrige Land vertheilt worden, so wollte er nicht, daß andere für ihn leiden sollten. Erst nachher, da der König dem Lande die Erlassung dieser Summe zugestand, nahm er, mit Genehmigung seines Königs, Friedrichs V. die ihm zugedachte Gnade an; und hierauf bezahlte er noch freywillig zur Recrutenlieferung an die Landschafts-Casse die Summe von 2000 Thalern.

In die Testamente reicher Leute schleicht sich der Uneigennützige niemals ein, sondern giebt selbst rechtmässige Erbschaften, an die ein anderer ein näheres Recht hat, als er, mit bewunderungswürdiger Rechtschaffenheit zurück. Ein gewisser Lambert im Haag sezte den berühmten Saurin zu seinem Erben von 20,000 Thalern ein. Allein ein Vetter dieses Mannes erhob gegen Saurin eine gerichtliche Klage, als habe er das Testament erschlichen. Dieser vertheidigte die Gerechtigkeit seiner Sache durch die gründlichsten Beweise, gewann auch den Proceß, und erhielt die ganze Verlassenschaft seines Freundes. Aber, nun zeigte der edle Mann die Uneigennützigkeit seines Characters, und die ganze Güte seines Herzens. Von dem ganzen Erbtheil

behielt

behielt er nichts für sich, sondern zahlte zuerst die Legate aus, und alsdann theilte er die übrige Summe in zwey Theile. Die eine Hälfte gab er seinem Gegner, und die andere Hälfte bestimmte er der Schwester desselben.

Eben so uneigennützig handelte der berühmte Dichter Metastasio. Dieser war in seiner Jugend nicht in den besten Umständen. Ein Mann, mit dem er in vertrauter Freundschaft gelebt hatte, hinterließ ihm nach seinem Tod durch ein förmliches Testament sein ganzes Vermögen, das sich auf — 100,000 Thaler belief. Welche Versuchung für den Freund der Dichtkunst und Unabhängigkeit, sein Schicksal auf Lebenszeit aufs glänzendste zu bestimmen. Allein, der Dichter erfuhr, daß der Verstorbene Anverwandte in Bologna habe. Segnen sollen diese ihres Verwandten Andenken, nicht ihm und mir fluchen — dachte er, machte sich auf nach Bologna, und, als er einige ausgeforscht, von denen er glaubte daß sie das nächste Recht zu dieser Erbschaft hätten, sagte er ihnen: Sein Freund habe ihm zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber, wie er glaube, aus keinem andern Grunde, als, es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis er die

Würdigsten seiner Verwandten in Erfahrung gebracht, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen; und, sich dieses Auftrags zu entledigen, sey die Absicht seiner Reise. So gleich zahlte er ihnen das ganze Vermächtniß aus, ohne das Geringste davon für sich zu behalten.

Auch für wirkliche Dienste nimmt der Uneigennützige keine Belohnung an, wenn er weiß, daß die Geber das Geld nöthiger haben, als er, oder, wenn er vermuthet, daß man ihn zu Erweisung einer andern Gefälligkeit, die mit seinen Pflichten streitet, bestechen wolle.

Philopömen, der lezte Held, den Griechenland hervorgebracht hat, ward sowohl wegen seiner Klugheit, und Heldenthaten, als wegen seiner großmüthigen Uneigennützigkeit sehr hochgeschäzt. Als er einsmals den Lacedämoniern einen sehr wichtigen Dienst geleistet hatte, fasten sie einen öffentlichen Schluß ab, ihm ein grosses Geschenk an Gelde zu machen. Sie schickten auch einige Männer ab, die ihm dieses Geld überbringen sollten. Allein, die Ehrfurcht, welche man seiner Uneigennützigkeit halber für ihn hatte, war so groß, daß keiner von den abgeschickten Lacedämoniern das Herz hatte, ihm etwas von diesen

Ge-

Geschenken zu sagen. Sie wandten sich endlich an einen gewissen Timolaus, der mit dem Philopömen in guter Bekanntschaft stand, und trugen ihm auf, das Geschenk zu überbringen. Dieser kam nach Megalopolis, und kehrte bey dem Philopömen ein. Als er aber jezt sah, wie ernsthaft Philopömen in seinem Wesen, wie sparsam im Essen und Trinken, wie einfach in seinen Sitten er sey, und daraus seine Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit erkannte, so that er des Geschenks keine Erwähnung, sondern erdachte einen Vorwand seines Besuchs, und gieng wieder davon. Eben dieses wiederfuhr ihm, als er das andere mal wieder abgeschickt wurde. Er reisete daher das dritte mal zum Philopömen, und that sich recht Gewalt an, seine Sache endlich anzubringen. Philopömen hörte ihn ganz geneigt an, gieng aber hierauf selbst nach Lacedämon, und gab den Spartanern diesen guten Rath: Versuchet nicht eure guten Freunde zu bestechen, da ihr ihre Hülfe umsonst haben könnt: erkaufet oder gewinnet die Bösen mit Gelde, damit ihr sie ruhig machet. Es ist besser, daß man die Feinde, als daß man die Freunde stumm mache. Welch eine

Grösse

Grösse liegt in den bisher erzählten Gesinnungen und Handlungen!! Und wie sehr ist zu wünschen, daß sie künftig allgemeiner in der Welt werden möchten, als sie bisher waren!!!

§. 35.

Gründe dieses Betragens.

Die Gründe welche eine so schöne Tugend hervorbringen, sind vorzüglich folgende:

1. Geldbegierde zeugt von einem kleinen Geist, und ist die Mutter vieler Ungerechtigkeiten, und Niederträchtigkeiten. Noch nie hat ein wahrhaftig grosser Geist die Reichthümer geliebt. Gemeine, unausgebildete, Seelen aber, die weder den Werth der Dinge kennen, noch über die Folgen ihrer Handlungen nachdenken, streben nach nichts mehr, als nach Reichthümern, sey es auch, durch welche Mittel es wolle. Hier betrügen sie ihren Fürsten, und dort ihren Nebenmenschen: Hier schleichen sie sich in Testamente ein, und dort suchen sie fremdes Gut um die Hälfte des Werths an sich zu bringen: Hier übersetzen sie den Preis der Waaren, und dort geben sie schlechte für gute: Hier sprechen sie dem Gottlosen Recht um der Geschenke willen, und dort wenden sie das Recht des Gerechten von ihm um ihres Interesse willen:

Hier

Hier müssen sie daher bey Lastern nachsichtig, und dort bey Ungerechtigkeiten stumme Hunde seyn.

2. Geldbegierde erstickt und verschlingt alle edle Neigungen. Jede Bemühung für anderer Menschen Wohl, wenn sie kein Geld einbringt, verabscheuet sie, weil sie weiß, daß sie dadurch in ihrem Hauptgeschäfte, in Erwerbung des Geld's, gestöret wird. Dem Unterdrückten beyzustehen, den guten Nahmen des Verleumdeten zu retten, dem Verfolgten zu helfen, den Armen zu unterstützen, dem Kranken sein Leiden zu erleichtern, — das erwartet man vergeblich von ihr, weil ihr Eigennutz nichts dabey gewinnt, und ihr Interesse keinen Vortheil wahrnimmt.

3. Die Eigennützigkeit und das unmässige Bestreben nach Reichthum hindert unsre moralische Vollkommenheit, und wahre Glückseligkeit. Jene Stille der Seele, jenes Ruhen der Leidenschaft, das zu einem zufriednen Leben so nöthig ist, kann damit schlechterdings nicht bestehen. Die heisse Begierde nach Geld, wo sie einmal herrschend worden ist, peinigt ihren Sclaven Tag und Nacht: sie spornt ihn an, seine Kräfte unmässig anzustrengen, sie verscheucht oft seinen Schlaf, und versagt ihm die angenehmsten Erquickungen. Schlagen seine

Wünsche

Wünsche fehl, so hält er sich für den elendesten unter allen Menschen. Er mag gesund seyn, er mag sein gutes Auskommen haben, es mag ihm von allen Seiten das Vergnügen entgegen lachen, dies achtet er alles nicht. Der Verdruß, eine Beute verlohren zu haben, zu der er sich Hofnung machte, läßt keine Freude in seinem Herzen aufkommen. Und wird sein Wunsch erfüllet, so ist deßwegen die Begierde noch nicht gesättiget: sie verlangt nun noch mehr. So wenig alle Ströme, die in das Meer laufen, dasselbe füllen können, eben so wenig können die Begierden einer habsüchtigen Seele auch durch die größten Reichthümer gesättiget werden.

4) Die unmäßige Begierde nach Reichthum raubt dem Menschen seine Freyheit, Ehre, und Ansehen. Ein Eigennütziger ist jedermanns Sklav, von dem er Vortheile hofft, und läßt sich oft zu den schändlichsten Handlungen mißbrauchen. Und wer sollte einen solchen Sklaven des Gelds und Eigennutzes ehren und hochschätzen? Gewiß kein edler Mann wird sich so sehr wegwerfen, daß er dieses thun sollte? Und auch in öffentlichen Angelegenheiten wird sein Ansehen sehr gering seyn, weil man von ihm weiß, daß er nicht aufs

gemeine

gemeine Beste, sondern allein auf seinen Eigennutz Rücksicht nimmt: daß er sich wenig um Pflicht und Rechtschaffenheit, aber ganz allein um seinen persönlichen Nutzen bekümmert.

5) Ein Uneigennütziger hingegen ist frey, angesehen, und geliebt. Er ist unabhängig von reichen Sündern: unabhängig von vornehmen Unköpfen: unabhängig von boßhaften Schurken. Er kann dem, was er für wahr, und recht, und gut hält, ungehindert folgen: darf die Wahrheit freymüthig reden und vertheidigen: kann seinen unschuldig gedrükten Nebenmenschen beschützen, und auf der geraden Bahn der Tugend fortwandeln. Der Böse hat Respect vor ihm, und der Tugendhafte liebt und verehrt ihn. Sein Vaterland aber muß sich glücklich schätzen, einen solchen Bürger zu besitzen. Und die Nachwelt wird ihm den gebührenden Tribut des Ruhms gewiß nicht versagen.

6) Da nun der Eigennutz so klein, und schimpflich ist: da er zu so vielen Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten verleitet, alle edlen Neigungen erstickt, unsre moralische Vollkommenheit hindert, und uns die angenehmsten Vergnügungen raubt: da ferner der Reichthum so unbe-

sterhaft,

ständig und vergänglich ist, uns stolz, üppig, lasterhaft, und unglücklich macht: da uns die Eigennützigkeit unsre Freyheit, Ehre, und Ansehen raubt: Da die Uneigennützigkeit hingegen schön, löblich, und groß ist: uns immer auf dem Weg der Wahrheit, Ordnung, und Tugend erhält: unsre moralische Vollkommenheit befördert, und uns unabhängig, angesehen, und geliebt macht: wie sollten sie die Menschen dem niedern Eigennutz nicht weit vorziehen, und zur einzigen und beständigen Regel aller ihrer Handlungen machen?

§. 36.

Noch einige Gründe.

Diese Gründe bringen die Uneigennützigkeit ohne Zweifel schon hervor. Der Großmüthige aber übt sie aus noch edlern Gründen aus, nemlich darum, weil sie mit der Tugend und Rechtschaffenheit nicht bestehen kann: aus Mäßigung und Begnügsamkeit, die nicht viele Dinge zum Leben braucht: aus Liebe zur Gerechtigkeit, und Billigkeit, die, einem jeden das Seine zu lassen, und zu geben, gebieten: aus Wohlwollen und Menschenliebe, die uns die Beförderung des Vergnügens und Glücks anderer zur Pflicht machen:

und aus Liebe zur Wahrheit, Ordnung, und Vollkommenheit, die er in den allgemeinen Anordnungen der Natur erblickt, und nachzuahmen sich bestrebt: — und wird so der größte Wohlthäter, und das herrlichste Muster seiner Mitmenschen.

Großmüthige Freygebigkeit.

§. 37.

Natur und Beschaffenheit derselben.

Wie der große Mann gegen den Reichthum gleichgültig ist, wenn er ihn nicht besitzt, also wendet er ihn zur Freygebigkeit und Wohlthätigkeit an, wenn er ihm zugefallen ist, ohne dabey auf gleiche oder ähnliche Erwiederung zu denken, ohne eine irrdische Vergeltung dagegen zu hoffen. Seine erquickendste Freude ist, Menschenelend mindern, und seine süsseste Wollust, Thränen abtrocknen. Er rücket, wie Gott, es niemand auf, was er etwa für ihn that, und raubt sich nicht

durch Insolenz das Verdienstliche seiner Hülfleistung. Er setzt den, dem er half, nicht in die schmerzliche Verlegenheit, sich jemals seines Helfers und der Hülfe schämen zu dürfen.

Bald sucht er wahre Hülfsbedürftige auf, und lindert ihre Noth durch thätige Unterstützung, wie jener reiche Engländer Jly. Dieser sah bald ein, daß die Anzahl der Unglücklichen sich nicht blos auf die Zahl derjenigen einschränke, die auf offener Straße ihre Hülfe von der Freygebigkeit der Vorübergehenden erwarteten, und daß, wenn einer von ihnen so vieler Empfindlichkeit für seine Gutthaten fähig wäre, er noch vielmehr von einer großen Menge ehrlicher Leute, die mit gleichen Bedürfnissen mehr Adel der Seele verbinden, hoffen könnte. Diese Hofnung schmeichelte seinem Herzen. Er machte sich ein tägliches Geschäfte daraus, diejenigen aufzusuchen, die seiner Aufmerksamkeit noch um anderer Ursachen, als um der bloßen Menschenliebe willen würdig waren. Er entdeckte eine große Anzahl derselben; denn die Welt wimmelt von Unglücklichen, die ein besseres Schicksal verdienen. Er verband mit den Wohlthaten, die er ihnen erwies, so edle und großmüthige Manieren, daß er empfindlichen Seelen die

Ver-

Verwirrung ersparte, ihre Armuth allgemein bekannt, und selbst ihre Hülfe allzu offenbar am Tage zu sehen. Diese zwey Bemühungen, seine Wohlthaten zu erweisen, und sie nicht merken zu lassen, beschäftigten den Herrn Jly auf eine so angenehme Weise, daß er weit entfernt, noch müssige, leere, Augenblicke zu haben, sich oft beklagte, daß die Zeit zu kurz wäre, oder daß sie zu geschwind verflösse. Eines Abends, da er allein nach Hause kam, nachdem er den ganzen Tag mit seinen gewöhnlichen Handlungen der Großmuth zugebracht hatte, hörte er zween Bürger, die sich von ihren Geschäften unterhielten, und die, nachdem sie sich freymüthig gestanden hatten, daß sie in einem ziemlich schlechten Zustande wären, es bedauerten, daß sie den Herrn Jly nicht kannten, dessen Wohlthaten allenthalben ruchtbar zu werden anfiengen. „Mit funfzig Guineen (sagte der eine) würde ich alle meine Schulden bezahlen, die mich hindern, mein Gewerbe fortzuführen, und meine Arbeit, die sogleich leichter, ruhiger und freyer werden würde, setzte mich bald wieder in den blühenden Zustand, von dem mich mein Unglück hinabgestürzt hat. — Funfzig Guineen würden bey mir lange nicht hinreichen, (antwortete der ande-

re) und so sehr man auch die Freygebigkeit des Herrn Jly rühmt, so könnte ich doch niemals glauben, daß er geneigt wäre, mir tausend Guineen zu leihen, ohne welche ich keine Rettung für mich zum voraus sehen kann.“ Jly näherte sich ihnen „Meine Freunde (sagte er) ich habe eure Bedürfnisse vernommen, ich kenne den Herrn Jly, von dem ihr eine so vortheilhafte Meinung habt, und ich könnte euch bey ihm einige Dienste leisten. Allein er ist mit tausend Sorgen überhäuft, und ich dürfte euch nicht versprechen, daß er sich bewegen ließe, euch auf einmal und plötzlich zu helfen. Indessen müßt ihr ihn nicht für den einzigen Mann in unserm ganzen Lande ansehen, der redlichen Leuten aus der Noth helfen könne, oder wolle. Ich wünsche, daß ihr von mir dasjenige annehmet, was eure Bedürfnisse erfordern: nur unter zwey Bedingungen gebe ich es euch. Die erste ist, daß ihr euch nicht bemühet, meinen Namen zu wissen: die zweyte, daß ihr mir morgen um die gleiche Stunde, und auf dem gleichen Platz ein schriftliches Zeugniß von eurem Pfarrer mitbringet, das mir eure gute Aufführung zusichere.“ Zuerst nahmen sie diese Rede als einen Scherz auf. Indessen entschlossen sich die beyden Bürger doch, den

Aus-

Ausgang dieser Begebenheit abzuwarten. Sie fanden sich des Morgens darauf auf dem Sammelplatz ein, und Herr Jly, seinem Versprechen nicht weniger getreu als sie, brachte ihnen seine tausend und funfzig Guineen. Ihre Freude schien außerordentlich. Sie übergaben ihm wechselsweise die Versicherungsscheine ihres Pfarrers, die auch seine einzige Bürgschaft waren: denn er schlich sich sogleich von ihnen weg, um nicht gekannt zu werden. Man weiß nicht, ob seine Absicht war, ihnen mit dieser Summe ein Geschenk, oder eine bloße Anleihung zu machen. Allein, diese ehrlichen Leute, die seine Wohlthat nur unter diesem letzten Titel anzunehmen geglaubt hatten, und ihm dafür eine Verschreibung zu Handen zu stellen gesinnt waren, erstaunten sehr, ihren Wohlthäter verschwinden zu sehen. Sie faßten mit einander einen eben so ausserordentlichen Entschluß, als seine Handlung war. Sie ließen gleich Morgens darauf auf einem öffentlichen Platz eine Schrift anschlagen, die alle Umstände ihrer seltenen Begebenheit enthielt, mit einer Erklärung, worinn sie sich vor dem ganzen Publicum verpflichteten, die Summe, die sie dadurch empfangen zu haben bescheinten, wieder in gewissen Terminen abzuzah-

len. Und, um allem Schein der Zweydeutigkeit auszuweichen, versprachen sie solche den Händen einer Magistratsperson anzuvertrauen, der sie die Vollmacht gaben, sie dem Vorweiser der Versicherungsscheine ihres Pfarrers zu übergeben. Ein so edles Verfahren erwarb ihnen jedermanns Bewunderung und Beyfall. Allein der folgende Morgen gab dazu neuen Stoff, indem man einen neuen Zettel angeschlagen fand, der die Erklärung des Wohlthäters enthielt. Dieser versicherte, wie sehr es ihn freue, seine Wohlthat so gut angewendet zu haben. Er forderte dafür keine andere Bezahlung, als die Empfindungen zweyer Herzen, die ihm so vieler Erkenntlichkeit fähig schienen. Er nahm das Publicum zum Zeugen, daß er ihnen die ganze Summe zu ihrem Eigenthum überlasse, und fügte hinzu, daß er, um alle Ansprüche auf dieselbe gänzlich zu entkräften, den gleichen Tag die Zeugnisse des Pfarrers obenerwähnter Magistratsperson zurückgeschickt habe. Man drang nicht sogleich durch den Schleyer, in den die Bescheidenheit den Herrn Jly verhüllet hatte, hindurch. Und vielleicht würde diese schöne Handlung auf immer dem Publicum verborgen geblieben seyn, wenn nicht der Einzieher seiner

Gelder

Gelder ihn aus Unbesonnenheit verrathen, und entdeckt hätte, daß er ihm die beyden Summen zu eben der Zeit, da sich dieses zugetragen, zu Handen gestellt habe . .

Bald befördert er Künste und Wissenschaften, läßt arme, aber Hofnungsvolle Jünglinge studiren, und reisen, wie der Freyherr von Palm zu Kirchheim an der Teck im Wirtembergischen. Dieser edle, und verehrungswürdige Mann thut in der Stille unaussprechlich viel Gutes. Der Schule zu Kirchheim hat er ein ansehnliches Capital zu Büchern und Prämien geschenkt: schon viele arme Jünglinge hat er während ihrer ganzen academischen Laufbahn mit vielem Geld unterstützt: Hofnungsvolle junge Männer, wie die Professoren Flatt und Paulus, hat er reisen lassen. Letzterm allein hat er nach der Jenaer Litteraturzeitung zwölfhundert Reichsthaler Reisegeld gegeben, woraus man leicht auf die übrige Freygebigkeit des großen Mannes schließen kann, die grossentheils noch nicht bekannt ist.

Bald erläßt er Schulden, und fügt noch Wohlthaten hinzu, wie Helvetius, der, da er die Herrschaft Vore gekauft hatte, dem darinn wohnenden Herrn von Vasseconcelle nicht nur

die ihm schuldige Summe Gelds erließ, sondern auch ein jährliches Gehalt von tausend Livres anwieß.

Bald setzt er auf eine edelmüthige Art die hinterlassene Familie eines unbegüterten Künstlers in bessere Umstände, wie die Madame de Geoffry, die sich von dem berühmten Mahler Van Loo zwey Stücke hatte mahlen lassen, und ihm dafür 4000. Livres bezahlt hatte. Diese Stücke reizten die Begierde vieler Liebhaber. Van Loo starb, und seine Verlassenschaft war weit unter seinem Ruhme. Da die Madame de Geoffroy dieses vernahm, ließ sie diese zwey Gemälde nach dem Saal des Louvre bringen, damit jedermann sie sehen möchte. Sie wurden von jedermann bewundert. Man machte nun bekannt, daß sie an einem gewissen Tag sollten versteigert werden. Es geschah, und sie wurden für die russische Kaiserin bis auf 34,000. Livres getrieben, und sogleich bezahlt. Die Madame Geoffroy nahm ihre 4000. Livres davon weg, und schickte die übrigen dreissig tausend der hinterlassenen Wittwe des berühmten Van Loo mit einer feinen und edelmüthigen Entschuldigung.

Bald hilft er einem unbemittelten Dichter aus der Noth, wie Quie dem Thomson, der von einem Gläubiger verfolgt wurde, und von jenem unter dem Titel eines Vermächtnisses hundert Pfund Sterling erhielt.

Bald unterstützt er arme Gelehrte, wie Catharina II. Diese kaufte dem Diderot, seine Bibliothek ab, ließ ihm 15,000. Livres dafür bezahlen, und fügte 1000. Livres jährlicher Einkünfte, um sie nach Gefallen fortsetzen zu können, hinzu, mit dem Beding, daß Er und die Seinigen die ruhigen Besitzer derselben bleiben sollten, bis es Sr. Majestät gefallen würde, dieselbe von ihnen zu fordern.

Bald belohnt er mit ungewöhnlicher Großmuth einen zwar geringen, aber desto aufrichtigern Diensteifer, wie der König Artaxerxes, der einen armen Unterthanen, welcher ihm auf seiner Reise eine Hand voll Wasser zum Geschenk darbrachte, mit einer goldenen Schaale nebst tausend Dariken, (nach unserm Geld ungefehr 1000. Ducaten) beschenkte.

Bald reißt er einen rechtschaffenen Freund aus der Verlegenheit, wie der edelmüthige Gellert. Als wenige Wochen vor dessen Tode einer seiner

Freunde in einer Unterredung mit ihm, ohne weitere Absicht sagte, daß ihm gewisse Gelder ausgeblieben wären, die ihn in Verlegenheit setzten, stand Gellert mit der heitern, lächelnden Mine auf, die man nur bey besondern fröhlichen Gelegenheiten an ihm bemerkte, gieng zu seinem Pulte, brachte in einem Papiere 30. Louisd'or zurück, und bot sie seinem Freunde mit den Worten an: „Ich bin selten so reich; aber zum Glück bin ich es jetzt, um einem rechtschaffenen Manne beystehen zu können. Nehmen Sie dieses Geld: denn ich brauche es nicht."

Bald benimmt er einem armen, schlecht besoldeten, und mit Schulden beladenen Pfarrer die Zweifel wegen seiner Seeligkeit, wie Friedrich der Einzige. Als dieser im Jahr 1784. auf die Revüe nach Schlesien reiste, zerbrach unweit Crossen ein Rad an seinem Wagen. Der König gieng so lang, bis es wieder gemacht war, nach der Wohnung des Pfarrers im Dorfe. Dieser stund eben am Fenster, als er den König, den er sogleich erkannte, in Gesellschaft des Generals von Möllendorf, und zweyer Adjutanten, auf seine Hausthür zukommen sah. Er eilte also in seine Stubierstube, um seinen Schlafrock und Mütze mit

seinem

seinem schwarzen Rock und Perücke zu verwechseln. Seine zwey Töchter empfiengen unterdessen den König, und unterhielten ihn mit einem kleinen Concert auf dem Clavier, das ihm ungemein wohl gefiel. Inzwischen kam der Pastor in seinem schwarzen Kleide, und einer frisch gepuderten Perücke ins Zimmer getreten. Er muß ein rechtschaffener Mann seyn, redete ihn der König an, weil er seinen Kindern eine so gute Erziehung giebt. Wie geht es ihm? Er scheint ja eine bekümmerte Miene zu haben! — Erlauben Ew. Majestät, antwortete dieser, ich bin zwar allerdings ein glücklicher Vater, daß ich zwey fleißige, und gehorsame Töchter habe: aber die langwierige Krankheit meiner seeligen Frau, und andere Unglücksfälle haben mich, leider, in eine Schuldenlast von 400. Thalern gesetzt; und diese abzuzahlen, dazu gehören bey meinem geringen Einkommen viele Jahre. Gott weiß es, ob ich so lange lebe. — Da bedaure ich ihn, fuhr der König fort; denn in jener Stelle heißt es: Du wirst nicht von dannen herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest. — Hier wandte sich der König wieder gegen das Clavier, hörte noch einige Zeitlang zu; und als der Wagen fertig war, ließ er jedem

Mäd-

Mädchen 20 Louisd'or auszahlen, verließ, ohne sich weiter mit dem Landprediger einzulassen, seine Wohnung, und reiste fort. Von der nächsten Nachtstation aber schrieb der gütige Monarch eigenhändig also an den Prediger: „Hier sende ich ihm eine Assignation auf 400. Thaler: bezahle er seine Schulden damit, um wegen seiner Seeligkeit keine Gewissensscrupel zu haben."

Bald kauft er Gefangene los, und setzt sie nebst ihrer Familie in bessere Umstände, wie Montesquieu. Dieser traf an einem Abend einen jungen Menschen am Ufer zu Marseille an, von dem er erfuhr, daß sein Vater das Unglück gehabt habe, den Seeräubern in die Hände zu fallen: daß er, und seine Mutter und Geschwister, Tag und Nacht arbeiteten, um so viel Geld zusammen zu bringen, daß sie den Vater und Ehemann loskaufen könnten. Montesquieu hörte ihn mit großer Theilnehmung an, erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach dem Namen des Vaters, nach dem Ort des Aufenthalts, nach dem Namen seines Herrn, und nach dem Gelde, das dieser für seine Befreyung fordere. Nachdem er dieses alles erfahren hatte, drückte er dem Jüngling all' sein vorräthiges Geld, das in 20. Louisd'or bestand,

und

und eilte fort, ohne seinen Dank zu erwarten. Mit dieser edlen That war er aber noch nicht zufrieden. Er kaufte wirklich im Stillen den Vater für 6000. Livres los, ließ ihn kleiden, ihm 50. Louisd'or auszahlen, und setzte ihn in den Stand, die Rückreise zu seinem Weibe und Kindern anzutreten.

Einst saß die verlassene Familie betrübt beysammen, und beklagte ihren Versorger, der jetzt, ihrer Meynung nach, die Ketten tragen mußte. Da öffnete sich die Thür, und siehe, der Mann steht da, über dessen trauriges Schicksal zeither so viele Thränen waren vergossen worden. Leser, erwartet nicht, daß ich euch diesen Auftritt beschreibe. Fühlet selbst die Freude, und das Erstaunen, und Entzücken dieser auf einmal so glücklich gewordenen Familie!!! — Die ganze Familie forschte nun nach, um den Mann kennen zu lernen, der ihr den Versorger wieder gegeben habe; aber umsonst. Endlich fand ihn dieser Jüngling einmal auf der Straße. Freude strömte durch alle seine Glieder. Er fiel vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, nannte ihn seinen Erretter, seines Vaters Befreyer, und bat mit Vergiessung vieler Thränen, was er bitten konnte, mit ihm in sein

Haus

Haus zu gehen, um selbst ein Zeuge des großen Glücks zu seyn, das er seiner Familie geschenkt habe. Aber umsonst, er riß sich los und verbarg sich, und erst nach seinem Tode wurde diese großmüthige Handlung bekannt.

Bald bemüht er sich unschuldig gedrückten, und unglücklich gemachten Männern ein besseres Schicksal zu verschaffen, wie die Reichsgräfin von Finkenstein, und der Herzog von Montagu. Jene las mit einem besondern Vergnügen die Schriften eines verdienstvollen deutschen Dichters. Da sie sich einst nach seinen Umständen erkundigte, gab man ihr die Antwort: daß er das Schicksal nicht hätte, so die schöne Anwendung seiner Talente verdiente. Wie kann der Mann verlassen seyn? war ihre Antwort. Ist es möglich, daß solch ein Genie für seinen Unterhalt bekümmert seyn muß? Und in dem Augenblick entstand in ihrem edlen Herzen der Vorsatz: das zu thun, was das Vaterland hätte thun sollen, da es kein Fürst that. Die Gräfin und einige andre Damen, hätten dem Dichter eine Pension ausgemacht, wenn die Vorsehung ihr nicht in Belohnung seiner Verdienste durch einen andern Weg zuvorgekommen wäre. —

Der Herzog von Montagu war ein sehr menschenfreundlicher Mann, der den Genuß der Wohlthätigkeit innigst empfand, und nach guten Handlungen, wie nach Abentheuren, jagte. Es gelang ihm, ein unverdorbenes Gefühl im Kreis der großen Welt zu erhalten, und doch blieb er allen angenehm, weil er keinen Preis auf eigene Verdienste sezte, keine Tugend überspannte, und durch seine freudige, gefällige Laune alle Herzen an sich zog.

Kurz nach dem letzten Aachner Frieden ward er im Park zu London eines mitteljährigen Mannes von edler Mine gewahr, der eine zwar reinliche, aber veraltete Uniform trug, immer im einsamsten Gang längs dem Wasser hinschlich, zuweilen stille stand, und seine Augen mit einer traurigen Würde gen Himmel erhob. Der Herzog fand bald jemand, der ihm die Geschichte des Unbekannten erzählte. Sein Name, hieß es, ist Randall, er ist brav, wie sein Degen, und erndtete im lezten Krieg Wunden und Ehre genug: aber er hat seine Compagnie, die ihm sein ganzes Erbtheil kostete, durch die Reduction, die ihm der Haß des Lords*** zuzog, verlohren; und nun ist er freylich zu beklagen,

wenn

wenn er anders beklagt seyn will. Er lebt in London von der Hälfte seiner halben Gage, um ein besseres Glück in der Nähe abzuwarten, und seine Frau hungert mit zwey Kindern bey der andern Hälfte in York-Shire. Man sagt, daß er das arme Weib schwärmerisch liebt: und vielleicht macht ihn ihre Abwesenheit schwermüthig. Hat der Mann keine Freunde? Allerdings, war die Antwort, aber er meidet sie, und begegnet ihnen zurückhaltend und kalt. Er nennt es eine gefährliche Prüfung, Hülfe zu fordern, und will, wie er sich gegen jemand herausließ, keinen alten Freund verachten lernen. Nun wissen Sie, Mylord, fuhr der Erzähler fort, daß man niemand seine Wohlthaten aufdringt, (gemeine Seelen freylich nicht!) und daß es eine schiefe Art zu denken verräth, (mit nichten, sondern eine besondere Großmuth!) wenn das Unglück uns stolz macht. Dem Herzog klopfte das Herz geschwinder, und er entwarf sich auf der Stelle seinen Plan. Einige Zeit nachher, als eben Randall in tiefen Gedanken auf einer Bank des Parks saß, näherte sich ihm ein Kammerdiener des Herzogs, und bat ihn im Namen seines Herrn auf den folgenden Tag zu Gaste. Randall stand mit einiger Bestürzung, und, wie vom

Traum

Traum erwachend auf, maß den Fremden mit den Augen, und antwortete kalt: daß er sich in der Person irren müsse, weil er den Herzog nicht kenne. Wenn Sie, erwiederte der Cammerdiener, Capitän Randall vom 18ten Regiment sind, so gilt mein Auftrag Sie. Gut, sagte Randall; ich begreife das nicht, aber ich werde die Ehre haben, aufzuwarten. Der Herzog empfieng ihn allein, und, indem er ihn vertraulich bey der Hand ergriff, sprach er leise mit einer geheimnißvollen Mine: Sie errathen die Ursache meiner Einladung nicht, und ich bin ungewiß, wie Sie meine Freyheit aufnehmen werden. Ich habe durch einen Zufall erfahren, daß eine junge Dame von meiner Bekanntschaft nichts weniger, als gleichgültig gegen Sie ist, daß ihr Herz und ihre Ruhe daran hängt, Sie zu sprechen, und weil es in dem Hause der Lady nicht seyn kann, so habe ich mir die unschuldige Freude gemacht, Sie beyde hier zusammen zu bringen: ich hoffe, daß Sie darum nicht geringer von mir denken. Bey jedem Worte des Herzogs erweiterten sich die Augen des ehrlichen Capitäns, der endlich mit starrem Blick, und mit zitternder Unterlippe zum Worte kam. Mylord, sagte er feyerlich, entweder hat man Sie, oder Sie mich zum Besten — und

wir sind, wie ich hoffe, bey Gott, die Leute nicht darnach. Der Herzog antwortete eben so ernsthaft: ich bin ein Mann von Ehre, Capitän, und was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit. Hier flog die Seitenthüre auf, und Randall erblickte seine Frau, die an den Hals ihres halbversteinerten Mannes flog, und seine Kinder, die sich fest um seine Schenkel klammerten, an ihm hinauf sahen, und laut weinten, weil die Unschuldigen die Freudenthränen im Aug' ihres Vaters misdeuteten. Hundert Fragen durchkreuzten sich. „Weißt du denn auch" — rief die Frau. „Wie kommt ihr nach London?" der Mann. „Daß der Herzog," fuhr die Frau fort, „das Werkzeug unsers Glücks ist? — daß er mir schrieb, eiligst nach London zu kommen, weil mein Onkel, der mit unserer Heirath unzufrieden war, ihm auf seinem Todenbette. — Hier ist das Papier." (Es war eine Annuität auf 100. Pfund (100 Louisd'or) jährlich.) Der empfindliche Randall errieth und verschlang das Geheimniß. „Ach Mylord," rief er aus. „Lassen Sie es gut seyn," sagte der Herzog, „und nehmen Sie diese neue Bestallung an! Nun wollen wir auf des Onkels Angedenken eins trinken!" Der Onkel war wirklich tod, aber das Vermächtniß eine Fabel.

Wenn

Wenn es heut zu Tag noch eine Gräfin von Finkenstein, oder einen Herzog von Montagu gebe, sagt mir eben jemand, der mich über der Niederschreibung dieser göttlichen Handlung überraschte, und sie las, so wisse er einen Gegenstand, nemlich einen unschuldig verfolgten, dadurch kränklich gewordenen, unter einem schweren, ihn und seine Familie nicht ernährenden Amt in kurzer Zeit ohne Zweifel erliegenden Mann, der nur ein ruhigeres, und etwas besseres Amt wünsche, und nicht erhalten könne: An diesem könnte ein andrer Montagu eine eben so schöne Handlung ausüben, und vielleicht blos durch eine nachdrückliche Empfehlung sein und der Seinigen Schicksal auf Lebenslang möglichst glücklich machen. Ich werde seiner Zeit bekannt machen: ob sich eine ähnliche edle Seele gefunden, und das Schicksal dieses Mannes erleichtert habe??? — Denn bisher giengen Priester und Leviten unbarmherzig an ihm vorüber!!! —

Bald erquickt er arme Pfarrwittwen, stiftet Bibliotheken für schlechtbesoldete Pfarrer, und entschädigt andre Unglückliche, wie die Herzogin von Wirtemberg, die ihr ansehnliches Hochzeitgeschenk unter 10 arme Pfarrwittwen, 3 schlecht besoldete Pfarrer, 4 durch Brand verunglückte Städte, austheilte:

theilte: und die im Stillen fast täglich unaussprechlich viel Wohlthaten erweiset.

§. 38.

Gründe dieses Verhaltens.

Die Verbindlichkeit zu dieser Tugend erhellet aus folgenden Gründen:

1) Die Wohlthätigkeit, und Freygebigkeit, ist unserer Natur anständig, schön und groß. Anständig, denn sie stimmt mit unserer Natur überein, die uns zum Mitleiden gegen andere äntreibt. Wenn wir nun dieser edlen Neigung nicht gemäß handeln, sondern sie wieder erkalten lassen, ehe sie in Thaten ausbricht, so handeln wir unsrer Natur zuwider, und verdienen den Namen wahrer Menschen nicht. Denn diese müssen auch menschlich, d. i. vernünftig, gerecht, mitleidig, und großmüthig handeln. Dieß ist die Stimme der Natur, ja ihres Urhebers, selbst. Und ohne diese Stimme zu hören und zu befolgen, leben wir wie die Thiere nur für uns selbst, und gehen aus der Welt, ohne uns in unserm Leben nur einer Dankfagung würdig gemacht zu haben.

Schön, weil sie unsre innere Schönheit, d. i. unsre Tugend sichtbar darstellt, und andern zu einem vortreflichen Beyspiel dienet. Schön, weil

sie

sie jedermann gefällt, und Freude und Vergnügen unter den Menschen ausbreitet. Sieh' Thränen der Freude und des Danks rinnen aus den Augen desjenigen, dem du eine wichtige Wohlthat erwiesen hast! Das ist unser Erretter, heist's da: Gott segne den großmüthigen, rechtschaffenen Mann, der uns gespeiset, gekleidet, aus den Händen unsrer Verfolger errettet, und glücklich gemacht hat! So nennt der Vater seinen Kindern den Namen seines mildthätigen Gönners; so wird das Andenken einer edlen mitleidigen That oft noch Anlaß zur festlichen Freude für die späte Nachkommenschaft.

Groß, denn sie verräth ausnehmende, moralische Kräfte, deren gewöhnliche Seelen nicht fähig sind, und erhebt uns über all' diejenige, die hartherzig genug sind, das Leiden ihres Nächsten mit trockenen Augen anzusehen, und mit Gleichgültigkeit fortdauren zu lassen. . . Da nun die Menschen ja sonst allem nachstreben, was anständig, und schön, und groß ist: warum sollten sie sich der moralischen Schönheit nicht um so mehr befleissen, da es eine bey allen Vernünftigen ausgemachte Wahrheit ist, was jener Dichter sagt:

Das edelste Schön, ist das Schöne der Seele!

2) Sie gewährt einem Menschen das reinste, dauerhafteste Vergnügen. Wenn die sinnlichen Freuden kurz, und tausend Zufällen unterworfen sind, ja sich oft in Schmerz, Qual, und Reue endigen: so bleibt dieses Vergnügen dauerhaft, stets in unserer Gewalt, und erfreut uns nach vielen Jahren noch in der Erinnerung. Kurz: mit diesem Vergnügen kann an Innigkeit, Unvergänglichkeit und beseligendem Geschmack keine sinnliche Freude in der Welt verglichen werden. Wenn uns bey bloßer Lesung der Handlungen eines Montesquieu, Montagu, schon Freudenthränen entfallen: was für ein himmlisches Vergnügen müssen sie nicht selbst davon empfunden haben???

3) Sie nimmt andere für uns ein, und macht sie uns ergeben. Durch die allgemeine Wohlthätigkeit ist Gott selbst nur ein Gegenstand unsrer Anbetung, unsers Vertrauens, und unsrer Liebe. Und was ist der größte Monarch der Erde ohne die Liebe seiner Unterthanen? Was ist der vornehmste Rath ohne die Liebe seiner Untergebenen!! Freylich denkt mancher, wenn er in der Höhe steht, wie jener Tyrann des Alterthums:

Wenn sie nur fürchten, hassen mögen sie!

Aber, gar oft erfährt er zu seinem Verdruß und

Schaden, wie irrig dieser Grundsaz sey! Gar oft erfährt er, wie wenig er ohne die Liebe seiner Untergebenen sey, und vermöge! Gar oft erfährt er aus dem allgemeinen Urtheil des Volks über einen solchen nach seinem Tode, wie beugend es sey, wenn ihn niemand bedauert und niemand beweint. Gar oft erfährt er aber auch, wie sicher und angenehm die Liebe anderer sein Leben mache, und was für ein treuer Beschüzer sie auf ewig sey. Es bleibt also ausgemacht, daß nichts gut sey als Güte, und nichts wahrer, hochachtender Liebe würdig, als Liebe.

4) Sie ist billig. Ich fühle, wenn ich betrübt bin, wie erquickend mir auch eine mitleidige Thräne werde: wenn ich niedrig bin, was ein freundliches Gesicht, ein wohlmeinendes Wort mir für Muth geben könne: und wie meine Wohlfahrt, meine Ruhe, meine Zufriedenheit, durch Gefälligkeit, Großmuth, und Menschenliebe noch unendlich mehr erhöhet werden könnten. Was für ein unwürdiger Mensch würde ich also seyn, wenn ich meinem Nächsten nicht eben das erweisen wollte, was ich in ähnlichen Fällen von ihm verlangte! Wie unbillig würde ich mich betragen, wenn ich gegen seine Noth fühllos seyn wollte!

5) Sie

5) Sie macht uns Gott ähnlich. Wie wohl, thun das Hauptgeschäft des Schöpfers ist: so soll der Mensch nach diesem Willen ein Gott auf der Erde seyn. Er soll alles zur allgemeinen Glückseligkeit beytragen: denn er hat die Fähigkeit, er hat in jedem Zustande das Vermögen hiezu. Dieß ist also sein großer Beruf. Und, wenn er diesen recht erfüllet, und recht viele Menschen glücklich zu machen sich bemühet, so trägt er das Bild seines Schöpfers würdig: so vertritt er gleichsam seine Stelle unter den Menschen. Kan etwas gröfseres und erhabneres seyn, als diesen großen Beruf gewissenhaft erfüllen.

Lasset uns darum Gutes thun, und nicht müde werden, so werden wir zu seiner Zeit auch erndten ohne Aufhören, und von dem, der uns die Wohlthätigkeit so sehr empfohlen hat, einmal die entzückende Worte hören: was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Gehet ein zu eures Herrn Freude!

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

B. 93. 40. 42. 47.

48. 94 n. 95. 550. 384 - 384. 387.

246. 335.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ueber Seelengröße und Standhaftigkeit im Unglück

Leipzig 1795

Ph.pr. 1398 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042441-6
VD18 90585399